

Die mit * bezeichneten Artikel sind bereits in der siebenten Aufl. des Conv.-Lex. enthalten, hier aber in Beziehung auf die neuesten Zeitverhältnisse bearbeitet worden.

Verweisungen mit Bemerkung des Bandes beziehen sich auf die siebente Auflage des Conv.-Lex., die übrigen auf die Artikel des vorliegenden Werks.

M.

Maanen (Cornelis Felix van), geboren 1769 im Haag, wo sein Vater als Rath im Gerichtshof für die Provinz Holland angestellt war, zeichnete sich bereits auf der Universität zu Leyden aus, und als er nach der Vertheidigung seiner Dissertation: „De ignorantia et erroris natura et effectibus, praecipue in contractibus et delictis“, die juristische Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich als Sachwalter in seiner Vaterstadt nieder. Er ward seinem Schwiegervater van der Meerſch, der nach der Revolution von 1795 Generalprocurator geworden war, als Adjunct beigegeben und nach dessen bald nachher erfolgtem Tode sein Nachfolger. In dieser wichtigen Stelle zeichnete er sich durch Kenntnisse und Talente aus, nicht minder aber durch die Geschmeidigkeit, mit welcher er immer der vorherrschenden Meinung der Machthaber folgte. Er fing nun an die Revolutionsgrundsätze mit einer in Holland seltenen Übertreibung zu bekennen, und verkündigte beredt, aber auch entschiedener als irgend Jemand die Lehre von der Volkssouverainetät. In einer auf jeden Fall rein politischen Sache trug er auf die Todesstrafe für den unlängst verstorbenen Staatsminister Repelaer an, der seine Rettung nur der einmüthigen Mäßigung seiner Richter verdankte, und durch die großmüthige Verzeihung, welche er M. angedeihen ließ, und die Achtung, die er den Verdiensten desselben bewies, sich selber ehrte. Den verschiedenen, rasch wechselnden Regierungen ergeben, wußte M. gleich nach der Gründung des Königreichs Holland 1806 das Wohlwollen des Königs Ludwig zu gewinnen, der ihn zum Justizminister ernannte. Gegen das Ende der Regierung Ludwig's und als schon eine Spannung zwischen ihm und Napoleon eingetreten war, verlor M. seine Stelle und das Vertrauen seines Gebieters. Was auch die Ursachen dieses Ereignisses sein mögen, über welche es verschiedene Urtheile gab, M. wurde gleich nach der Vereinigung Hollands mit dem französischen Reiche 1810 zum Staatsrath, Großkreuz des Reunionsordens und darauf zum Oberpräsidenten des Appellationsgerichts im Haag ernannt. M. zeigte sich in dieser Stellung in seinem wahren Glanze. In jenem achtbaren Verein von Rechtsgelehrten gab es einige, welche in wissenschaftlicher Hinsicht über ihn gestellt wurden, aber keinen, welchem der Vorzug mit so viel Recht gebührte als M., der sich nicht bloß durch die in den holländischen Gerichtshöfen gewöhnliche Redlichkeit und Unparteilichkeit, sondern auch durch seinen Scharfblick in der Auffassung und Entscheidung verwickelter Rechtshändel, durch ein bescheidenes, jeden anmaßenden Einfluß verleugnendes Benehmen gegen seine Amtsgenossen auszeichnete. In einigen servilen Äußerungen, in einigen bei öffentlichen Gelegenheiten ausgesprochenen Behauptungen unbedingter Ergebenheit

gegen Napoleon, wollte man nur ein unfreiwilliges, drückenden Zeitumständen gebrachtes Opfer sehen, das nur eine zu strenge Beurtheilung mit politischer Redlichkeit unverträglich finden könnte.

Hollands Wiedergeburt im Nov. 1814 führte M. in einen neuen Lebensabschnitt ein. Er blieb jenem volkthümlichen Aufschwung, der einigen andern Männern so großen Ruhm brachte und das Schicksal des Landes entschied, völlig fremd. In seiner Wohnung eingeschlossen, wirklich oder angeblich krank, entzog er sich allen öffentlichen Angelegenheiten, so lange die Gefahr dauerte, sei es aus Achtung gegen den Diensteid, oder aus der klugen Berechnung, die sich einen Ausweg bei jeder Wendung der Ereignisse offen halten will. So sehr man seiner Tüchtigkeit in amtlichen Wirken Gerechtigkeit widerfahren ließ, man glaubte doch, daß seine frühere Rolle ihn von dem Vertrauen eines constitutionellen Monarchen ausschließen müsse. Es war nicht blos der Abscheu gegen die Fremdherrschaft, was alle Parteien um eine volkthümliche Sache sammelte, es war auch die doppelte und gleich unselige Erfahrung, die man in Beziehung auf Anarchie und Despotismus gemacht hatte, was Alle einmüthig zu einer beschränkten Monarchie führte. Schienen Diejenigen, die sich auf das eine oder das andere Extrem geworfen hatten, eben darum wenig tauglich, die neue Ordnung der Dinge zu gründen und zu besetzen, so schien diese Ausschließung besonders Diejenigen treffen zu müssen, die sich aus Schwachheit oder aus Berechnung, dem Anstoß der jedesmaligen Machthaber folgend, jenen beiden Ausschreitungen überlassen hatten. Man sah sich getäuscht, als der Prinz von Oranien M. in seinem Amte bestätigte und ihm zugleich die allgemeine Leitung des Justizwesens und einen wichtigen Antheil an der höhern Verwaltung überließ. M. führte im Namen des Königs das Wort in der Versammlung, die 1814 war berufen worden, um über das neue Staatsgrundgesetz abzustimmen, und hielt eine Rede, die man ausgezeichnet fand, obgleich er Grundsätze aussprach, die von seinen frühern Ansichten ziemlich verschieden waren. Nach der Gründung des Königreichs der Niederlande ward er im Sept. 1815 zum Justizminister ernannt. In der Sitzung der Reichsstände von 1817—18 legte er zwei Gesetzentwürfe vor, von welchen einer die Pressefreiheit in Beziehung auf innere Angelegenheiten beschränkte, der andere das Jagdrecht zu den Regalien gerechnet wissen wollte. Die zweite Kammer wies beide ab und nahm in Beziehung auf den letzten Entwurf Kemper's entgegengesetzten Antrag an. Gleich nach der Einführung der Constitution hatten treffliche Vaterlandsfreunde dem König gerathen, die im Grundgesetze gegebene Zusage in Beziehung auf die Einheit und Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt sogleich zu erfüllen und dem höchsten Gerichtshofe seinen Sitz in Amsterdam anzuweisen, wodurch einer der ersten Veranlassungen der Zwietracht, die seitdem die nördlichen und südlichen Provinzen trennte, wäre vorgebeugt worden. Selbst Diejenigen, welche die Verfügungen des Grundgesetzes für zu liberal halten, tadeln dennoch die Nichterfüllung der Zusage, und immer allgemeiner schreibt man es persönlichen und eigennütigen Rücksichten des Ministers zu, daß durch seinen Einfluß jener dem König gegebene Rath verworfen und durch seine Ausflüchte die endliche Einrichtung der Gerichtsverfassung aufgehalten wurde. Anerkennung aber verdienen die wichtigen Arbeiten, die er als Präsident der verschiedenen, zur Entwerfung neuer Gesetzbücher niedergesetzten Commissionen lieferte, die ungemaine Einsicht, die er in dieser Beziehung bei vielen öffentlichen Verhandlungen bewies, und namentlich zeigte er seit 1826 seltene Talente und eine unbestreitbare Geschicklichkeit in der Entwerfung wie in der Anwendung der Gesetze. Bei den wiederholten und unseligen Verhandlungen sowohl in Beziehung auf die fremden Zeitungsschreiber als auf Fontan, scheint M. im Grunde vollkommen recht gehabt zu haben. Was hingegen das gerichtliche Verfahren gegen Dupétioux und Potter betrifft, das ihm außer und in der Kam-

mer so bestig und
man, daß er die off
Betrachtungen die
liberalen Schranken
zahlung, daß er g
gehört, wenn sein
Geist der Qualitat
Entscheidung der
verfügen wollen
Dokumenten,
in Oranien noch
Erweise, durch
man unter Zuhil
enthalten wurde
versteht und
11. Dec. 182
die Verfassung
man für Noth
glaubt u
kann man
gehört zu
ausgesprochen
ganz von der
ständig geze
wirklichen B
für die Vertheil
ausgesprochen
des Minister
Befugnisse
verwehrt de
Verfügen mit
bei M. im Ja
ihnen erweist
Ministerium
und ist alle
im, indem
schonmalig
Maaßen,
Wahnen zu
bigen Spät
für die Ge
rang hat
Jahren mit
Ma
zu klären gel
wider hatte,
aufsucht, b
ernannt war
Einrichtung
sollen nicht
gestand die
wurde ein

mer so heftige und oft ungerechte Vorwürfe zugezogen hat, so läßt sich nicht leugnen, daß er sehr oft, sowol in der Sache selbst als in der Form, gefehlt hat. Bei den Verhandlungen über die Justizconflicte, die so zarter Natur sind und mit den wesentlichen Grundprincipien des Staats in so naher Verührung stehen, sah man mit Ueberaschung, daß er gegen seine frühern Schritte, gegen den klaren Sinn des Grundgesetzes, gegen seine eignen entscheidenden Berichte und gegen den volkthümlichen Geist der Holländer, aber den entgegengesetzten Ansichten anderer Minister und der Entscheidung des Königs nachgebend, den Holländern eine ausländische Theorie aufdringen wollte, und durch die Verordnungen, die er später erließ, wie durch die Declamationen, womit er sie vertheidigte, das Tyrannische und Willkürliche dieser Theorie noch überbot. Die Verordnung über den Gebrauch der holländischen Sprache, durch welche ganz unnöthigerweise so viel Erbitterung erweckt und die eine wahre Zwietrachtsfackel wurde, war sein Werk, und in seinem Ministerialdepartement wurde durch eine herbe Vollziehung derselben die Strenge der Maßregel verdoppelt und die Zwietracht vermehrt. Über die Erklärung des Königs vom 11. Dec. 1829 in Beziehung auf die Verantwortlichkeit der Minister sind zwar die Meinungen getheilt, und man würde sie gewiß zu strenge beurtheilen, wenn man sie bloß nach ihren Folgen richten wollte; aber sie enthält Lehren über die Legitimität und das göttliche Herrscherrecht, die zu allen Zeiten in Holland unbekannt waren, und die man, wenn es auch nicht eine ausgemachte Sache wäre, M. zuschreiben würde, da er der einzige Minister war, der sie laut und unumwunden ausgesprochen hat, so wenig man sie nach seinen früher dargelegten Grundsätzen grade von ihm erwarten konnte, über dessen Lippen nie dasjenige Irrthumsgeständniß gekommen, das allein den für einen wahrhaft ausgezeichneten Mann anständigen Widerruf rechtfertigen zu können scheint. Wenn ein heller und scharfer Geistesblick, umfassende und zu einem Ganzen verbundene Kenntnisse, eine ausgezeichnete Beredtsamkeit, durch ein edles Äußere unterstützt, ein unbefcholtenes Privatleben und häusliche Tugenden Achtung gebieten und manche gehässige Beschuldigungen und widersinnige Verleumdungen zum Schweigen bringen, so verurtheilt dagegen die öffentliche Meinung einen Mann, der Grundsätze und Ansichten mit der Herrschaft des Tages wechselte, und sie ist um so strenger, wo wie bei M. ein schroffes, stolzes und hochfahrendes Benehmen festere Grundsätze und einen ernstern Charakter anzukündigen scheinen. M.'s Zurückberufung in das Ministerium nach dem Ausbruche des belgischen Aufstandes wurde zwar in Holland fast allgemein gebilligt, aber keineswegs aus Zuneigung oder Achtung gegen ihn, sondern aus Unmuth gegen die Factionsmänner, aus Nationalstolz, aus instinktmäßigem gesunden Verstande. Der höchst nachtheilige Einfluß, den der Minister, vielleicht unwillkürlich, auf die geschmeidigen richterlichen Beamten in Belgien ausübte, hatte sich übrigens gleich zu Anfange an der ruhigen und würdigen Haltung der Beamten in Holland gebrochen, wo die Wahl des Ministers für die Gerichtshöfe fast gleichgültig ist. Sein Einfluß auf die Politik der Regierung hat sich bedeutend vermindert, da die übrigen Minister, die seit den letzten Jahren mit ihm im Cabinet sind, gleichfalls darauf einwirkten. (74)

Maassen, preussischer geheimer Staats- und Finanzminister, wurde 1770 zu Kleve geboren, und nachdem er sich durch gründliche Universitätsstudien vorgebildet hatte, trat er als Referendar in die juristische Laufbahn, wo er zum Rath aufrückte, bis er zum Director der zweiten Abtheilung der Regierung zu Potsdam ernannt wurde. Als in den ersten Friedensjahren die Berathungen über die neue Einrichtung der indirecten Steuern begannen, wurde M. zur Theilnahme an denselben nach Berlin berufen, nachdem seine schriftlichen Gutachten über diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden auf ihn gerichtet hatten. Er wurde eins der wirksamsten Mitglieder jenes berathenden Ausschusses und hatte

bedeutenden Antheil an den Zoll- und Verbrauchsteuergesetzen von 1818, deren Ausführung ihm, als Chef der Generalverwaltung, anvertraut ward. In diesem mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Dienstverhältnisse erfüllte er die von dem Ministerium gehegten Erwartungen vollkommen, und gewann das Vertrauen der Finanzminister von Kewitz und von Moz, und dieser soll im Vorgefühl seines baldigen Rücktritts ihn dem König als künftigen Finanzminister vorgeschlagen haben. Nach dem Tode des Herrn von Moz erhielt M. dessen Stelle, und es ist seiner Leitung der Finanzen zuzuschreiben, daß eine streng rechtliche Verwaltung für den Staatscredit in enger Wechselwirkung mit dem Nationalwohlstande die günstigsten Ergebnisse herbeigeführt hat. Der Beitritt anderer deutschen Staaten zu dem preussischen Zollverbande ist von ihm thätig befördert worden.

M'Adam (John Loudon), ein geborener Amerikaner, kam 1783 in die Heimat seiner Vorfahren, als man anfing in Schottland Kunststraßen anzulegen. Er ward als Straßenbauaufseher angestellt und hatte Gelegenheit sich viele Erfahrungen zu erwerben. Später kam er nach Bristol, wo er gleichfalls bei dem Straßenbau gebraucht wurde, bis man ihn 1816 zum Oberaufseher der Straßen in der Gegend von Bristol ernannte, welche seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit ihren trefflichen Zustand verdanken. Er bereiste seit 1800 fast ganz Großbritannien, um die besten Straßen und das bei dem Bau derselben beobachtete verschiedene Verfahren genau kennen zu lernen, und erlangte einen so ausgebreiteten Ruf, daß er von 13 englischen Grafschaften, wo man neue Straßen anlegte, berufen und um Rath gefragt, und viele von ihm unterrichtete Unteraufseher in entlegene Theile des Landes zu schicken aufgefodert ward. Seine Grundsätze bei der Anlage und Verbesserung der Landstraßen hat er in zwei kleinen Schriften: „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads“ (London 1819), und „Remarks on the present state of road making, with observations deduced from practice and experience“ (London 1820, deutsch, Darmstadt 1825). Die Verbesserungen, die M. im Straßenbau bewirkt hatte, gaben die nächste Veranlassung, diese Angelegenheit im Parlament zur Sprache zu bringen. Es ward ein Ausschuss ernannt, der sich lange mit fleißigen Untersuchungen über die Verbesserung der Straßenbaueinrichtungen beschäftigte, und unter allen Sachverständigen, deren Aussagen er vernahm, auf M.'s Bemerkungen und Vorschläge achtete. Das Eigenthümliche seines Verfahrens, das man nach ihm macadamisieren (macadamize) genannt hat, möge hier in den Hauptzügen angedeutet werden. Er geht von dem Grundsatz aus, daß die Straßen nicht eine zu große Wölbung haben dürfen und nimmt an, daß ein Fall von 3 Zoll von der Mitte der Straße nach den Seiten für eine 30 Fuß breite Straße hinlänglich sei. Sein Straßenbausystem vereinigt die Vortheile der gepflasterten Straßen und der Kiesstraßen. Er nimmt nur harte Steine, Granit und Kiesel, welche in ungefähr 12 Loth schwere Bruchstücke, die nur einen Zoll im Gevierte halten, zerschlagen werden. Diese Stücke werden 6 — 10 Zoll hoch auf die Straße gestreut. Anfänglich ist die Straße schwer zu befahren, nach und nach erhalten aber die Steine eine feste Lage und bilden eine ebene und dauerhafte Straße. Indem die Räder über die Steine gehen, befestigen sie dieselben durch ihren senkrechten Druck, ohne in die Zwischenräume zu sinken, weil die Größe der Steine mit dem Theile des Rades, der sie berührt, in Verhältniß steht. Sind dagegen, sagt M., die Steine größer als das angegebene Maß, so werden sie durch die Räder in stete Bewegung gesetzt, und können keine feste Lage erhalten, weil, wenn das Rad nur auf einen Theil des Steins drückt, der andere Theil steigt. Ob die Grundlage einer Straße aus hartem oder weichem, selbst sumpfigem Boden bestehe, hat auf sein Verfahren keinen Einfluß. Er gebraucht nie große Steine als Grundlage, sondern überall nur Bruchstücke von 12 Loth, weil eine gut angelegte Straße, wie er sagt, sich von selbst zu einer festen Masse verbindet.

M'Culloch (J. R.), Lehrer der Staatswirthschaft an der Universität zu London, hat zur Ausbildung der Wissenschaft, welcher er seine Thätigkeit seit einer Reihe von Jahren gewidmet, rühmlich beigetragen. Er gründete seinen Ruf durch Vorlesungen, die er in London hielt, und die ihm Gelegenheit gaben, eine Verbindung zwischen den großen Kaufleuten der Hauptstadt zu begründen, und er benutzte den Umgang mit denselben, seine Erfahrungen zu bereichern und seine Ansichten über die Anwendbarkeit der theoretischen Lehren zu prüfen. Einen Grundriß seiner Vorträge gab er in der Schrift: „A discourse on the rise, progress, primitive objects and importance of political economy“ (zweite Ausgabe, Edinburgh 1825). Die von ihm besorgte Ausgabe des berühmten Werkes von Adam Smith (4 Bde., London 1828) bereicherte er mit einer Biographie des Verfassers, Anmerkungen und reichhaltigen Zusätzen, welche die wichtigsten Gegenstände der Staatswirthschaft behandeln, und in Verbindung mit der Einleitung, welche die Geschichte der Wissenschaft enthält, eine Übersicht der Ausbildung derselben gewähren. Seine Anstellung an der londoner Universität gab ihm Veranlassung die Theorie der Staatswirthschaft in einem umfassenden Werke zu bearbeiten: „The principles of political economy“ (zweite Ausgabe, London 1830, deutsch von Weber, Stuttgart 1831), das eine der vorzüglichsten Darstellungen der Wissenschaft ist. M. besitzt ausgebreitete historische und statistische Kenntnisse, welche ihm die Mittel zu fruchtbarer Erläuterung der Theorie geben. Er folgt zum Theil Ricardo's Grundsätzen, doch haben einige seiner Ansichten, z. B. über die Verbesserung der Armenversorgung in England und seine Hinneigung zu der von Malthus aufgestellten Bevölkerungstheorie, obgleich er Manches schärfer und bündiger bestimmt als sein Vorgänger, Widerspruch erfahren. Sein neuestes Werk: „A dictionary, practical, theoretical, and historical of commerce and commercial navigation“ (London 1832) enthält einen großen Reichthum statistischer Notizen.

Mackelden (Ferdinand), Professor der Rechte zu Bonn, geboren am 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater als Stallmeister angestellt war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundelcker, theils im Carolinum zu Braunschweig, bis er 1802 die Universität zu Helmstedt bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Als er nach Vollendung seiner Studien 1806 die juristische Doctorwürde erlangt hatte, trat er alsbald in die praktische Laufbahn, und obgleich die Vorträge, die er als Privatlehrer an der Universität zu Helmstedt hielt, Beifall fanden, so hatte er doch nicht die Absicht, sich dem Lehramte zu widmen, aber der 1807 ohne vorausgegangene Krankheit plötzlich eingetretene gänzliche Verlust des Gehörs mußte ihn zu einem andern Lebensberuf führen, da die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Gerichten des Königreichs Westfalen ihn nöthigte, dem Wunsche zu entsagen, in die richterliche Laufbahn einzutreten. Er wurde 1808 zum Professor der Rechtswissenschaft zu Helmstedt angestellt, und 1809, nach der Aufhebung der dortigen Universität, unter wenig ermunternden Aussichten in gleicher Eigenschaft nach Marburg versetzt, wo er jedoch schon 1811 zum ordentlichen Professor ernannt ward und in günstigeren Verhältnissen trat. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1819 einen vortheilhaften Ruf zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 zum geheimen Justizrath ernannt. Er legte 1828 das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebt seitdem ganz seinem Lehramte. Als Lehrer und als Schriftsteller richtete er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen römischen Rechts, und seine Bemühungen fanden eine rühmliche Anerkennung. Von seinen frühern Schriften erwähnen wir die „Theorie der Erbfolgeordnung nach

Napoleon's Gesetzbuche" (Marburg 1811); sein „Lehrbuch der Institutionen des heutigen römischen Rechts" (Gießen 1814) erhielt in der zweiten umgearbeiteten Ausgabe (1818) den Titel: „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts", und erschien 1831 in zwei Bänden in der neunten Ausgabe. Es wird nicht nur auf mehreren deutschen Hochschulen als Leitfaden der Vorlesungen benutzt, sondern ward auch 1830 in das Russische übersetzt. Eine französische Übersetzung der Einleitung dieses Werkes lieferte Etienne (Paris 1825), von welcher Warnkoenig eine vermehrte Ausgabe (Mons 1826) veranstaltete. Nach dieser Bearbeitung gab Collantes Bustamante eine spanische Übersetzung (Madrid 1829) heraus. Unter seinen übrigen neuen Schriften ist noch sein „Grundriß zu Vorlesungen über das gemeine deutsche Lehnrecht" (Bonn 1828) zu nennen.

Mackenzie (Sir Alexander), ein in der Geschichte der Reisen unsterblicher Name, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Schottland geboren, wurde schon frühzeitig nach dem nordwestlichen Amerika in die Gegend des Obersees geführt, wo er an dem Pelzhandel Theil nahm. Von Ehrgeiz und Thatenlust gespornt und einem ungewöhnlich kräftigen Körperbau unterstützt, wollte er 1789 zwei geographische Probleme lösen: ob es eine Nordwestdurchfahrt gebe, und ob man vom atlantischen Meere aus zu Lande bis an die Südsee vordringen könne. M. gelangte 20 Längengrade weiter nach Westen als seine Vorgänger Meares und Hearne (1771), erreichte nach unendlichen Mühen das Nordpolarmeer und widerlegte die Meinung, als ob die neue Erdkruste nördlich bis zum Pole gehe. Nebst der Erdkunde gewann durch seine Beobachtungen auch der Pelzhandel der Briten, dessen Fortschritte er durch Klugheit, Scharfblick und Menschenkenntniß nicht wenig befördern half. Schon im Oct. 1792 unternahm M., dem keine Gefahr zu drohend, kein Wagniß zu kl. und keine Beschwerde zu groß war, eine zweite Reise quer durch Nordamerika bis an den großen Ocean. Seinem unermüdeten Eifer verdankt man die Bekanntwerdung des größten nördlichen Flusses der an Riesenströmen so reichen Westhemisphäre, welcher unter dem Namen Elk (Elenn) auf den Rocky Mountains (Felsenbergen) entspringt, den Redwillow aufnimmt, durch den Athapaskowsee fließt, den Sklavensee bildet und durch den Ausfluß des großen Bärensees verstärkt, seine Gewässer durch das Land der Hasen- und Zänkerindianer und mancher andern Stämme nach einem Laufe von ungefähr 430 Meilen in das Eismeer wälzt. Ihm zu Ehren erhielt er auch den Namen Mackenziesfluß. Der bei der Mündung gebildete inselreiche Busen wurde ebenfalls nach ihm benannt. Nach England zurückgekehrt, machte er seinen Reisebericht bekannt, worin er, wenn auch nicht gelehrte Bildung, doch eine seltene Beobachtungsgabe darlegte: „Voyages from Montreal on the river St. Lawrence through the continent of Northamerica to the frozen and pacific Oceans in the years 1789 and 1793" (London 1801, 4.). Dieses auch verdeutschte Werk (Weimar 1802) ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, auf diese oder jene Entdeckung im Besondern aufmerksam zu machen. M.'s zweite Reise war schon in Europa bekannt, ehe er sie selbst noch beschrieben hatte. Der Herzog von Larochefoucault-Plancourt, der 1795 in Canada war, erwähnt derselben schon mit gebührendem Ruhme. Vergleiche dessen „Voyage dans les états unis d'Amérique", Bd. 2, S. 180. M. erhielt 1802 zur Belohnung seiner Verdienste die Ritterwürde.

Mackenzie (Sir George Stuart), Präsident der naturhistorischen Classe der königlichen Gesellschaft, Vicepräsident des astronomischen Instituts zu Edinburgh u. s. w., hat das Verdienst, die erste allgemein wissenschaftliche Reise nach Island unternommen zu haben, das, im Mittelalter der Sitz der Cultur, bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast ganz unbekannt geblieben war. Seinen Vorgängern: Troil, Sir John Stanley (1789), Sir Jos. Banks, Stephenson

und selbst dem gelehrten Hooker (1809), war Manches über Geographie, Klima, Naturproducte, Geschichte, Sitten, Gebräuche und Gesellschaftsverhältnisse jenes hoch im Nordmeer wie eine Dase in sturmbelegter Wüste hingeschleuderten Eilands und dessen Bewohner entgangen. Geologische Studien veranlaßten den gebildeten, mit allen äußern Mitteln reichlich ausgestatteten Mann im Sommer 1810 in Begleitung zweier jungen Gelehrten von Edinburg, Dr. Henry Holland und Richard Bright, nach Island zu reisen, um die Theorie der Erdbildungslehre in der großartigen Natur des Hekla, Kribla, Geyser, Snáffjál selbst aufzusuchen. Nach England heimgekehrt, gab er eine Beschreibung der Reise heraus: „Travels in Iceland“ (Edinburg 1811), die an Gediegenheit nichts mehr zu wünschen übrig ließ, und der in neuester Zeit nur die eines Glemann und Thienemann an die Seite gesetzt werden kann. Die Nachrichten über die Geschichte, Literatur, Regierungsform, Geseze und den religiösen Bildungszustand sind von Holland, das Thier- und Pflanzenkundliche von Bright, der mineralogische, geographische und geognostische Theil aber aus M.'s Feder. (8)

Magendie (Französisch), Professor der Medicin in der medicinischen Facultät der Universität Paris, Arzt am Hotel Dieu daselbst, einer der merkwürdigsten Physiologen unserer Zeit, ist im Oct. 1783 zu Bordeaux geboren. Er machte seine Schulstudien in Paris, wohin sein Vater, der Arzt war, sich später begeben hatte, und begann seine medicinische Ausbildung schon im 15. Jahre. Eine große Neigung zog ihn zur Anatomie, die er unter Boyer, dessen Gehülfe er später wurde, mit unermüdlichem Eifer lernte und lehrte; dabei widmete er sich aber auch später den praktischen Theilen der Medicin nach den gesetzlichen Vorschriften und kehrte dann, als er Professor an der Facultät geworden war, mit erneuerter Vorliebe zur Anatomie zurück. Er hatte es in den anatomischen Demonstrationen, wie in der Darstellung anatomischer Präparate zur größten Fertigkeit gebracht. M.'s thätiger Geist überschritt jetzt mit großer Kühnheit die Grenzen der damaligen physiologischen Lehre, indem er der ungeheuern Menge von Ansichten, Meinungen und Hypothesen, welche auf dem Gebiete derselben zur Tagesordnung gehörten, den Krieg erklärte und auf dem Wege des Experiments die Physiologie zu erläutern suchte. Mit einer wahrhaften Leidenschaft, die M.'s zahlreiche Feinde nicht selten Blutdurst nannten, begann er an lebenden Thieren eine große Reihe von Experimenten über die wichtigsten Erscheinungen des Lebens, setzte diese mit unermüdeter Ausdauer viele Jahre hindurch fort, und trug dadurch sehr viel zur Aufklärung der dunkelsten physiologischen Gegenstände bei. Wir erwähnen nur: die Absorption der Venen, den Act des Erbrechens, die Function der Epiglottis, der Rezhaut, die Verrichtungen des Gehirns im Allgemeinen und in seinen einzelnen Theilen u. s. w. Außer einem Handbuche über die Physiologie („Précis élémentaire de physiologie“, 2 Bde., Paris 1816), das Resultat seiner Experimentalforschung, der er auch eine besondere Zeitschrift widmete, hat er bis jetzt kein größeres wissenschaftliches Werk geliefert, wol aber eine umfassende wissenschaftliche Thätigkeit in einer großen Reihe von Memoiren und akademischen Beurtheilungen entwickelt. In Deutschland hat eine kleine pharmakologische und therapeutische Schrift aus seiner Feder: „Vorschrift zur Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel“, mit Zusätzen von Kunze (6. Aufl., Leipzig 1831), großen Beifall erhalten. M.'s physiologische Forschungen sind nicht ohne Einfluß auf die praktische Medicin geblieben, in der sein Name oft genannt wird. Das größte Aufsehen hat die von ihm zuerst empfohlene und angewendete Behandlungsweise der Hundswuth beim Menschen durch Einspritzungen von Wasser in die geöffneten Blutadern gemacht. Leider hat sie jedoch keine günstigen Resultate gegeben. (2)

Magnusen (Finn), wurde 1781 in Skalholt auf Island geboren. Sein

Vater, Laugmand (Gerichtsbeamter) daselbst, rettete mit genauer Noth den dreijährigen Sohn aus den Ruinen des durch ein heftiges Erdbeben zusammenstürzenden Hauses. Von seinem Oheim, dem Bischof Hans Finsen, in den Schulwissenschaften unterrichtet, verließ M. 1798 Island, um in Kopenhagen seine Studien zu vollenden. Er ging 1803 nach dem Vaterlande zurück, und wählte die Laufbahn eines Advocaten; zugleich ward er Bevollmächtigter des Land- und Stadtvogts in Reikjavig, die Hauptstadt Islands. Während Jørgen Jørgensen, ein zu den Engländern übergelaufener dänischer Matrose, sich 1809 die höchste Gewalt in Island anmaßte, suchte er vergebens M., sowie mehre Beamte, durch Versprechungen und Drohungen auf seine Seite zu locken, und entsetzte ihn seines Amtes. Jørgensen's Macht dauerte aber nur anderthalb Monate, denn der Usurpator wurde von den Engländern selbst (Aug. 1809) weggejagt und die Administration den dänischen Beamten wieder überlassen. *) M. hielt 1812 sich einige Zeit in Edinburg auf, wo er, schon als isländischer Alterthumsforscher bekannt, bei Zarnieson, dem Übersetzer und Ausleger verschiedener altdänischen Lieder, sowie bei mehren Gelehrten freundliche Aufnahme fand. Er reiste in demselben Jahre nach Kopenhagen, wo er seine gelehrten Studien fortsetzte, wurde 1815 zum Professor ernannt und hielt öffentliche Vorlesungen an der Universität, sowie in der Kunstakademie, über die älteste Literatur und Mythologie des Nordens. Seine frühern Schriften und seine zahlreichen in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen über Gegenstände der isländischen und altnordischen Literatur übergehen wir hier. Von 1818 an nahm er bedeutenden Antheil an der großen, auf Kosten des Arnåmagnånischen Legats erschienenen, mit lateinischer Übersetzung und Glossarien versehenen Ausgabe der Sámundischen oder ältern Edda, und lieferte selbst eine vollständige dänische Übersetzung derselben, nebst Einleitungen und Erläuterungen (4 Bde., Kopenhagen 1821—23). M.'s in der Kunstakademie gehaltene Vorlesungen erschienen 1820 unter dem Titel: „Bidrag til nordisk Archæologie“ (Beiträge zur nordischen Archæologie), und wurden durch Professor Killegren ins Schwedische übersetzt (Stockholm 1820); auch veranlaßten sie in Deutschland einen Streit über den Werth der nordischen Mythologie und die Anwendung derselben in den schönen Künsten. Diese Streitigkeiten gaben Anlaß zu verschiedenen von einer Gesellschaft von Gelehrten und Kunstliebhabern ausgesetzten Preisen für Zeichnungen von Gegenständen jener Mythologie, welche die Maler Lund und Koop und der Bildhauer Freund, ein Schüler Thorwaldsen's, gewannen. M.'s Werk: „Eddalaeren og dens Oprindelse“ (Die Eddalehre und der Ursprung derselben) erschien 1826 in vier Bänden, eine ausführlichere Bearbeitung der von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönten Preisschrift des Verfassers, die eine Vergleichung der Religionen der alten Skandinavier und der indisch-perfischen Nationen, sowie eine Entwicklung der Verwandtschaft dieser Religionen enthält.

*) Jørgen Jørgensen kam, während des Kriegs zwischen England und Dänemark, mit einem armirten englischen Handelsschiffe nach Reikjavig in Island, bemächtigte sich, durch die ganz eignen Verhältnisse der Insel begünstigt, der ganz unbewaffneten Stadt, plünderte die öffentlichen Kassen und fremdes Eigenthum, und ließ Proclamationen ergehen, worin er sich „Wir Jørgen Jørgensen, Beschützer der ganzen Insel und Höchstcommandirender zu Lande und zu Wasser“, auch bisweilen „K. (König) Jørgen Jørgensen“ nannte. Er schuf sich eine Leibwache von 6—8 Personen, die aus losen Gesindel und Verbrechern bestand. Alle Verbrecher setzte er in Freiheit, und gab jedem darüber einen Schein, worin die Drohung hinzugefügt war: „daß, wenn er sich aufs Neue verginge, er seine Strafe doppelt leiden sollte“. Nach seiner Verjagung aus Island lebte Jørgensen in London sehr arm, und soll 1824 als Verbrecher nach Botanybay transportirt worden sein. Im Innern der Insel war eine Verschwörung gegen ihn im Ausbruch, als er sich entfernte.

Sein sehr umfassendes Wörterbuch der altnordischen Mythologie: „Priscaae veterum Borealia Mythologiae Lexicon“ (1828, 4.), ist ein besonderer Abdruck aus dem dritten Theil der angeführten arnamagnáanischen Ausgabe der ältern Edda. M. wurde 1829 zum geheimen Archivar bei dem Reichsarchiv ernannt.

(4)

Maison (Nicolas Joseph, Marquis), Pair und Marschall von Frankreich, geboren zu Epinay am 19. Dec. 1770, ging im Jul. 1792 als Offizier zur Armee, wurde bald nachher Capitain und zeichnete sich in der Schlacht bei Femappes aus. Er ward 1793 angeklagt und ohne Verhör abgesetzt, trat aber bald von Neuem in Kriegsdienst, ward Adjutant des Generals Soguet, machte nach dessen Tode 1794 zur Seite des Generaladjutanten Mireur den Feldzug des Nordheers mit, kämpfte bei Fleurus, wurde in mehreren Schlachten schwer verwundet und 1796 vom General Jourdan zum Bataillonschef ernannt. Mit gleicher Auszeichnung focht er in Deutschland und Italien, wurde 1799 Generaladjutant, erster Adjutant des Kriegsministers Bernadotte, der ihm bald darauf eine Mission zum Rheinheere auftrug; 1800 kämpfte er in Holland gegen die Engländer und Russen, folgte dann seinem General zum Westheere und wurde nach dem Frieden von Amiens Befehlshaber des Departements Lanaro. Er begleitete 1805 Bernadotte, als dieser Hanover besetzte. Auf dem Schlachtfelde von Austerlitz drängte er die Angriffe der russischen Garde zurück; 1806 nahm er als Brigadegeneral am preussischen Feldzuge Theil; nach der Schlacht bei Jena verfolgte er Blücher bis vor die Thore Lübecks und wurde Gouverneur dieser Stadt, 1807 Chef des Generalstabs seines Armeecorps. 1808 unter den Befehlen des Marschalls Victor in Spanien beschäftigt, trug er zu dem Siege zu Espinosa de los Monteros bei, erhielt von Napoleon den Auftrag, sich der Umgegend Madrids zu bemächtigen, führte denselben aus, wurde bei Einnahme der Hauptstadt verwundet und dadurch genöthigt nach Frankreich zurückzukehren. Er drang 1809 mit Bernadotte nach Holland vor, befehligte in Berg op Zoom, darauf in Rotterdam und im Lager bei Utrecht. Im russischen Feldzuge zeichnete er sich bei Zakabowo und Oboparzowa aus, besonders aber zu Potolsk, wo ihn der Kaiser zum Divisionsgeneral ernannte und beim Rückzuge nach der Beresina den Barontitel gab. An der Stelle des verwundeten Marschalls Dubinot befehligte er nun ein ganzes Armeecorps, deckte den Rückzug des Heers nach der Weichsel, bemächtigte sich der Stadt Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen, kämpfte bei Bautzen, deckte nach der Niederlage an der Rasbach den Rückzug, eilte darauf mit dem Heere Murat's nach Leipzig zurück, wo er vergebens seinen Muth aufbot, wurde am 28. Oct. von Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion, dann zum Grafen und am 22. Dec. zum Oberbefehlshaber des Nordheers ernannt. Hier galt es, die Linie des Rheins gegen die Übermacht des Feindes zu vertheidigen; M. zeigte in diesem Feldzuge ein großes militairisches Talent. Er hatte anfangs nur 6000, später nicht mehr als 14,000 Mann, und sollte damit dem Feinde die Spitze bieten, dessen Anzahl von 25,000 bald zu 80,000 Mann heranwuchs. M.'s Absicht war nun, sich in Eilmärschen nach Paris zu begeben, und er hatte schon den Weg nach Valenciennes genommen, um seinen Marsch über Laon und Soissons fortzusetzen, als er zu Quievrain erfuhr, der Kaiser habe abgedankt. Er schloß am 7. Apr. einen Waffenstillstand mit den feindlichen Generalen, begab sich dann nach Lille und unterwarf sich der neuen Regierung. Die Ruhe wurde zu Lille durch die Gährung der Truppen gestört, M. mußte aber die Besatzung zu beschwichtigen, und erhielt dafür am 19. ein Schreiben des Grafen Artois, der sein Benehmen lobte. Man ernannte ihn zum Ludwigsritter und bald nachher zum Pair. Im März 1815 wurde er Gouverneur der Hauptstadt. Als wenige Tage nachher Napoleon auf dem Marsche nach Paris war, ernannte man M., unter den Befehlen des Herzogs

von Berri, zum Commandeur der vor den Mauern der Hauptstadt versammelten Truppen. Ein Officiercorps wollte nun den General als Gefangenen zurückhalten, doch gelang es ihm zu entriemen. M. begleitete den flüchtigen König nach Belgien, wurde am 7. Apr. seiner Stellen entsetzt, kam dann mit der zweiten Restauration nach Paris zurück und wurde von Neuem Gouverneur der ersten Militairabtheilung. Zum Mitgliede des Kriegsraths von Marschall Ney ernannt, war er einer der eifrigsten unter Denen, die sich für incompetent erklärten. Kurz nachher, am 10. Jan. 1816, wurde er in seiner Gouverneurstelle durch General Despainois ersetzt und erhielt die achte Division zu Marseille. Am 3. Mai desselben Jahres machte man ihn zum Commandeur des Ludwigsordens; am 31. Aug. 1817, bei der neuen Organisation der Pairskammer, wurde er Marquis, und am 30. Sept. 1818 Großkreuz des Ludwigsordens. In der Pairskammer zeigte M., so oft die Regierung die Nationalfreiheiten antasten wollte, die größte Unabhängigkeit. Nach der Juliusrevolution war er 14 Tage lang Minister des Auswärtigen und erhielt endlich die Botschafterstelle zu Wien, die er bis 1833 bekleidete, wo er als Gesandter nach Petersburg kam.

(15)

Malachowski (Kasimir), polnischer General, geboren am 24. Febr. 1765 im Palatinat Nowograd, erhielt seine Bildung in der trefflichen Cadettenschule zu Warschau, die dem Lande unter Stanislaus August die ausgezeichnetsten Männer lieferte, und trat 1784 als Kanonier in das Artilleriecorps. Er focht 1794 schon als Hauptmann an Kosciuszko's Seite und wurde bald nachher Major. Nach der Vernichtung des unglücklichen Polens theilte er das Schicksal der redlichsten Vaterlandsfreunde in freiwilliger Verbannung und lebte sieben Monate in Wien bei dem berühmten Marschall Stanislaus Grafen Malachowski. So lange die ausgewanderten Polen die Hoffnung behielten, ihr Vaterland selbst wieder befreien zu können, übernahm M. mit Gefahr seiner Freiheit und seines Lebens die wichtigsten Sendungen nach Siebenbürgen und nach Galizien, welche man ihm austrug; als aber diese Bemühungen ohne Erfolg blieben, ging er nach Italien und trat als Bataillonschef in die erste italienisch-polnische Legion. In der Schlacht an der Trebbia 1799 ward er verwundet und gerieth in Gefangenschaft, in welcher er über anderthalb Jahre blieb. Er erhielt 1803 den Befehl über eine Brigade, und als nach dem Feldzuge von 1806 ein Theil Polens wiederhergestellt wurde, ward er Major im ersten Infanterieregiment des Herzogthums Warschau, und in dem denkwürdigen Feldzuge gegen Östreich 1809, den der Fürst Jos. Poniatowski in Polen so ruhmvoll führte, Oberstlieutenant. Im Kriege gegen Rußland zeichnete er sich bei der Einnahme von Smolensk aus, und wurde Brigadegeneral, gerieth aber 1813 bei Leipzig in Gefangenschaft. Er kam wieder in sein Vaterland mit dem schmerzlichen Gefühle, daß zwanzigjährige Kämpfe, Großthaten und Opfer nur dahin geführt hatten, Polen unter ein neues Joch zu bringen. Nur mit Widerwillen nahm er die Stelle eines Oberbefehlshabers der Festung Modlin an, welche Kaiser Alexander ihm anvertraute, und erhielt endlich 1818 den Abschied, um welchen er zwei Jahre lang nachsuchen mußte. Er zog sich mit einer sehr geringen Pension zurück, und wollte lieber Entbehrungen ertragen, als Zeuge der Demüthigungen und Beleidigungen sein, welche tapfere, unter den Waffen ergraute Krieger von einem rohen Oberbefehlshaber ertragen mußten. Bei dem Ausbruche der Revolution war M. ein Landbauer. Die Stimme des Vaterlandes schien in ihm die ganze Kraft und Begeisterung seiner Jugend wieder zu erwecken. Man übergab ihm den Befehl über eine aus dem sechsten und zweiten Linienregiment bestehende Brigade, an deren Spitze er in dem Kampfe bei Grochowo neuen Ruhm gewann. Zum Divisionsgeneral erhoben, sah er sich ohne Murren unter die Befehle des neuen Oberfeldherrn Skrzynecki gestellt, der einst in seinem Regiment als Hauptmann gedient hatte, und begleitete ihn auf allen Zügen mit

seinem Reservecorps. Als schnell aufeinander folgende Drangsale den unglücklichen Ausgang der Sache des Vaterlandes verkündigten, bot man M. den Oberbefehl an. Nachdem er diesen Antrag in Bolinow abgelehnt hatte, sah er sich durch die Umstände gezwungen, ihn wenige Tage vor der Belagerung von Warschau anzunehmen, und that es nur in der Absicht, seinem Vaterlande noch ein letztes Opfer zu bringen. Während des zweitägigen Sturms kam M. nicht vom Pferde, war immer mitten im Feuer und entging nur durch ein Wunder dem grausamen Blutbade. Von Krukowieck gezwungen, die Capitulation von Warschau zu unterzeichnen, verlangte er sogleich seinen Abschied, und ließ sich nur durch die dringenden Bitten der achtbarsten Vaterlandsfreunde bewegen, das Heer bis Modlin zu führen. Hier legte er den Oberbefehl nieder, und schwur feierlich, das Schicksal des Heers unter allen Umständen zu theilen. Er erfüllte auch diese Verpflichtung mit seiner gewöhnlichen Hingebung und ging mit dem Ueberrest der Tapfern über die preussische Grenze.

Malcolm (Sir John), Generalmajor, ging schon in seinem 14. Jahre nach Indien, wo er sich eine so umfassende Kenntniß der Sprachen und Sitten des Landes erwarb und bei mehreren Gelegenheiten sich so sehr auszeichnete, daß er nach seinem Eintritte in den öffentlichen Dienst bald zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht wurde. Die britische Regierung in Ostindien, an deren Spitze Lord Wellesley stand, schickte ihn 1800 an den persischen Hof, um ein Bündniß gegen die Afghanen zu unterhandeln, welche für die Perser schon unruhige Nachbarn waren, und den Briten gefährlich zu werden drohten. Der gemeinsame Vortheil führte die Unterhandlungen zu einem günstigen Erfolge, und selbst die vorgeschlagene Ausschließung der Franzosen, mit welchen der König von Persien zu jener Zeit nicht in Verbindung stand, fand keine Schwierigkeiten. Neun Jahre später warben Franzosen und Engländer gleichzeitig um ein Bündniß mit Persien, und die britischen Behörden selbst waren Nebenbuhler in der Unterhandlung. Der vom König bevollmächtigte Gesandte, Sir Harford Jones, war zwar an die britische Regierung in Indien gewiesen, aber er handelte im Widerspruche mit den Ansichten des Generalgouverneurs Lord Minto, und obgleich es ihm bereits gelungen war, den Gesandten Napoleon's zu verdrängen, so wurde doch General M. noch einmal nach Teheran geschickt, um die Leitung der Unterhandlungen über die Vollziehung der geschlossenen Übereinkunft in seine Hände zu nehmen. M. benutzte diesen zweimaligen Aufenthalt, reichen Stoff zur Geschichte und Staatskunde Persiens zu sammeln, und sein vielfacher Verkehr mit seinen persischen Begleitern, die dem Gesandten nach der Hofsitte beigegeben waren und deren einige sein besonderes Vertrauen genossen, verschaffte ihm Gelegenheit, auch die Denkart und die Sitten des Volkes kennen zu lernen. Persien verdankt M.'s Sendung die Einführung der Kartoffeln, die man nach ihm *Malcolms pflaumen* (*Aluh e Malcolm*) nennt, und er hält, wie er sagt, den zufälligen Umstand, der seinen Namen einem nützlichen Gewächs gab, für eine seiner sichersten Anwartschaften auf dauernden Ruf. Eine Frucht seiner Forschungen in Persien sind seine „*History of Persia*“ (2 Bde., London 1815, 4., zweite Auflage, 2 Bde., 1828, 8.; deutsch, 2 Bde., Leipzig 1830) und die anonym erschienene „*Sketches of Persia*“ (2 Bde., London 1827, deutsch von Lindau, 2 Bde., Dresden 1828), ein geistreich und lebendig entworfenes Gemälde der Sitten des Volkes. Wie genau er Indien kannte, hatte er schon früher sowol durch sein „*Sketch of the Seiks*“ (London 1812), eine anziehende Schilderung einer merkwürdigen Sekte, als vorzüglich durch seine Schrift: „*A sketch of the political history of India*“ (London 1811), bewiesen, die von der Zeit anhebt, wo durch Pitt's Bill die ostindische Compagnie der Staatsaufsicht (dem Board of control) unterworfen wurde. Sie ist das Handbuch der neuern indischen Diplomatie geworden und nützlich wirksam gewesen. M. hat sie später

dem ersten Abschnitt seines größern Werkes „The political history of India from 1784 to 1823“ (2 Bde., London 1826) einverleibt. Dieses ausgezeichnete Werk gibt eine Darstellung der politischen Verhandlungen in Indien bis auf die Verwaltung des Lords Hastings, und was M. über die Verhältnisse der Regierung in Indien zu der höchsten Staatsbehörde des Mutterlandes sagt, erhält ein erhöhtes Interesse in diesem Augenblicke, wo die Vorrechte der ostindischen Compagnie der Gegenstand wichtiger Verhandlungen werden. In Beziehung auf diese hat er jetzt wieder seine Stimme erhoben, und aus amtlichen Papieren die Verwaltungsverhältnisse in Indien in der Schrift: „The administration of British India“ (London 1833) dargestellt. Als die Briten 1817 die größten Anstrengungen machten, den drohenden Bund der Mahrattensfürsten aufzulösen, war M., bereits in frühern Feldzügen erprobt, einer der Befehlshaber des Heers, das nach Mittelindien vordrang, und nachdem es gelungen war, die kriegerischen Stämme zu besiegen, blieb er vier Jahre als Civil- und Militairgouverneur in den unterworfenen Landschaften. Er hatte die schwere Aufgabe, in diesem ausgedehnten Gebiete die durch langen Krieg zerrüttete Ordnung und Geselligkeit wiederherzustellen, Räuberstämme, die von Plünderung lebten, an friedliche Beschäftigungen zu gewöhnen und aus ihren Gebirgsschluchten zum Anbau der Ebenen herabzulocken. Strenge mit Milde vereinend, wußte er seine genaue Kenntniß des Charakters und der Gewohnheiten, der religiösen Vorurtheile des Volkes und der Lage der verschiedenen Classen desselben so erfolgreich zu benutzen, daß er die Zufriedenheit aller Parteien gewann. Die Regierung gab ihm das Zeugniß, er habe durch eine glückliche Vereinigung der Eigenschaften, welche die Achtung und das Vertrauen seiner Landsleute und der Eingeborenen hätten gewinnen müssen, durch unermüdete Anstrengungen und Aufopferungen, durch ein seltenes Talent, allen Untergebenen seine Kraft und seinen Eifer einzusößen, sich in Stand gesetzt, Schwierigkeiten ungewöhnlicher Art zu besiegen und den Grund zu dem Wohlstand eines Landes zu legen, das kaum aus dem Zustande barbarischer Gefelosigkeit hervorgegangen. Der treffliche Bischof Heber sagt von ihm, M. sei der einzige britische Beamte in Indien, in dessen Lobe alle Parteien einig wären und über dessen Festigkeit und versöhnendes Benehmen es nur eine Stimme gebe. M.'s Leistungen in seinem Wirkungskreise und die Kenntnisse von dem Zustande des Volkes, die er sich erworben hat, sind um so rühmlicher für ihn, je schwieriger seine Lage war. Bei dem Verkehr zwischen den vornehmern britischen Beamten und den höhern Classen der Eingeborenen können diese nie ihre eifersüchtigen und argwöhnischen Gefühle unterdrücken und selten findet eine vertrauliche Annäherung statt, ausgenommen in den Sitzn der Regierung, wo aber die Eingeborenen nicht in ihrer ursprünglichen Eigenheit sowol hinsichtlich des Charakters als des Außern erscheinen. M. erstattete einen umständlichen Bericht von seiner Verwaltung an die Regierung zu Kalkutta, welcher den Hauptbestandtheil seines ausgezeichneten Werkes: „A memoir of Central India“ (2 Bde., London 1823) bildet, das uns die reichhaltigste Kunde des hohen Tafellandes zwischen dem 22. und 25. Breitengrade und dem 70. und 80. Längengrade und der Sitten seiner wenig bekannten Bewohner gibt. Die in diesem Werke enthaltenen Vorschriften und Winke für seine Unterbeamten über die Art, wie sie die Eingeborenen in ihrer amtlichen Wirksamkeit und im Privatverkehr behandeln sollten, bezeugen M.'s tiefe Menschenkenntniß und wohlwollende Gesinnungen. Er kehrte um 1823 nach England zurück, wo er sich mit der Bearbeitung einiger der oben genannten Schriften beschäftigte, bis er 1827 als Gouverneur der Präsidentschaft Bombay nach Indien zurückkehrte. Eine seiner wichtigsten Anordnungen in diesem neuen Wirkungskreise war, daß auch er 1829, wie Lord Bentinck (s. d.) in Bengalen, den Europäern erlaubte, Ländereien zum Anbau oder zur Errichtung von Fabriken zu pachten.

Malibran (Maria), geboren 1809 zu Paris, die Tochter des ausgezeichneten Tenoristen, des Spaniers Garcia, wurde von ihrem Vater gebildet, mußte aber in ihrer ersten Jugend mit Strenge zur Ausübung der Kunst angehalten werden und machte erst in ihrem 13. Jahre erfreuliche Fortschritte. Als sie, 15 Jahre alt, in der Rolle der Rosine im „Barbier von Sevilla“ auftrat, erregte sie durch ihren Gesang wie durch ihr Spiel allgemeine Bewunderung, und ward alsbald bei der Oper in Paris angestellt. Bald nachher aber ging ihr Vater mit seiner ganzen Familie nach Newyork, wo Maria in mehreren Rollen mit dem glänzendsten Erfolge auftrat, und vorzüglich als Desdemona entzückte. Der reiche Kaufmann Malibran in Newyork bot ihr seine Hand an, und obgleich er weit älter als sie war, so überwog doch die Rücksicht auf eine unabhängige Lage jede Bedenklichkeit und sie verließ die Bühne. Bald nach ihrer Verheirathung machte ihr Gatte Bankrott und verlor sein ganzes Vermögen. Man wollte behaupten, daß er seinen Fall vorausgesehen, und darauf gerechnet habe, durch den Ertrag der Talente seiner Frau den Verlust zu ersetzen, den er im Handel erleiden mußte. Sie betrat die Bühne wieder, als aber ihr Gehalt von M.'s Gläubigern in Anspruch genommen ward, folgte häuslicher Zwist, der mit einer Trennung endigte. Sie kehrte 1827 nach Paris zurück und trat im Jan. 1828 als Semiramis im italienischen Theater auf. Der Erfolg übertraf ihre frühern Leistungen. Sie wurde bald nachher bei jener Bühne mit einem Gehalte von 50,000 Francs für die Speriendezeit angestellt. Hatte sie als Sängerin in der bewunderten Sontag eine Nebenbuhlerin, obgleich ihre Stimme voller, in der Tiefe umfangreicher und ihr Vortrag begeisterter und großartiger ist, konnten die Erinnerungen, welche die berühmte Fodor zurückgelassen hatte, zu Vergleichungen auffodern, so war sie doch in ihrem Spiel in jeder Beziehung unübertroffen und nur die gefeierte Pasta machte ihr in der heroischen Oper den Sieg streitig. Als Desdemona und Rosine feierte sie ihre glänzendsten Triumphe. Nach dem Schlusse der Speriendezeit ging sie nach London, wo sie in der Oper und in mehreren Concerten sang, und alle Erwartungen übertraf, die ihr Ruf erregt hatten. Sie lebt jetzt abwechselnd in Paris und London ganz ihrem Beruf, und Musik ist ihre liebste Beschäftigung. Im Besitze gründlicher theoretischer Kenntnisse, hat sie mehre kleine Gesangstücke componirt, die großen Beifall gefunden haben. So hoch sie als Künstlerin steht, so achtungswürdig hat sie sich stets im Privatleben gezeigt, und selbst die Verleumdung nie gewagt sich gegen sie zu erheben.

Malsburg (Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von der), ward am 23. Jun. 1786 zu Hanau geboren, wo sein Vater, damals kurhessischer Major, in Garnison lag. Bei dem unsteten Garnisonleben des Letztern übernahm sein Oheim, welcher als Minister zu Kassel lebte, die Erziehung des Knaben. Später besuchte M. das Gymnasium zu Kassel und seit 1802 die Universität Marburg, um sich daselbst, nach dem Wunsche seines Oheims, auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Leicht ward es dem begabten Jünglinge von den nächsten Berufsstudien so viel Zeit zu erübrigen, um seiner Neigung zur Poesie, die schon früh manche zarte Blüte getrieben hatte, mehr als flüchtige Augenblicke zu schenken. Eine Reise, die er nach vollendetem akademischen Cursus in Begleitung seines Oheims nach Paris machte, trug zur Entwicklung seines Kunstsinnes wie zur Ausbildung für den ihm bestimmten Beruf bei. Er kehrte 1806 nach Kassel zurück und ward kurz vor der Katastrophe, welche die Selbständigkeit seines Vaterlandes vernichtete, als Assessor in der Regierung angestellt. Sein Talent fand auch unter der neuen Regierung Anerkennung. Er rückte als Auditor in den Staatsrath ein, ward 1808 als Legationssecretair nach München und 1810 in derselben Eigenschaft nach Wien gesandt, und kehrte von da erst 1813, nachdem Kurhessen seinem angestammten Fürstenthume wiedergegeben war, nach Kassel zurück. Zwar mußte

er, einer seltsamen Verordnung des alten Fürsten zufolge, wie andere Staatsdiener, in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der fremden Herrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre ward er zum Justizrathe und 1817 zum Regierungsrathe ernannt. In diesem Jahre ward er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesandt, und hier war es, wo er die letzten aber auch die reichsten und glücklichsten Jahre seines zu früh verblühten Lebens größtentheils zubrachte. Geistreich ohne Anmaßung, wohlwollend ohne Verstellung, kindlich-mild ohne unselbständige Nachgiebigkeit, schalkhaft-witzig ohne verwundende Herbe, liebenswürdig in seinem ganzen Wesen, wußte er Alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, Männer und Frauen, an sich zu fesseln. In dem engeren Kreise von Freunden und Freundinnen, der sich um ihn bildete, waren die Grafen Löben (s. d.) und Kalkreuth seinem Herzen die nächsten. Mußte solcher Umgang ihn mannichfach anregen, so war doch mehr als dieser das befreundete Verhältniß zu Ludwig Tieck und seinem gastfreien Hause von förderndem Einflusse auf sein literarisches Streben. Tieck's belebendes und von der liebenswürdigsten Persönlichkeit gehobenes Gespräch, sein von tiefer Einsicht unterstützter Rath und die literarische Beihülfe aus seinem besonders in der ältern spanischen Literatur, der sich M. jetzt vorzugsweise zuwandte, reichen Bücherchaze, machte ihm die Nähe des trefflichen Meisters unschätzbar, und nur ungern dachte er an die Möglichkeit einer dereinstigen Veränderung seines Aufenthalts, die bei seiner Befähigung mit jedem Jahre wahrscheinlicher wurde. Von einer Reise in die Heimat, zu welcher ihn der 1820 erfolgte Tod seines Oheims genöthigt hatte, war er als reichbedachter Erbe und als Kammerherr und Ritter des Löwenordens nach Dresden zurückgekehrt. Bald darauf (1822) bethätigte eine außerordentliche Sendung, mit der er an den berliner Hof beauftragt wurde, das in ihn gesetzte Vertrauen. Nach seiner Rückkunft von da beschäftigten ihn die Entwürfe zu neuen Einrichtungen auf dem ihm und seinem Bruder aus der Erbschaft des Oheims zugefallenen Gute Eschenberg, und eine im Jul. 1824 dahin unternommene Reise sollte die Ausführung derselben beschleunigen. Es war seine letzte. Ein zu Anfange wenig beachtetes Uebelbefinden nahm innerhalb weniger Tage eine unerwartete Wendung und artete in ein bösarziges Nervenfieber aus, das am 20. Sept. 1824 auf dem Stammschlosse der Familie zu Eschenberg seinen in den Tagen frischerer Gesundheit von ihm selbst oft vorausgesagten frühen Tod herbeiführte. — M. war als Dichter kein schöpferischer Genius, aber voll Empfänglichkeit für das Schöne in Kunst und Leben. Der reine fromme Sinn und die ernste Richtung, denen er in allen Verhältnissen treu blieb, waren die Seele seiner Poesie. Über die meisten seiner zum Theil sehr zart empfundenen Lieder ist der Geist einer sanften Wehmuth ausgegossen, die sich oft in glücklichen aus der Natur entlehnten Bildern ausdrückt. Die Welt war ihm, nach seinem eignen Ausdrucke, ein Buch, das uns offen daliegt zur Versenkung in tiefe, heilige Gedanken. Daher zum Theil seine Vorliebe für die bildliche Einkleidung, daher vielleicht auch seine Hinneigung zu der Poesie des südlichen Europa, insbesondere zu der ältern spanischen Literatur. In Verbindung mit einer schweizerischen Freundin, der Stiftsdame von Kalenberg, hatte er bereits zu Kassel die Übersetzung einiger Calderon'schen Dramen begonnen. Mit Liebe setzte er diese Arbeit in Dresden fort, und 1818 erschien der erste Band seiner Verdeutschung der Schauspiele Calderon's. Diesem folgten in den nächsten Jahren noch fünf andere, in denen, bei dem darauf verwandten sinnigen Fleiße, die Kunstfertigkeit des Übersetzers sich allmählig zur Meisterschaft steigerte (Leipzig 1818 — 25). Daneben trat das Calderon'sche Lustspiel: „Die Verwickelungen des Zufalls“, in einem beson. 1819 zu Berlin an das Licht. Hatte er sich in diesen Arbeiten mit liebender Hingebung an die fremde Originalität angeschlossen, so gelang ihm nicht minder in seiner unter dem Titel: „Stern, Zepter,

Stumme" (Dresden 1824), gelieferten Bearbeitung dreier Schauspiele Lope de Vega's der Versuch, die fremde Dichtung durch freiere Behandlung der deutschen Lesewelt näher zu bringen. Von seinen selbständig poetischen Arbeiten gab er unter dem Titel „Gedichte“ bereits 1817 eine Sammlung heraus. Es sind Versuche von ungleichem Werthe, aus denen sich jedoch „Die Verklärung des Morgensterns“, eine größere aus einer unglücklichen Jugendliebe erwachsene Dichtung, als reich an eigenthümlichen Schönheiten, hervorhebt. Eine Sammlung seiner in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreuten spätern lyrischen Poesien besorgte nach seinem Tode die oben genannte Freundin („Poetischer Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben“, Kassel 1825). Von seinen in den letzten Jahren seines Lebens erstandenen Novellen nennen wir hier nur die im Taschenbuche „Urania“ für 1820 enthaltene Erzählung „Rosa“. Neben der Empfindung behauptete in M. immer auch der Gedanke sein Recht, und wie er sich über seine eignen Arbeiten kritisch zu verständigen bemüht war, wovon die Einleitungen zur „Verklärung des Morgensterns“, zu Calveron's und Lope's Stücken zeugen, so war es ihm auch Bedürfnis, sein Wohlgefallen oder Mißfallen an den Werken Anderer auf Grundsätze zurückzuführen. Mehre auf diesem Wege entstandene kritische Aufsätze, in denen die Milde der Gesinnung mit der Strenge des Urtheils sich paart, bewahren der „Hermes“ und das „Literarische Conversationsblatt“.

(51)

Malß (Karl), Theaterdirector in Frankfurt a. M., wo er im Dec. 1792 geboren wurde, und wo sein Vater Chef eines bedeutenden Handlungshauses war. Zum Kaufmann erzogen, wanderte M. in seinem 17. Jahre ins mittägliche Frankreich, und arbeitete namentlich in Lyon längere Zeit in mehren Handlungshäusern. Die kaufmännischen Geschäfte sängen indes bald an ihn weniger anzuziehen, und so löste er plötzlich seine Verhältnisse auf. Bis zum Einzuge der Allirten in Frankfurt beschäftigte er sich daselbst mit mathematischen Studien. Noch vor dem Aufrufe an Freiwillige meldete sich M. bei dem Prinzen von Hessen-Homburg, ein Umstand, der ihm eine Offiziersstelle in der Schar der frankfurter Freiwilligen erwarb. M. machte in dieser Eigenschaft den Feldzug von 1814 nach Frankreich mit. Nach demselben trat er in bürgerliche Verhältnisse zurück, weil er im Frieden nicht dienen wollte, zog aber 1815 abermals mit nach Frankreich. Nach dem Frieden in den Civilstand zurückgetreten, studirte er mit Eifer Mathematik, Ingenieur- und Bauwissenschaft, und arbeitete dann in Mainz als Cleve bei der Straßen- und Brückenbaudirection. Er ging darauf nach Gießen, wo er Mathematik, Physik und Chemie studirte, und erhielt 1819 eine Anstellung in Koblenz als Architekt bei der Festungsbaucommission. M. würde wahrscheinlich in preussischem Staatsdienste geblieben sein, wenn er die Sicherheit erhalten hätte, nicht anderswo als in den Rheinprovinzen gebraucht zu werden. Gerade um diese Zeit machte sein Lustspiel: „Der Bürgercapitain“, Aufsehen in Frankfurt a. M., und M. erhielt den Antrag, die Direction des dortigen Theaters zu übernehmen. Die Liebe zur Vaterstadt siegte. Elf Jahre hindurch stand er mit dem Kapellmeister Guhr unter einer kaufmännischen Oberdirection, artistisch und verwaltend dem frankfurter Stadttheater vor und führt noch jetzt die Verwaltung, nachdem die artistische Leitung dem ehemaligen Regisseur Grüner in Darmstadt übertragen worden. Das Locallustspiel: „Der Bürgercapitain“, wurde von gewichtigen Stimmen als eins der besten Stücke jener Art erklärt. Die treu und doch mit genialer Gabe der Wiedererschaffung nach dem Leben copirten Situationen, Redensarten, Gesinnungen von frankfurter Bürgern der mittlern und untern Classe fanden überall Anklang, und passend war dabei das Jahr 1815 gewählt. M.'s neueste Stücke sind: „Das Stellbischein in Tivoli“, größtentheils nach einem berliner Baudeville, und „Die Landpartie nach Königstein“, nach Dartois' Baudeville „Le bourgeois de Paris“, aber mit vielen neuen Situationen, im frankfurter Dialekt

bearbeitet. M. besitzt ein ausgezeichnetes mimisches und improvisatorisches Talent für komische Gegenstände. Als Theaterdirector hat er seinem Posten unter gewiß schwierigen Verhältnissen gewissenhaft vorgestanden, bei den neuen Baueinrichtungen im frankfurter Theater rathend und leitend Theil genommen, und besonders verdankt ihm die Bühne manche zweckmäßige Einrichtung. (16)

Maltebrun, eigentlich Konrad Malthe Bruun, berühmter Geograph, stammte aus einer angesehenen jütländischen Familie und war 1775 geboren. Er studirte auf der Universität zu Kopenhagen und gab frühe schon Gedichte heraus, die eine feurige Phantasie verriethen. Seine Ode auf die Seeschlacht der Dänen vor Tripolis wird als eine der guten Dichtungen dieser Art in der dänischen Literatur angesehen. Die Politik, welche durch die französische Revolution neues Leben gewann, zog ihn bald unwiderstehlich an; er schrieb zu Gunsten der Freiheit, wovon die aristokratische Partei nichts wissen wollte und welcher auch sein eigner Vater nicht günstig war; sein „Katechismus der Aristokraten“ (1795), eine heftige Satire auf jene Partei, zog ihm eine gerichtliche Verfolgung zu, und er mußte nach Schweden fliehen, wo er wieder zu dichten begann. Nach Verlauf von zwei Jahren kam er nach Kopenhagen zurück, das Herz noch voll Groll gegen ungerechte Machthaber. Er schrieb gegen einige willkürliche Handlungen der Regierung und mußte nun wieder nach Schweden zurückflüchten; er blieb aber dort nicht lange, sondern begab sich nach Hamburg. Hier oder in Schweden soll er zu einer geheimen Gesellschaft, die vereinigten Skandinaven genannt, gehört haben, welche die Vereinigung der drei nordischen Reiche in einen Republikbund befördern wollte. M. hatte einen abenteuerlichen Geist und entwarf stets ungeheure Projecte. Rußland und Schweden sollen sich über diese geheime Gesellschaft am kopenhagener Hofe beschwert und dieser eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet haben. So viel ist gewiß, daß M. 1800, ein Jahr nach seiner zweiten Flucht, zur ewigen Verbannung verurtheilt wurde, wegen eines Versuches, die monarchische Staatsverfassung umzuändern. Von Hamburg begab er sich nach Frankreich und lebte in Paris anfangs vom Unterrichtegeben. Er schrieb hier Einiges in den Tagesblättern und suchte einen reichen Norweger zur Anlegung einer Colonie auf der Westküste Afrikas zu bewegen. Noch in spätern Jahren verfolgte er dieses Project und ließ es Napoleon zustellen. Er begann 1804 mit dem französischen Geographen Mentelle eine große Erdbeschreibung in 16 Bänden, die in drei Jahren vollendet wurde, aber ziemlich unförmlich ist, da mehrere Hände daran gearbeitet haben. Dennoch war diese die beste und größte Erdbeschreibung, die man in Frankreich hatte. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter an dem damals außerordentlich verbreiteten „Journal des débats“; er besorgte die auswärtige Politik, lieferte eine Menge Recensionen geographischer und historischer Werke, und schrieb außerdem manche kleinere Aufsätze, zum Theil polemischen Inhalts, weshalb er mit andern Tageblättern und Schriftstellern oft in Streit gerieth. Dieser Federkrieg war ganz sein Element und hielt ihn beständig in Athem. Seine meistens im „Journal des débats“ zerstreuten Aufsätze sind nach seinem Tode in drei Bänden gesammelt worden. Als 1807 Polen wieder eine Rolle in der politischen Welt zu spielen begann, gab er ein „Gemälde Polens“ heraus, welches jedoch aus Mangel an Quellen nur düstertig ausfallen konnte, später aber von zwei Polen in Paris ganz umgearbeitet worden ist. Seine sehr freie Übersetzung von Barrow's Reise nach Cochinchina enthält Manches aus eignen literarischen Forschungen. Er begann 1808, ungeachtet seiner thätigen Mitwirkung am „Journal des débats“, die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire“, die er bis 1814 mit der Beihülfe anderer Gelehrten fortsetzte; sie enthalten eine Menge Auszüge aus englischen und deutschen Reisebeschreibungen und geographischen Werken. M.'s Kritik darin ist

zurück zu scharf und schonungslos. Es sind von dieser Sammlung 24 Bände und ein Register erschienen. Unter dem Titel: „Nouvelles annales des voyages“, unternahm er hernach mit Syriès eine Fortsetzung dieses Unternehmens, das auch bis jetzt noch besteht. Als im Anfange des J. 1814 die verbündeten Truppen in Frankreich einrückten, ließ sich M. vom „Journal des débats“ mit Genehmigung der Regierung ins französische Hauptquartier zu Troyes schicken, um von da aus die feischesten Kriegsnachrichten geben zu können. Er war im „Journal des débats“ einer der eifrigsten Vertheidiger Napoleon's, obschon er im Grunde manches Tadelnswürdige an ihm fand, und er spornte bis ans Ende die Franzosen an, Napoleon's Herrschaft zu vertheidigen. Nach der Rückkehr der Bourbons trat er vom „Journal des débats“ ab, und gab eine besondere Zeitschrift „Le spectateur“ heraus, wovon drei Bände erschienen. Im folgenden Jahre 1815 ward er einer der Mitarbeiter an dem ultraroyalistischen Tageblatte „La quotidiennette“, und schrieb bei der zweiten Abdankung Napoleon's eine „Apologie Ludwig XVIII.“ Späterhin trat er wieder beim „Journal des débats“ ein, und verblieb dort bis zu seinem Tode. Sein Hauptwerk ist das „Précis de la géographie universelle“, wovon er nur sechs Bände hat vollenden können. Die beiden letzten sind von einem Gelehrten Namens Huot, der sich nur beiläufig mit Erdbeschreibung abgegeben, hinzugefügt worden und stehen den andern an geographischer Kritik sehr nach. Die zweite Auflage ist von demselben Huot ungarbeitet worden; auch ist nach M.'s Tode ein Abriss seines „Précis“ erschienen, und in mehreren Sprachen sind freie Übertragungen des „Précis“ mit Verbesserungen und Zusätzen geliefert worden. Es ist zu bedauern, daß er dieses mit vielem Scharfsinn abgefaßte, wiewol bei weitem nicht fehlerfreie Handbuch selbst nicht hat beendigen und verbessern können. In dem Zustande, worin er es gelassen hat, ist es bereits sehr im Werthe gesunken; immer aber wird es ein Muster eines weitumfassenden und angenehm zu lesenden Compendiums sein. Als rüstiger Vertheidiger des von der heiligen Allianz in Aufnahme gebrachten politischen Legitimitätssystems, gab er eine Abhandlung über diese Legitimität heraus, die aber bei keiner Partei großen Beifall erhielt. Als die geographische Gesellschaft in Paris errichtet wurde, zeigte M. viel Thätigkeit bei den Arbeiten derselben, und war eine Zeit lang Secretair dieses Vereins. Er starb am Schlage im Dec. 1826 beinahe mitten unter der Arbeit. Seine Witwe bekam eine kleine Pension vom „Journal des débats“.

Malthus (Th. R.), Lehrer am East India college zu Hertford, ist der Sohn des gelehrten Daniel M., der zu den, von seinem Sohne entwickelten Ansichten über die Bevölkerung die Grundlinien gegeben haben soll. Er ward in Cambridge gebildet, wo er Fellow im Jesuscollegium ward und später eine geistliche Pfründe erhielt. Seine Schrift über die Bevölkerungsverhältnisse: „Essay on the principles of population“ (London 1798, 4.), machte gleich bei ihrer ersten Erscheinung großes Aufsehen, sowohl wegen der Grundsätze, auf welche sie gestützt war, als wegen der daraus abgeleiteten praktischen Folgerungen, obgleich die Theorie nicht neu war, so scharfsinnig M. sie entwickelte. In der zweiten Ausgabe (1803) erschien sie völlig umgearbeitet, und in der fünften (3 Bde., London 1817) ansehnlich erweitert. Darauf folgte 1807 ein Schreiben an Whitbread über dessen Antrag zu einer Veränderung der bestehenden Gesetze über die Armenpflege, worin M. die, in seine Bevölkerungstheorie aufgestellten Grundsätze anwendete, die ihn zu der Behauptung führten, der Arme habe kein Recht zu existiren, wo er sei, oder wie er es anderswo ausdrückt: „Die Natur hat ihre Tafel voll besetzt, und wer da kein Gedeck für sich findet, ist ein Eingedrungenener, der da nichts zu thun hat.“ Später gab er einige Schriften über die Beschränkung der Einfuhr des fremden Getreides und den Einfluß der englischen Getreidegesetze auf

den Ackerbau und den Wohlstand des Landes (1814 und 1815) und über die Natur der Mente (1815) heraus, und seine Anstellung als Lehrer der Geschichte und Staatswirthschaft an der von der ostindischen Gesellschaft zur wissenschaftlichen Bildung ihrer Beamten gestifteten Anstalt veranlaßte ihn, die Staatswirthschaftslehre in eine umfassende Darstellung „Principles of political economy“ (London 1820) zu entwickeln. Seine „Definitions in political economy“ (London 1827), behandeln einzelne Fragen der Staatswirthschaftslehre, besonders die Begriffe des Reichthums und der Arbeit. In seinem Hauptwerke über die Bevölkerung, das in England nicht nur zu vielfachen Verhandlungen unter den Gelehrten Anlaß gegeben, sondern auch auf die Verwaltungsgrundsätze Einfluß gehabt hat, stellte M. den Grundsatz auf, daß nach einem allgemeinen, in seiner Wirksamkeit unwiderstehlichen Gesetze die Menschenzahl schneller zunehme als gleichzeitig die Mittel des Unterhalts sich vermehren, oder wie er und seine Schüler das Theorem ausdrücken: die Bevölkerung schreite in geometrischem Verhältnisse fort, während der Nahrungsbedarf zu gleicher Zeit nur in arithmetischem zunehme. Diese mit der Nahrungserzeugung thatsächlich und nothwendig nicht in Verhältniß bleibende Zunahme der Bevölkerung werde nur durch Laster und Elend unterdrückt, behauptet M., und zieht aus seinen Grundsätzen die Folgerung, daß Elend und Entbehrung unter den Bewohnern jedes Landes im Verhältniß zur Vermehrung der Gattung zunehmen müssen. In der zweiten Ausgabe des Werkes erhielt seine Theorie wesentliche Veränderungen, und vorzüglich fügte er die Lehre von den vorbeugenden Hemmungen (preventive checks) der Bevölkerung hinzu, die in der, aus Motiven der Sittlichkeit oder Klugheit hervorgegangenen freien Beschränkung des Zeugungstriebes bestehen; in allen neuen Bearbeitungen seiner Theorie aber blieb der Satz stehen, daß die Bevölkerung die Richtung habe, über die Unterhaltsmittel hinauszugehen, und nur durch Hunger, Krankheit, Laster oder durch moralischen Zwang, nämlich Enthaltensamkeit, beschränkt werde. Diese Theorie fand bereits früher viele Widersacher in England, wiewol sie nicht immer gründlich geprüft ward; in der neuesten Zeit aber ist, außer Everett (s. d.), vorzüglich Michael Thomas Sadler in seiner Schrift: „The law of population“ (1. und 2. Bd., London 1830), gegen M. aufgetreten. Er greift das Grundprincip desselben mit siegreichen Gründen an, indem er zeigt, daß die von M. aufgestellte Behauptung in Beziehung auf das Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung zur Vermehrung des Nahrungsbedarfs durchaus nicht allgemein gültig sei und daher die Bevölkerung nicht nothwendig auf die Nahrung drücke, wie M. und seine Anhänger wollen; doch war er in der Aufstellung eines Gesetzes der Bevölkerung nicht glücklicher als sein Gegner, da auch er in den Irrthum verfiel, der M. zu seinen unhaltbaren Behauptungen verführte. Dieser Grundirrtum liegt in der Voraussetzung, daß M. die Bevölkerung auf einen bestimmten Raum beschränkt, und daher die aus dem aufgestellten Grundsätze hervorgehenden Folgerungen auf die Nachtheile einer möglichen Vermehrung der Menschenzahl in ein enge begrenztes Gebiet einschließt. Einen neuen Vertheidiger hat M. an dem Professor Nassau William Senior zu Oxford gefunden, der in seinen „Two lectures on population“ (London 1831) die angefochtene Lehre zu befestigen sucht; Niemand aber ist in England auf eine so aberwägige Anwendung jener Theorie verfallen als in Deutschland Weinhold, der die vorbeugenden Hemmnisse in physischen Zwang verwandeln wollte.

Maltiz (Gotthilf August, Freiherr von), wurde bei Königsberg in Preußen am 9. Jul. 1794 geboren. Er widmete sich anfangs dem Forstfache, das er jedoch später wieder verließ, um sich einer bloß literarischen Beschäftigung hinzugeben. Seinen ursprünglichen Aufenthaltsort Berlin, wo er sich zuerst durch seine dichterischen Erzeugnisse bekannt machte, mußte er 1828 verlassen, da er es bei der Aufführung seines viele Anspielungen auf die Verhältnisse Polens enthaltenden

Dramas: „Der alte Student“, das auf der königstädtischen Bühne einstudirt worden war, durch mündliches Einverständniß mit den Schauspielern dahin zu bringen gewußt hatte, daß die von der Censur gestrichenen Stellen bei der ersten Darstellung, welcher grade der König selbst beiwohnte, dennoch gesprochen wurden. M. begab sich darauf nach Hamburg, wo er sein Stück in den Druck gab und die Redaction des „Norddeutschen Couriers“ übernahm, eines politisch-literarisch raisonnirenden Zeitblattes, das jedoch nur ein sehr untergeordnetes und spurloses Leben führte. Nach der Juliusrevolution wanderte er nach Paris und gehört seitdem zu Denjenigen, welche ihre Beschäftigung darin finden, die vaterländischen Zustände, statt zur Förderung derselben durch Rath und That mitzuwirken, durch die stumpfen Waffen eines ohnmächtigen und unfruchtbarren Witzes zu verhöhnen. Es fehlt jedoch bei ihm jede Spur eines ernstern und tiefern Hintergrundes, und sein Haschen nach Witz und Humor, die bei ihm ohnehin der gewöhnlichern Sphäre angehören, muß deshalb um so unerfreulicher wirken, je bedeutender und wichtiger die Gegenstände des öffentlichen und nationalen Lebens sind, die er in seiner leichtsinnigen poetischen Laune angreift. Die Quintessenz seiner hieher gehörigen Aufsätze und Gedichte hat er in einer Sammlung unter dem Titel: „Pfefferkörner“ (Hamburg 1831—32) zusammengestellt, wovon bereits drei Bändchen erschienen sind. Die frühern Arbeiten M.'s, mit welchen er seine schriftstellerische Laufbahn begann, waren bei weitem harmloserer Natur, und es ist schade, daß er das Gebiet des gemüthlichen Scherzes verlassen, der sich z. B. in seinem „Ränzel und Wanderstab, oder Reisen nach Gefühl und Laune“ (2 Bde., Berlin 1821—23) oder in seinen „Humoristischen Raupen, oder Späßchen für Forstmänner und Jäger“ (2. Aufl., Berlin 1824) und andern zeigte, und um Vieles besser dem beschränkten Kreise seines Talents zusagte, als seine jetzige satirische Richtung gegen die Weltbegebenheiten. Auch im dramatischen Fach hat sich M. vielfach versucht, und in seinem „Kohlhaas“, seinem „Cromwell“ und andern es wenigstens an theatralischer Lebendigkeit und Beweglichkeit nicht fehlen lassen. (47)

Mangin, Polizeipräsident unter Polignac's Ministerium, ward um 1775 zu Metz geboren, wo sein Vater Specereihändler war, und in seinem 10. Jahre bei einem Tischler in die Lehre gegeben. Er verschaffte sich aber einige Bücher, studirte insgeheim, wurde dann von einem Jesuiten ins Haus genommen und trat in einem Alter von 16 Jahren zu Metz als Advocat auf. Sein College Deserre, der spätere Justizminister, der nach der ersten Restauration zum Deputirten ernannt wurde, verschaffte ihm die Stelle des königlichen Procurators in Metz. Als General Guillaume und Oberst Viriot einen Aufstand in Lothringen versuchten, zog M. an der Spitze der Gendarmen mitten in der Nacht gegen die Verschwörer und ließ sie festnehmen: einige kamen auf das Schaffott, Viriot rettete sich durch Flucht, Guillaume starb im Exil. M. wurde Divisionschef beim Justizministerium, darauf Generalprocurator zu Poitiers. Im Febr. 1822 beschuldigte er mehre Mitglieder der Kammer, den General Foy, Benjamin Constant, Lafayette, Kératry, Boyer d'Argenson und Andere der Theilnahme an Berton's Verschwörung gegen die königliche Regierung. „Aber“, sprach er zu den Richtern, „man fragt, warum ich die Beschuldigten nicht vor die Gerichte bringe. Darauf erwidere ich: Ich bin nicht competent; wenn ich es wäre!“ Dieses „si je l'étais!“ steigerte den Unwillen gegen M. Es wurden anonyme Briefe an ihn gerichtet, die ihm den Tod drohten. Nach der Verurtheilung Berton's brachten Lafitte, Constant, Kératry und Foy ihre Anklage gegen den Generalprocurator vor, allein der Cassationshof entschied, der Proceß solle nicht stattfinden. Benjamin Constant hatte zwei Flugschriften in Form von Briefen, wovon einer an M., drucken lassen und warf ihm darin vor, den unglücklichen Caffé zur Empörung verleitet und dann preisgegeben zu haben. Diese Flugschriften wurden von dem pari-

fer Zuchtpoliceigerichte angeklagt, und Constant für den Brief gegen M. zu einmännlichem Gefängniß und 500 Francs Geldbuße verurtheilt, bei der Appellation jedoch von der Haft losgesprochen. M. erhielt durch Specialordonnanz das Offizierkreuz der Ehrenlegion und wurde bald darauf Rath am Cassationshofe, wo er sich durch seine gründlichen Rechtskenntnisse sehr nützlich machte. Labourdonnaye ernannte ihn zum Polizeipräsidenten des Seinedepartements als Nachfolger des allgemein hochgeachteten Debelleyne. Er versprach beim Eintritte, dem Beispiele des Vorgängers zu folgen. Sein erster Schritt war aber die Vertreibung vieler alten Beamten. Verjährte Sachen wurden hervorgeholt, Paris füllte sich mit Policeespionen. Nicht bloß die Schriften kamen unter Ubersaufsicht, auch die Schriftsteller, und unter diesen Casimir Delavigne. Eine Policeordonnanz, die den Pulcinellen ihr freies Wort verbot, erregte das Gelächter der Pariser; wie die andern Theater wurden auch die wandernden Breter der Censur unterworfen. Als in den Morgenstunden des 25. Jul. die Ordonanzen beschlossen worden, erhielt M. am Abend Kenntniß davon. Zu Peyronnet berufen, rieth er zu energischen Maßregeln, die zum Glück nicht angewandt wurden. Er verlangte, behauptet man, daß die Minister einige Tage warten, dann zur Feier des Sieges über Algier eine große Parade veranstalten, und von den in Paris concentrirten Truppen die Häupter der freisinnigen Opposition verhaften lassen sollten. Am 29. Jul. bei Tagesanbruch, nach Verbrennung vieler Papiere, floh M. aus Paris und gelangte unter dem Namen Meunier nach Brüssel. Bei der brüsseler Revolution flüchtete M. weiter und lebt jetzt in der Schweiz. (15)

M a n n e (Louis Charles Joseph de), Conservator der königlichen Bibliothek zu Paris, wo er am 19. Sept. 1773 geboren ward. Beim Antikencabinet der Nationalbibliothek angestellt, wurde er 1820 Conservator als Nachfolger Caperonnier's. Er war einer der Stifter der pariser asiatischen Gesellschaft und ist Mitglied ihres Conseils. Alleiniger Besitzer der gravirten Tafeln, Zeichnungen und Kartenammlung Danville's, beschäftigte sich M. seit vielen Jahren mit Untersuchungen über die Arbeiten jenes berühmten Geographen. Er gab eine „Notice raisonnée des ouvrages de Danville“ (Paris 1802) heraus, zu welcher Barbic du Bocage einige Bemerkungen hinzufügte, und hat eine vollständige Ausgabe der Werke Danville's in sechs Bänden mit einem Folioatlas angekündigt. (15)

M a r h e i n e k e (Philipp Konrad), Professor der Theologie zu Berlin, wurde 1786 zu Hildesheim geboren. Als er, nach beendigten Studien in Göttingen, eben eine Repetentenstelle an der dortigen theologischen Facultät übernehmen wollte, erhielt er 1804 einen Ruf als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen, wo er zugleich als Privatdocent der Theologie auftrat. Er wurde daselbst 1806 außerordentlicher Professor der Theologie, folgte 1807 einem Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er 1809 ordentlicher Professor der Theologie wurde, ging 1811 als ordentlicher Professor der Theologie nach Berlin und hat dort seitdem ohne Unterbrechung in dieser Stellung gelebt und gelehrt. Seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit hat sich in den verschiedensten Richtungen über die meisten Zweige der Theologie verbreitet und überall hat er Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit bewährt, die auch von Denjenigen anerkannt werden müssen, die mit seinen theologischen Grundsätzen nicht einverstanden sein können. Namentlich hat er die Dogmatik, die Symbolik, die Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Geschichte der Moral und die praktische Theologie mit mehr oder weniger Verdienst angebaut. M. gehört zu den philosophirenden Theologen und zwar zu denjenigen, welche die Schelling-Hegelsche Lehre auf die Theologie angewendet und dieser dadurch einen höhern wissenschaftlichen Charakter zu geben versucht haben. Schon aus diesem Grunde war M.'s Wirksamkeit hauptsächlich auf die Bearbeitung der Dogmatik hingewiesen, worin er auch ohne Zweifel das Bedeutendste geleistet hat. Er

gab eine vollständige Darstellung dieser Wissenschaft in seinen „Grundlehren der christlichen Dogmatik“ (Berlin 1819, zweite, ganz veränderte Ausgabe 1827). Außerdem schrieb er über einzelne dogmatische Lehren, z. B. „Das Brot im heiligen Abendmahl“ (Berlin 1817); „Dittomar, Gespräche über des Augustinus Lehre von der Freiheit des Willens und der göttlichen Gnade“ (Berlin 1821). Die Methode, welcher M. hierbei folgt, ist die der Hinüberdeutung einer philosophischen Lehre in die Formeln einer kirchlichen Orthodoxie. Daß diese Methode, deren sich bekanntlich mehre Anhänger der Schelling-Hegel'schen Philosophie bedient haben, weder dem Interesse der religiösen Wahrheit noch dem der kirchlichen Orthodoxie Genüge zu leisten vermöge, ist schon oft dargethan worden. Das Interesse der religiösen Wahrheit wird dadurch beeinträchtigt, daß diese nicht rein in der ihr wesentlichen Form der Wissenschaft oder Philosophie ausgesprochen, sondern in die ihr größtentheils fremde Hülle kirchlicher Dogmen eingekleidet wird, wodurch sie nur in einem dunkeln und entstellenden Zwielficht erscheint. Ebenso wenig aber kann natürlich das Interesse der kirchlichen Orthodoxie dadurch wirklich befriedigt werden, denn diese wird ja doch nur dem Scheine nach in die Dogmatik aufgenommen, da nur die Worte und Formeln des kirchlichen Glaubens, aber in einem der Kirche ganz fremden Sinne eines speculativen Systems, gebraucht werden. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Classe von Dogmatikern von beiden Seiten, von den Rationalisten wie von den Supernaturalisten und Kirchengläubigen, als unentschiedene Zwitwischenwesen angefochten worden ist, und daß man ihr den Vorwurf einer, absichtlichen oder unabsichtlichen, Täuschung gemacht hat. Dazu kommt, daß das philosophische System, von welchem diese Dogmatiker und auch M. ausgehen, wenig geeignet ist, das Wesen und den Geist des Christenthums richtig aufzufassen; denn die Identitätslehre macht durch ihr Princip der Identität des Subjects und des Objects, oder des Denkens und des Seins, des Vernünftigen und Wirklichen, des Idealen und Realen, die wichtigsten Wahrheiten der Religion wankend. Die Selbständigkeit des Wesens Gottes wird durch Pantheismus, die Persönlichkeit des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele durch ein mystisches Einssein mit dem Absoluten, die moralische Freiheit durch intelligiblen Fatalismus bedroht, und der Unterschied zwischen Gutem und Bösem verliert seine Realität, da er nur als ein niederes und notwendiges Entwicklungsmoment in der Auffassung des Absoluten gilt, der auf dem wahren, höhern Standpunkt von selbst verschwindet. In diesen Grundsätzen stimmen im Wesentlichen die ältere Schelling'sche und die Hegel'sche Lehre überein, wovon die erstere der ersten Ausgabe der Dogmatik M.'s, die andere der zweiten zu Grunde gelegt ist. Eine natürliche Folge davon war, daß M.'s Dogmatik den Geist und den eigentlichen Kern der christlichen Lehre, der in den Ideen der selbständigen Gottheit, der persönlichen Unsterblichkeit, der moralischen Freiheit und der Sittlichkeit enthalten ist, nicht wissenschaftlich begründen konnte, sondern daß sie mehr die äußere, unwesentliche, nur historische Hülle als den wahren, wesentlichen Gehalt des Christenthums hervorheben mußte. Die erst in späterer Zeit zu der christlichen Glaubenslehre hinzugebrachte und nur zufällig aus der historischen Lehre von der Persönlichkeit Christi hervorgebildete Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit ist bei M. das Princip der Dogmatik, die er jedoch in seinem speculativen Sinne als die dreifache Auffassung des Absoluten oder Gottes in seiner Unterschiedlosigkeit, in dem Unterschiede seiner von sich selbst, und in der Rückkehr seiner zur Einheit mit sich selbst (die drei Entwicklungsmomente der Hegel'schen Dialektik), also in einem der Kirche völlig fremden Sinn, auffaßt. In einem ähnlichen speculativen Sinne werden auch andere positive Lehren, z. B. von der Gottmenschheit Christi, als der Einheit des göttlichen und des menschlichen Bewußtseins oder als das Offenbarsein der Idee Gottes in der menschlichen Vernunft; von dem Sündenfall und der Erbsünde, als

Auffassung des Ichs, als selbständigen von Gott verschiedenen Wesens; von der Verlöbning und Erlösung durch Christum, als der Aufhebung der Gegensätze in der Auffassung des Absoluten durch die Idee Gottes im Menschen (den Gottmenschen); von der Offenbarung, als dem sich Entwickeln Gottes in dem Bewußtsein des Menschen u. s. w., in die Dogmatik M.'s aufgenommen. Man kann diesem speculativ-dogmatischen Systeme ausgezeichneten Scharfsinn und seine Combinationskunst gewiß nicht absprechen, aber den höhern Ansprüchen der freien Wahrheitsforschung und der rationalen Kritik ist darin sehr wenig entsprochen worden. Nicht mit Unrecht ist M.'s Dogmatik der Vorwurf gemacht worden, daß sie auch dem Geiste des Protestantismus nicht getreu geblieben sei, wofür man sich nicht allein darauf berufen kann, daß darin die heilige Schrift ihrer höchsten Autorität für den kirchlichen Glauben beraubt ist, indem der Tradition eine gleiche Gültigkeit mit ihr eingeräumt wird, sondern auch darauf, daß diese Methode der willkürlichen Hinüberdeutung mit demselben Rechte eine Anwendung auf jedes andere kirchliche Glaubenssystem zuläßt, wie denn mehre katholische Theologen, wie Thanner, Zimmer u. A., nach derselben philosophischen Lehre ihre katholische Kirchenlehre in dieser speculativen Weise ausgebeutet haben. In seiner Darstellung der Symbolik („Christliche Symbolik“, 3 Bde., Heidelberg 1810 — 14) und in den Schriften: „Über das wahre Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus“ (Heidelberg 1810); „Institutiones theologiae symbolicae“ (Berlin 1812, 3. Ausg. 1830), ist er freilich der Natur der Sache nach genauer auf das historische eingegangen als in der Dogmatik, jedoch ist auch hier ein allzu großer Einfluß seiner speculativen Ansichten auf die Auffassung der kirchlichen Lehren, und insbesondere eine Neigung, den katholischen Dogmen einen ihnen nicht zukommenden höhern, ideellen Sinn unterzulegen, bemerkbar, die der historischen Treue oft Eintrag thut. Auch seine Darstellung der Kirchengeschichte („Universalkirchenhistorie des Christenthums“ (1. Theil, Erlangen 1806) ist fast ganz im Sinne der Schelling'schen Lehre ausgeführt. Weniger ist dies bei einigen speciellen kirchenhistorischen Arbeiten der Fall, unter denen vorzüglich seine „Geschichte der deutschen Reformation“ (2 Bde., Berlin 1816, 2. Ausg., 3 Bde., 1831) ausgezeichnet zu werden verdient. Auch seine Beiträge zur Geschichte der christlichen Moral („Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten“, 1. Bd., Suzbach 1806), und zwei frühere Programme von 1804 und 1805, die Geschichte der neuern theologischen Moral betreffend, tragen mehr den Charakter fleißiger Quellenforschung als speculativer Darstellung. Eine nicht geringe Anzahl von Predigten, die von ihm, zum Theil aus der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit im Druck erschienen sind, bewegen sich meist in einer Sphäre des religiösen Lebens, die nur für Gebildete ansprechend sein kann und sind ihrem Inhalt nach ebenfalls nicht frei von Anklängen aus seiner philosophischen Denkart, die hier bisweilen an das Mystische streift, später sich mehr in den Formen der Orthodorie fixirt, z. B. „Predigt über den Ursprung des Bösen“, mit Petersohn's Predigt über denselben Gegenstand zusammengeedruckt (Göttingen 1801); „Predigten für gebildete Christen“ (Dasselbst 1801); „Fünf Reformationspredigten“ (Berlin 1814 und 1818). Zu seinen Bearbeitungen der praktischen Theologie gehört außerdem auch seine „Grundlegung der Homiletik“ (Hamburg 1811) u. d. sein der altkirchlichen Lehre getreuer „Katechismus der christlichen Lehre“ (Berlin 1825). In seiner Schrift „Über die wahre Stellung des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregiment“ (Berlin 1825) tritt er in den Verhandlungen wegen der neuen preussischen Kirchenagende, als Vertheidiger des Rechts protestantischer Fürsten zur Einführung neuer Agenden, gegen Schleiermacher auf, und rath zu strengen Maßregeln der Regierung gegen die mit der Agende Unzufriedenen. (Vergl. Liturgiewesen.) Merkwürdig ist endlich auch

die von M. an Hegel's Grab gehaltene Rede („Zwei Reden bei der feierlichen Bestattung Hegel's, am 16. Nov. 1831, von Marheineke und Förster“), worin das Lob des philosophischen Meisters fast bis zur Apotheose gesteigert ist. (21)

Maria da Gloria (Johanne Charlotte Leopoldine), geboren am 4. Apr. 1819 zu Rio Janeiro, Tochter des Kaisers von Brasilien, Don Pedro I. (s. d.), aus seiner ersten Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine von Oestreich. Sie erhielt bei ihrer Geburt den Titel einer Prinzessin von Gran Para und wurde bis zu dem Tode ihrer Mutter (1826) unter deren Augen sorgfältig erzogen. Als ihr Vater nach dem Tode Johann VI. durch das Recht der Erstgeburt die portugiesische Krone erlangt hatte, beschloß er unter dem Einfluß des britischen Gesandten, Sir Charles Stuart, in Brasilien zu bleiben, und nachdem er im Apr. 1826 dem Königreiche Portugal eine neue Constitution gegeben hatte, entsagte er durch eine Urkunde vom 2. Mai 1826 der portugiesischen Krone zu Gunsten seiner Tochter, die sich mit ihrem Oheim Don Miguel (s. d.) vermählen sollte; doch setzte er fest, die junge Königin sollte Brasilien nicht eher verlassen, bis die neue Verfassung beschworen und die Vermählung geschlossen worden sei, und er machte die Gültigkeit seiner Entsagung und der Abtretung seiner Rechte ausdrücklich von der Erfüllung dieser beiden Bedingungen abhängig. Don Miguel, seit 1824 in Wien, beschwor endlich am 4. Oct. 1826 das neue portugiesische Grundgesetz und vollzog am 26. Oct. desselben Jahres, nachdem der Papst die Dispensation erteilt hatte, auch die Verlobung mit seiner Nichte. Als Don Miguel bald nach seiner Ankunft in Portugal, wo er nach seines Bruders Verordnung die Regentschaft des Reichs übernehmen sollte, im Jun. 1828 die beschworene Verfassung umgestürzt hatte, verwahrte Don Pedro feierlich seine und seiner Tochter Rechte und schickte Donna Maria nach Europa. Sie kam am 4. Sept. 1828 auf der Rhede von Gibraltar an, begleitet von dem Marquis von Barbacena und dem Grafen da Ponte, mehren Hofdamen und Kammerherren und einer aus 30 Deutschen und ebenso vielen Portugiesen bestehenden Leibwache. Nach einigen Erwägungen, ob sie ihre Reise nach Wien fortsetzen oder nach England gehen sollte, beschlossen ihre beiden Führer, bei der englischen Regierung den Schutz der Rechte der jungen Königin zu suchen. Sie landete am 14. Sept. in Falmouth, wo sie als Königin mit dem herkömmlichen Geschützgruße empfangen und von mehren portugiesischen Flüchtlingen begrüßt wurde. Als sie in London angekommen war, wurde sie nicht nur von den Mitgliedern der königlichen Familie freundlich aufgenommen, sondern auch von Georg IV. am 28. Dec. 1828 zu Windsor feierlich als Königin empfangen. Das britische Ministerium aber verrieth deutlich genug, daß es nicht die Absicht hatte, die Rechte der Prinzessin förmlich anzuerkennen, und während es sich weigerte, den Marquis von Palmella, trotz Pedro's Beglaubigungsschreiben, als Gesandten der Königin Donna Maria II. anzunehmen, begünstigte es vielmehr den factischen Beherrscher Portugals, dessen Ansprüche der Gegenstand der Unterhandlungen der Cabineten waren. Don Pedro blieb indeß dem Entschlusse treu, die Rechte seiner Tochter zu behaupten, und erklärte bei der Eröffnung der brasilischen Kammern am 3. Mai 1829 feierlich, daß er sich in keinen Vergleich zu Gunsten des Usurpators einlassen werde, obgleich die Bewegungen, die von ihren Anhängern in Lissabon und in der Provinz Alentejo 1829 erregt wurden, durch die Schrecken der Gewalttherrschaft unterdrückt, ohne Erfolg blieben. Nur auf den Azoren fand sie einen starken Anhang, und die Insel Terceira wurde der Mittelpunkt ihrer Herrschaft, nachdem Don Pedro durch eine Verordnung vom 15. Jun. 1829 eine Regentschaft eingesetzt hatte, welche aus dem Marquis von Palmella, dem Grafen von Villastor und Don Jose Guerreiro bestand und am 15. März 1830 die Regierung im Namen der jungen Königin übernahm, die aber Europa bereits wieder verlassen hatte. Sie schiffte sich mit ihres Vaters zweiter Gemahlin, der Prinzess-

fin Amalie von Leuchtenberg, am 30. Aug. 1829 in Plymouth ein und kam am 17. Oct. in Rio Janeiro an. Ihr Vater richtete ihr einen eignen Hofstaat ein, ließ ihr königliche Ehren erweisen, und ihre Würde ward auch von den in Brasilien befindlichen europäischen Gesandten anerkannt. Durch eine Empörung im Apr. 1831 gezwungen, die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederzulegen, schiffte sich Don Pedro mit seiner Gemahlin und seiner Tochter ein und ging nach Paris, wo Donna Maria, vom französischen Hofe als Königin behandelt, mit ihrer Stiefmutter zurückblieb, als ihr Vater 1832 Frankreich verließ, um ihre Rechte auf portugiesischem Boden mit dem Schwerte zu verfechten. (S. Portugal.)

Marie Christine, Königin von Spanien, ward am 27. Apr. 1806 zu Palermo dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Franz I. von Neapel, von seiner zweiten Gemahlin, Maria Isabella, Tochter Karl IV., Königs von Spanien, geboren. Schon in ihrer Jugend machte sie sich durch Leutfeligkeit und gewinnende Anmuth bei dem Volke beliebt und schien, wie ihre ältern Schwestern, die Herzogin von Berri und die dem Infanten Franz de Paula von Spanien seit 1819 vermählte Luise Karoline, viel von dem Geiste ihrer Grossmutter, der östreichischen Karoline, geerbt zu haben. Am Hofe ihres Vaters ging sie bei feierlichen Gelegenheiten an verdienstlosen Begünstigten vorüber, um sich mit talentvollen Männern, die nicht in Gunst standen, freundlich zu unterhalten, und vielseitig gebildet, gab sie in den Kunstsammlungen Neapels, die sie gern besuchte, oft Beweise ihres treffenden Urtheils. Als König Ferdinand von Spanien 1829 seine dritte Gemahlin verloren hatte, ward er gleich nach ihrem Tode um Marie Christine, die Tochter seiner Schwester und die Nichte seiner ersten Gemahlin. Im Sept. desselben Jahres verließ sie Neapel in Gesellschaft ihrer Ältern, reiste durch Südfrankreich und hielt am 11. Dec. ihren feierlichen Einzug in Madrid. Sie war berufen, einen Thron zu theilen, den oft Stürme umgaben, an der Seite eines Fürsten, den Parteien absichtlich reizten, fanatische Priester anregten, verzwegene Höslinge täuschten und Alle zu so unruhigem Argwohn trieben, daß er endlich fast in allen Unterthanen nur Feinde sah. Die junge Königin wußte ihm eine Zärtlichkeit einzuslößen, die ihr einen entscheidenden Einfluß sicherte, welchen sie unter den Ränken der Hofparteien klug zu benutzen verstand. Der Gang der blinden und grausamen Reaction schien gehemmt zu sein, und wenn auch nicht Gerechtigkeit und noch weniger Milde waltete, wenn auch der König durch die bei seiner Vermählung verkündigte Amnestie nur wenige Verbannte zurückrief, so war doch die Herrschaft des Schreckens gebrochen. Die Freunde des Absolutismus und der Inquisition begannen zu fürchten. Als die erste Schwangerschaft der Königin erklärt war, wurde die pragmatische Sanction bekannt gemacht, welche das von Philipp V. am 10. Sept. 1713 eingeführte, die Frauen vom Throne ausschließende Erbfolgesetz aufhob und das alte castilische Erbrecht wiederherstellte. Wie der König in seiner am 29. März 1830 unterzeichneten Verordnung sagte, hatte schon Karl IV. auf den Antrag der Cortes 1789 jenes Gesetz gegeben, das aber in den Archiven geheim gehalten worden. Sein Wille siegte über den Widerstand, den er im Staatsrath fand, und nicht weniger als die Liebe zu seiner Gemahlin scheint sein Unmuth über die Ränke der apostolischen Partei, deren unbescheidene Wünsche seinen Bruder Carlos auf den Thron riefen, seinen Entschluß hervorgerufen zu haben, und er hielt ihn fest, trotz dem Einspruche der andern Zweige des bourbonischen Stammes, und namentlich Karl X., der als Haupt der Familie eine solche Veränderung des Hausgesetzes an seine Zustimmung binden wollte. Die vielfältigen Bewegungen, welche die pragmatische Sanction unter den Absolutisten und den Diplomaten hervorrief, wurden durch die wichtigeren Interessen und die nähern Besorgnisse gestillt, die nach der Juliusrevolution sich regten. Am 10. Oct. gebar die Königin eine Tochter, Marie Isabella Luise, welcher der König die einem Prinzen

von Asturien gebührenden Ehren zu erweisen befohl, und die er zur Thronerbin erklärte, wenn seine Ehe nicht durch einen männlichen Erben gesegnet würde. Im Jan. 1832 gebar die Königin eine zweite Tochter. Die Ränke der apostolischen Partei für Don Carlos, der durch das neue Erbfolgesetz sich und seine Söhne von der Thronfolge ausgeschlossen sah, wurden heimlich fortgesponnen, und wie gefährlich ihre Anschläge waren, zeigte sich, als der schwächliche König von einer Krankheit befallen wurde, die einen tödlichen Ausgang drohte. Die Königin bewies ihm in diesem Zustande die sorgfältigste Theilnahme, und während das Interesse ihrer Kinder sie wachsam machte, entdeckte sie die geheimen Anschläge, welche eine weitverzweigte Partei schon lange gegen die Gewalt und vielleicht gegen das Leben des Königs gemacht hatte. Von ihrer Schwester, der Gemahlin des Infanten Franz de Paula, unterstützt, bemächtigte sie sich mit Geistesgegenwart und Entschlossenheit der obersten Gewalt, um sie ihrem Gemahl zu erhalten, der in den letzten Zügen zu liegen schien, und dessen Tod bereits selbst in der Hauptstadt verkündigt wurde. Sie entlarvte die falschen Freunde des Thrones, umgab sich mit aufgeklärten und treuen Freunden des Vaterlandes, und als der König gegen alle Erwartung genas, erfuhr er, wem er seine Rettung verdankte. Während er mit dem Tode kämpfte, hatte Calomarde ihn zu der Unterschrift einer Verordnung bewogen, die den Bestimmungen der pragmatischen Sanction widerspricht und alsbald voreilig verbreitet wurde. Sobald der König sich erholt hatte, verbannte er Calomarde vom Hofe und berief am 31. Dec. 1832 eine Versammlung seiner Minister und des vornehmsten Adels in den Palast, vor welchen er eine Urkunde ausstellte, die jene, ihm auf dem Krankentlager von „unredlichen Menschen“ durch „lügenhafte“ Vorstellungen über die Volksstimmung abgedrungene Verfügung für nichtig erklärte. Die Königin hatte nach dem Siege über die Absolutisten ausgezeichnete Männer an das Ruder berufen, unter welchen vorzüglich Encina de la Piedra, Casteanga und Del Pino hervorragten, und ehe der zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte Gesandte in London, Zea Bermudez, angekommen war, gab sie mehre Verordnungen, die eine neue Morgenröthe über Spanien heraufzuführen schienen, indem sie vorzüglich die nothwendige Grundlage einer Umwandlung in Spanien, die Verbesserung des Volksunterrichts, verhiessen. Auch das Loos der Verbannten ward erleichtert. Der König erließ am 4. Jan. 1833 ein Schreiben an die Königin, worin er ihr Benehmen während seiner Krankheit dankbar anerkannte, ihre zum Wohl Spaniens gegebenen Verfügungen bestätigte und ihr bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung die Regierung anvertraute. Er befohl, zum Andenken ihrer wohlthätigen Wirksamkeit eine Gedächtnismünze zu prägen. Sie ging, von den Parteien gedrängt, während ihrer Regentschaft über das Ziel hinaus, das in Spanien bei der jetzigen Lage des Landes erreichbar zu sein scheint, und that genug, sich den unverföhlichen Haß der Absolutisten zuzuziehen, während sie nur unter Denjenigen Anhang fand, welche hofften, daß ihre Unterstützung der neuen Erbfolgeordnung durch Reformen werde belohnt werden. Als Zea Bermudez aus London angekommen war und an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hatte, zeigte sich bald Zwiespalt unter den Ministern und es wurden Rückschritte in dem von der Königin begünstigten Verbesserungssysteme sichtbar. Der König, noch immer mit körperlicher Schwäche kämpfend, und öftern Rückfällen ausgesetzt, blieb nicht frei von den Einflüssen der Parteien, und man bemühte sich nicht ohne Erfolg, ihn zu bewegen, die Leitung der Verwaltung wieder zu übernehmen. Nach dem gewohnten System der Geheimregierung und des Hesparteienkampfes hatte er wieder seine Camarilla, in welcher besonders Grijalba Einfluß gewann, und die Camarilla der Königin wirkte ihr entgegen. Der Zwiespalt unter den Machthabern gab den Anhängern des Infanten Carlos neue Kühnheit, und sie gewannen selbst in den Umgebungen des Königs wieder

Einfluß. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Infant einst die Krone erhalten werde, hielt Viele ab, seine Entfernung zu betreiben, so sehr die Königin und selbst der König sie wünschte. Aufstände störten in Madrid und andern Theilen des Landes zuweilen die Ruhe, und es wurden bei solchen Vorfällen wie in Spottschriften Berwünschungen der Frauenregierung laut. Auch mag der Einfluß der Diplomatie mit dem Kampf der Parteien sich verbunden haben, und während der französische Gesandte, Graf von Rayneval, die Königin und ihre Pläne begünstigte, von andern Seiten in entgegengesetztem Sinne gewirkt worden sein. Es wird in dem Artikel *Spanien* dargestellt werden, wie besonders auch die Frage über die Berufung der Cortes, welche die Königin wünschte, um das neue Erbfolgesetz durch dieselben bekräftigt zu sehen, während die Reformfreunde darin eine Bürgschaft bedeutenderer Gewährungen erblickten, die Rathgeber des Königs entzweite, und wie endlich im März die sogenannte erhaltende Partei den Sieg errang. Nachdem Ferdinand schon früher die Regierung wieder übernommen hatte, wurde das von der Königin eingesetzte Ministerium aufgelöst, und Zea Bermudez kam im März an die Spitze der Verwaltung. Die Königin hat seitdem noch mehr von ihrem unmittelbaren politischen Einflusse verloren, wiewol die neuen Machthaber an der Befestigung der pragmatischen Sanction arbeiten und die Cortes berufen haben, welche der zur Thronerin erklärten Infantin die Huldigung leisten sollen. Die Absolutisten scheinen ihre Entwürfe gegen dieselbe während des Königs Lebzeiten ausgegeben zu haben, aber die Zukunft wird zeigen, ob die Entfernung des Infanten Carlos (April 1833) ein entscheidender Sieg über ihre Partei gewesen ist.

Marie Karoline, Herzogin von Berri *), die erstgeborene Tochter des Königs Franz von Neapel aus seiner ersten Ehe mit Marie Clementine, Erzherzogin von Osterreich, ward am 5. Nov. 1798 zu Palermo geboren und erhielt nach dem frühen Tode ihrer Mutter schon 1802 in der zweiten Gemahlin ihres Vaters eine Pflegerin, unter deren Augen sie von einer Französin, der Gräfin de Latour erzogen, mit ihren jüngern Schwester aufwuchs, bis sie 1816 mit dem Herzog von Berri vermählt wurde. Ihre ersten zwei Kinder starben bald nach der Geburt; im Sept. 1819 aber gebar sie abermals eine Tochter, Luise Marie, Mademoiselle d'Artois genannt. Als sie am Abend des 13. Febr. 1820 die Oper verließ, empfing ihr Gemahl, der sie an den Wagen begleitet hatte, vor ihren Augen von Louvel's Dolch die tödliche Wunde. Sie zeigte in diesen schmerzlichen Augenblicken große Standhaftigkeit und Besonnenheit. Als ihr Gemahl zwei in England erzeugte außereheliche Töchter zu sehen wünschte, führte sie die Kinder vor sein Sterbelager und verhiess ihnen Mutter zu sein, ein Versprechen, das sie treu gehalten hat. Nach dem Tode des Herzogs ließ sie auf ihrem Landgute zu Rosny einen 1824 vollendeten Pavillon bauen, dessen mittlerer Flügel eine Kapelle bildete, wo sie das Herz des Ermordeten beisetzen ließ, während der eine Flügel des Gebäudes zur Verpflegung dürstiger Kranken, der andere zur Erziehung armer Kinder bestimmt wurde. Bald nach dem Tode ihres Gemahls wurde die Schwangerschaft der Herzogin erklärt. Neue Gefahren schienen ihr zu drohen. Im Apr. ward in einer Mitternachtsstunde unter einem Thorwege in der Nähe ihrer Wohnung ein Knall wie von einer Kanone gehört, und die Absicht, die Herzogin gefährlich zu erschrecken, schien aus einem andern Versuche hervorzuge-

*) Ihr vollständiger Name ist Karoline Marie Ferdinande Therese Luise. Nach der verhängnißvollen Erklärung vom 22. Febr. 1833 wurde von den karlistischen Zeitungen unter andern schwachen Einwürfen gegen die Echtheit derselben auch angeführt, die Herzogin sei in ihrem Heirathscontract Karoline Ferdinande genannt worden, aber es ist Thatsache, daß sie sich seitdem in mehreren Urkunden Marie Karoline genannt hat, wie denn auch Chateaubriand in seinem „Mémoire“ sie so nennt.

hen, bei welchem man einige Tage nachher einen ehemaligen Soldaten ertappte. Als der Verhaftete und sein Mitschuldiger das Todesurtheil empfangen hatten, bat die Herzogin um die Begnadigung derselben, welche der König gewährte. Auf einen Traum vertrauend, in welchem ihr der heilige Ludwig erschienen war, hatte sie die Geburt eines Prinzen verkündigt. Ihren Geburtshelfer Deneur bat sie, bei der Gefahr einer schweren Entbindung nicht zu vergessen, daß ihr Kind ganz Frankreich angehöre und es auf Kosten ihres eignen Lebens zu retten. In der Nacht zum 29. Sept. 1820 wurde sie in Beisein einer ihrer Kammerfrauen, ehe der Geburtshelfer herbeigerufen werden konnte, leicht von einem Sohne entbunden, und als man ihr versicherte, daß das Kind ohne Gefahr mit ihr verbunden bleiben könne, verordnete sie, daß Zeugen herbeigerufen werden sollten, um festzustellen, daß sie das Kind geboren habe. Der Prinz erhielt die Namen Heinrich Karl Ferdinand Marie Dieudonné; der König gab ihm den Titel Herzog von Bordeaux, und von den begeisterten Royalisten ward er das Wunderkind (enfant de miracle) genannt. Zu der Taufe des Prinzen wurde Wasser aus dem Jordan genommen, welches Chateaubriand 1806 auf seiner Pilgerreise nach Palästina geschöpft und der Herzogin zu diesem Zwecke überreicht hatte. Bald nach der Geburt des Prinzen erschien in englischen Zeitungen eine angeblich vom Herzog von Orleans am 30. Sept. 1820 ausgestellte Erklärung gegen die Echtheit der Geburt des Herzogs von Bordeaux. Nach der Julirevolution wurde diese Verwahrung auch in Frankreich gedruckt, und zudringliche Anhänger der neuen Dynastie suchten durch eine ausführliche Erzählung der bei der Entbindung der Herzogin vorgekommenen Umstände den wieder aufgeregten Verdacht zu begründen, wogegen die verständigen Freunde Ludwig Philipp's, indem sie die Echtheit jener Erklärung ablegneten, treffend bemerkten, daß der Julusthron solcher Waffen für seine Rechtmäßigkeit nicht bedürfe. Die Herzogin widmete sich sorgfältig der Erziehung ihrer Kinder, so viel die von dem König ausgegangenen Anordnungen für den Unterricht derselben, die besonders nach Karl X. Thronbesteigung der Jesuitenpartei vorherrschenden Einfluß gaben, es ihr gestatteten. Fröhlichem Lebensgenuß ergeben, übte sie weniger als ihre Schwägerin, die Herzogin von Angoulême, Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und scheint manchen der Volksmeinung verhassten Schritten der Rückgängigpartei fremd geblieben zu sein, ja sie soll die verhängnißvollen Maßregeln, welche den Thron untergruben, nicht immer gebilligt haben. Sie erheiterte das durch Frömmerei und steife Sitte trübselige Hofleben der letzten Könige vom ältern bourbonischen Stamme, und auch in geistiger Bildung nicht vernachlässigt, schloß sie einen fröhlichen Kreis um sich, welchen sie durch die Reize der Kunst verschönerte, der sie auch durch die Anlegung einer ausgezeichneten Gemäldesammlung ihre Huldigung darbrachte.

Die Julirevolution eröffnete einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens. Als sie am 28. Jul. von der Diogenes-Laterne zu Saint-Cloud aus die dreifarbigte Fahne auf dem Thurne von Notre Dame wehen sah, wollte sie sogleich nach Paris eilen, um dem Volke ihren Sohn zu zeigen. Der König erlaubte es nicht. Das Kind auf den Armen der Mutter hätte vielleicht den Sturm noch beschwören können; die Urkunde der Entfugung des Königs und des Dauphins zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux ward in das Archiv gelegt. Die Herzogin theilte das Schicksal der königlichen Familie und fuhr mit ihr von Cherbourg nach England. Die Partei der ältern bourbonischen Linie sammelte sich alsbald um das Panier Heinrich V., dessen Recht sie in der Entfugungsurkunde begründet fand, und auf seine Mutter mußten sich um so mehr die Blicke der Parteihäupter richten, da man ihr schon wegen ihrer lebenslustigen Beweglichkeit mehr Muth und Unternehmungsgest zu trauen mochte als den übrigen abgelebten Gliedern des Hauses. Während die verbannte Familie noch zu Lullworth in Dorsetshire wohnte, hatten die

einflussreichsten Männer der Karlistenpartei in Frankreich bereits Verbindungen mit der Herzogin angeknüpft, und seit Karl X. mit seinen Angehörigen seinen Wohnsitz in Holyrood genommen hatte, und die Entwürfe seiner Anhänger entschiedener geworden waren, bildete sich ein lebhafterer Verkehr. Die Herzogin wurde bald aufgefodert, mit ihrem Sohne im südlichen oder westlichen Frankreich zu erscheinen, um den Muth der Partei zu beleben. Der König wagte es nicht, diesen kühnen Entwürfen beizustimmen, und die Herzogin von B. fand nur bei der Herzogin von Angoulême Unterstützung. Glauben wir ihren Anhängern, so ertrug sie diesen Zwang ungern, und theilte auch die Ansicht der verständigern Anhänger ihrer Partei, die es für nöthig hielten, dem Herzog von Bourdeaux eine bessere Erziehung zu geben, als er unter dem Einflusse seines Großvaters erhalten konnte. Der Graf von Bourmont, der mit seinen Söhnen Algier im Sept. 1830 verlassen hatte und über Spanien nach England gereist war, scheint auf den Entschluß der Herzogin kräftig eingewirkt und Hoffnungen in ihr erweckt zu haben, welche durch mehre Karlisten aus der Vendee befestigt wurden. In Holyrood mögen indeß Plane zur Erregung eines Aufstandes in verschiedenen Theilen Frankreichs unter der Fahne der Herzogin von B. als Regentin besprochen und selbst mit der spanischen Regierung Verbindungen angeknüpft worden sein, je mehr die Erbitterung der Parteien in Frankreich und die durch vereitelte Erwartungen erzeugte Verstimmung vieler Anhänger der Juliusrevolution einen günstigen Erfolg zu verbürgen schienen. Die Politik der englischen Regierung verhinderte zwar Karl X., an der Ausführung jener Entwürfe offenen Antheil zu nehmen, die Herzogin von B. aber ließ ihren Entschluß nicht erschüttern und verließ England im Jun. 1831, wie man behauptet, gegen den Willen ihrer Familie, wiewol die spätern Ereignisse ein Einverständnis eher wahrscheinlich machen möchten. Sie reiste über Holland durch Süddeutschland und die Schweiz und lebte einige Zeit in Nizza, wo sie ihre Verbindungen mit dem südlichen Frankreich unterhielt. So lebhaft ihre Anhänger drängten, so mochten doch die politischen Verhältnisse Europas und die damalige Stimmung in Frankreich die Herzogin bestimmen, ihre Entwürfe aufzuschieben. Über Mailand und Florenz wollte sie nach Neapel reisen, die neapolitanische Regierung aber machte große Schwierigkeiten, ihr den Eintritt in das Königreich zu gestatten und schrieb strenge Bedingungen vor, um falschen Gerüchten über den Zweck des Besuchs vorzubeugen. Die Herzogin kam am 30. Oct. in Rom an, wo sie bis gegen Ende des Nov. sehr einfach lebte. Sie empfing Besuche von mehren Cardinälen und römischen Großen, und obgleich der Paps ihr keine eigentliche Audienz gab, so traf sie doch am 11. Nov. in den Sälen des vaticanischen Museums mit ihm zusammen, wo er sich in Gegenwart vieler Zeugen freundlich mit ihr unterhielt. Über ihren spätern Aufenthalt in Italien haben wir noch keine genauen Nachrichten, bis wir sie in Massa, im Gebiete des Herzogs von Modena, des erklärten Feindes der neuen französischen Dynastie, finden. Von hier aus ließ sie zu der Zeit als die Cholera in Paris wüthete, durch Chateaubriand ein Geschenk von 12,000 Fr. für die Armen anbieten, dessen Ablehnung durch die französischen Behörden den Karlisten Gelegenheit gab, die Theilnahme für ihre Heldin zu erhöhen. Am 30. Apr. 1832 erschiffen in Ciotat, unweit Marseille, unter sardinischer Flagge das genuessische Dampfschiff Carlo Alberto, welches am 24. Apr. von Livorno abgesehelt war und die Herzogin an der Küste von Via Reggio aufgenommen hatte. Von dem Grafen von Bourmont und einigen Parteihauptern begleitet, flog sie ans Land; als aber der am 30. Apr. in Marseille ausgebrochene Aufstand vereitelt worden war, flüchtete sie, während der Carlo Alberto von einem französischen Schiffe angehalten und aufgebracht wurde, mit ihren Gefährten durch das südliche Frankreich nach Bourdeaux und erschien alsbald in der Vendée, wo bereits seit 1831 die karlistische Partei den Kampf begonnen hatte. Die Herzogin erließ im Namen Heinrich V. als

Regentin von Frankreich Aufrufe, nach welchen am 24. Mai ihre Anhänger überall die Waffen ergreifen sollten. Der Bürgerkrieg brach im westlichen Frankreich aus und zog sich blutig durch die nächsten Monate fort, aber ungeachtet der Anstrengungen der Regierung, die zahlreiche Heerhaufen in der Vendée versammelte, ungeachtet mehrer Niederlagen, welche die Anhänger des Herzogs von Bordeaux erlitten, konnte man doch weder der einflussreichsten Partheihäupter sich bemächtigen, noch den Aufenthalt der Herzogin entdecken. Sie entging allen Verfolgungen mit großer Geistesgegenwart, und der Muth, mit welchem sie den Gefahren trotzte und Entbehrungen ertrug, mußte die Begeisterung ihrer Anhänger erhöhen. Oft zeigte sie sich selbst auf dem Kampfplatze an der Spitze bewaffneter Haufen und verrieth mehr Entschlossenheit als manche Häupter der Chouannerie. Bald erschien sie in Hirtentracht, bald in schlichter Kleidung, die Karlistenbanden beobachtend oder Aufrufe zur Theilnahme an ihres Sohnes Sache vertheilend. Sie ging von Schloß zu Schloß, von Hütte zu Hütte, die Stimmung der Bewohner zu erforschen, und suchte durch Austheilung von Ordensbändern, Denkmünzen und Ehrensäbeln, durch Verheißung von Steuererlaß Anhänger zu gewinnen. Von den Soldaten verfolgt, war sie nicht selten in Gefahr gefangen zu werden. Einst hatte sie in solcher Bedrängniß in einem sumpfigen Walde Zuflucht gefunden, und als sie endlich ein Bauerngut erreichte, mußte sie sich in dem Stall niederlegen, wo sie ruhig einschlies, bis der warme Ddem einer Kuh sie anwehte, die den neuen Gast untersuchte. Bei der nahen verwandtschaftlichen Verbindung, in welcher sie mit der neuen Dynastie stand, mochte die königliche Familie allerdings wünschen, daß die Herzogin durch die Niederlagen ihrer Anhänger gezwungen würde, Frankreich freiwillig zu verlassen, und die Gegner der Regierung glaubten oft Anlaß zu haben, die Maßregeln derselben zu verdächtigen. Die damalige Schwäche der Verwaltung, die Hoffnungen, welche die Karlisten bei dem bewegten Zustande des Landes besetzten, die Verbindungen, welche die Herzogin mit ihren bedeutendsten Anhängern in Paris unterhielt, und der Schutz, den sie in der unerschütterlichen Treue ihrer schwärmerischen Freunde in der Vendée fand, möchten die Erfolglosigkeit der versuchten Maßregeln hinlänglich erklären. Während das Heer in der Vendée die bewaffneten Banden der Chouannerie bekämpfte, wurden die gerichtlichen Untersuchungen fortgesetzt. Der königliche Gerichtshof zu Poitiers setzte die Herzogin von B. als Haupturheberin der in seinem Sprengel begangenen Verbrechen und gewaltthätigen Angriffe gegen die bestehende Regierung in Anklagestand, und vor dem Gerichtshofe zu Aix wurde sie als Theilnehmerin an dem zu Marseille im Augenblicke ihrer Landung am 30. Apr. ausgebrochenen Aufstande angeklagt.

Als die Regierung, durch den Sieg in den Juniustagen gestärkt, auch in der Vendée kräftigere Maßregeln ergriff, und der General Drouet d'Elon seit dem Aug. das Land durch einzelne Heerhaufen zu unterwerfen anfing, wurde die Chouannerie immer mehr gedrängt und in ihre letzten Zufluchtsörter verfolgt, während zu gleicher Zeit die Gerichte entschiedener gegen die Empörer verfahren. Die Herzogin von B. lebte verborgen in Nantes. Das neue am 11. Oct. ernannte Ministerium verduppelte seine Anstrengungen, ihre Spur zu entdecken, je näher die Eröffnung der Kammern rückte, und Thiers fand Beistand in der Verrätherei. Hyacinth Simon Deug, ein Jude aus Köln, der 1828 in Rom zum katholischen Glauben übergegangen war, hatte, von dem Papste Gregor XVI. der Herzogin empfohlen, ihr Vertrauen besessen und ihr in schwierigen Aufträgen mit Eifer gedient. Er verrieth am 6. Nov., nachdem er kurz vorher eine Zusammenkunft mit ihr gehabt hatte, ihren Aufenthalt dem aus Paris nach Nantes gesandten Polizeicommissair Joly. Sie wohnte in dem Hause zweier Fräulein Duguigny in Gesellschaft ihres ehemaligen Stallmeisters, des Grafen von Menars, des Advocaten Guibourg und ihres Kammerfräuleins Styllie von Kerfabiec. Gegen

baut. Die Oberstadt, die eigentliche Festung, besteht aus mehreren ursprünglich von Vauban gebauten starken Werken. Die Herzogin fand hier Alles zu ihrer Aufnahme bereit. Man kam ihren Wünschen mit Aufmerksamkeit entgegen, und sie genoss in ihrer Wohnung alle Freiheit, aber es waren die strengsten Verfügungen zur Bewachung der Umgebungen gegeben, um jede Annäherung zu verhüten und jeden Versuch einer gewaltsamen Befreiung zu vereiteln.

Nach der Verhaftung der Herzogin von Berri boten sich drei Wege dar, die Verwicklung zu lösen, welche dieses Ereigniß herbeiführte. Man konnte nach willkürlichen Maßregeln verfahren, indem man sie als eine Staatsgefängene betrachtete oder von den Kammern einen Verhaftesbefehl verlangte; man konnte sie dem Gesetze unterwerfen und die von den Kammern gegen die bourbonische Familie gegebene Verordnung auf sie anwenden, oder nach der bereits gegen sie erhobenen Anklage das Strafgesetzbuch entscheiden lassen; man konnte sie als unverletzlich und heilig betrachten. Jede dieser Ansichten fand ihre Verfechter unter den Wortführern der Parteien. „Alles ist heilig und europäisch an der Herzogin von Berri, und das juste milieu verantwortlich für jedes ihrer Haare“, sagte die „Quotidienne“. Ein anderes karlistisches Blatt, der „Courrier de l'Europe“, gegen den Ausspruch des Gerichtshofes zu Poitiers sich erhebend, welcher die „Schmach einer Affisenverhandlung über ein bourbonisches Haupt bringen wollte“, behauptete: „Die Herzogin kann nicht nach gewöhnlichen Gesetzen und von keinem Gerichtshofe gerichtet werden, wie hoch er auch stehe. Madame trägt ein Princip in sich, man kann es verkennen, aber es würde verkehrt und abgeschmackt sein es zu bestrafen.“ Andere drangen darauf, dem Gesetze auf dem eingeleiteten gerichtlichen Wege seinen Lauf zu lassen und die Gefangene den Affisen zu übergeben. Sie waren im Grundsatze mit Denjenigen einig, welche die Herzogin vor den Richterstuhl der Pairskammer stellen wollten, weil auch diese sie nicht als eine bevorrechtete, über dem gemeinen Rechte stehende Person anerkannten. Die Absicht der Regierung kündigte sich schon in der Verordnung vom 8. Nov. an, welche bestimmte, daß den Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt werden sollte, um in Beziehung auf die Herzogin von Berri einen Beschluß zu fassen. Die Regierung schwieg nach der Eröffnung der Kammern. Von allen Seiten aber kamen Gesuche an die Kammer der Abgeordneten, welche die Ansichten der Parteien aussprachen. Die Karlisten foderten Freilassung der Herzogin, die Anhänger der Juliusrevolution wollten nicht Entscheidung durch ein Gesetz, sondern richterliches Urtheil. Der Berichterstatter der Commission sprach am 5. Jan. 1833 die Meinung aus, daß es blos der Politik zukomme, einzuschreiten und zu handeln, und daß dieses politische Handeln den verantwortlichen Ministern zustehe, weil Staatsgründe und Verantwortlichkeit nothwendig unzertrennlich seien. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog von Broglie, ging in der merkwürdigen Rede, die er in derselben Sitzung zur Rechtfertigung der Regierung hielt, von dem Grundsatz aus, daß zwischen Frankreich und den Gliedern des ältern bourbonischen Stammes erbitterter Kampf stattfinde, aber nur das Kriegrecht, nicht das Strafrecht das Urtheil fällen könne. Die Regierung, sagte der Minister, habe nach jenem Grundsatz bei der Erscheinung der Herzogin im südlichen Frankreich Befehl gegeben, sie sogleich zu ihrer Familie zurückzubringen, wenn sie verhaftet werden sollte. Als nun die Herzogin, nachdem sie vergebens versucht habe, durch Aufwregerregung den Thron zu stürzen, in die Gewalt der Behörden gefallen, habe sich eine ernstliche Schwierigkeit dargeboten. Überzeugt, daß die Herzogin ihre abenteuerliche Unternehmung gegen die Wünsche, ja gegen die Befehle ihrer Verwandten, wie gegen den Rath ihrer besonnenen Anhänger unternommen, sei es vorauszusehen gewesen, daß sie alsbald zurückkehren werde, wenn man sie wieder zu ihrer Familie bringe, und es habe sich daher die Nothwendigkeit gezeigt, sich ihrer zu versichern und sie festzusetzen, wie ei-

nen Gefangenen, dessen Entlassung auf Ehrentoort die Klugheit verbiete, oder wie einen Wahnsinnigen, dem man nicht seine Freiheit lassen könne, ohne das Leben friedlicher Bürger zu gefährden. Der Minister sprach darauf von den Entscheidungen der Gerichtshöfe zu Nir und Poitiers, und erklärte dieselben für unrichtige Auslegungen der Lage der Dinge und des Sinnes der bestehenden Gesetze. Bei dieser Ansicht, fügte er hinzu, habe das Ministerium die Verpflichtung auf sich genommen, die Frage vor die Kammern zu bringen und von diesen die Entscheidung zu erwarten. Was wollen Diejenigen, fragte er, welche die Herzogin vor das Gericht stellen wollen? Nicht ihr Haupt, obgleich das Verbrechen offenbar ist, obgleich man auf Hinrichtung ihrer Mitschuldigen dringt. Man fodert eine richterliche Entscheidung, aber nach derselben eine Haft in einer Festung mit schonenden Rücksichten, man fodert was schon da ist. Und warum zweierlei Maß für gleiche Veranschuldung? Weil man keine wirkliche Verurtheilung, keinen ernstlichen Richterspruch, keinen Ausspruch will, der die erwiesene Schuld der Rache der Gesetze überliefert; weil man nur ein Scheinbild einer Verurtheilung verlangt; eine Komödie, worin alle Rollen voraus vertheilt sind und deren Entwicklung vorausgesehen und angeordnet ist.

Es liegt vor, daß sich gegen den Grundsatz dieser Erörterung Manches einwenden läßt, und obgleich die Deputiertenkammer die Petitionen für die Herzogin durch Abstimmung für die Tagesordnung beseitigte, so dauerte doch der Streit der Parteien auf dem Kampfsplatz der öffentlichen Besprechung lebhaft fort, und besonders wurden die Beschwerden der Karlisten immer lauter, deren Wortführer, der beredte Chateaubriand, die bestehende Regierung so verlegend angriff, daß er in Anklagestand gesetzt wurde. Unbefangen sagte er in seiner Schrift *), die Herzogin wäre, als sie den Weg nach der Vendée genommen, über den zu wählenden Zeitpunkt schlecht berathen gewesen. Statt den Weg einzuschlagen, den ihre ergebensten Diener bezeichnet hätten, möchte sie von Menschen, die in einer unmöglichen Vergangenheit oder Zukunft lebten, sich haben täuschen lassen, von Menschen, welche am meisten zu dem Unternehmen getrieben und nachher ihr eignes Werk zu verleugnen sich bereit hätten. Aber die schwärmerische Hoffnung, daß die Kraft seines Jordanwassers sich an dem Wunderkinde bewähren werde, mag ihm den Ausruf im Schlüsselworte eingegeben haben: „Illustre prisonnière de Blaye, Madame, votre fils est mon roi!“ Die ritterliche Schwärmerie der Karlisten und Henriquinquisten zeigte sich bald in auffallenden Erscheinungen. Schon im Dec. hatte die Herzogin krankhafte Zufälle gehabt. Die karlistischen Zeitungen klagten über die ungesund, für die schwache Brust der Gefangenen nachtheilige Luft in Blaye. Selbst auf Vergiftungen deuteten gehässige Winke. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde noch mehr erregt, als die Regierung die beiden Ärzte Drfila, bekannt durch seine Untersuchungen über Vergiftungszufälle, und Luwity von Paris nach Blaye sandte. Einige Zeitungen sagten, der Zweck der Sendung sei nicht, legale Untersuchungen vorzunehmen, sondern pour tater le pouls légalement à Madame la duchesse, andere, ihre Unpäßlichkeit sei nur etwas Natürliches, und deutlicher noch sprachen andere, an Gerüchte aus der frühern Zeit der lebenslustigen Frau erinnernd. Mehrere Karlisten traten als Verfechter der makellosen Frauenehre ihrer Heldin auf, und es erfolgten zahlreiche Zweikämpfe, unter welchen besonders derjenige Aufsehen machte, den Carrel, der Herausgeber des „National“, gegen einen eifrigen Legitimisten ausfocht. Mitten in dieser fanatischen Aufregung erschien im „Moniteur“ die verhängnißvolle Erklärung vom 22. Febr. Bald nach der Anstellung des Generals Bugaud, der dem Obersten Choufferie als Befehlshaber der Festung Blaye gefolgt war, übergab ihm die Herzogin folgende von ihr unterzeichnete Urkunde:

*) „Mémoire sur la captivité de Madame la duchesse de Berri“ (Paris 1835).

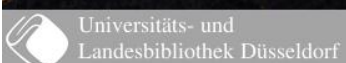
„Durch die Umstände und die von der Regierung angeordneten Maßregeln gedrängt, obgleich ich die wichtigsten Beweggründe hätte, meine Ehe geheim zu halten, glaube ich doch mir und meinen Kindern die Erklärung schuldig zu sein, daß ich mich während meines Aufenthaltes in Italien heimlich vermählt habe.“ Diese Erklärung, die in dem Archive der Reichskanzlei niedergelegt und, wie verlautete, auch den fremden Gesandten mitgetheilt wurde, machte einen tiefen Eindruck. Während die Anhänger der Juliusrevolution es der in Frankreich so mächtigen Waffe des Lächerlichen überließen, die schwärmerischen Karlisten zu demüthigen, bestritten diese noch lange die Echtheit jener Erklärung, und als die Besonnenern den schwachen Einwurf aufgaben und sich hinter der Unterscheidung der physischen und politischen Natur der Herzogin verschanzten, erklärte die karlistische Zeitung „Le révenant“, das unselige Ergebnis aus dem beschwerlichen Lagerleben in der Vendée, wo die Heldin oft das Bedürfnis gefühlt, an treuer Brust auszuruhen. Die Regierung hat seit der Erklärung vom 22. Febr. keine amtliche Bekanntmachung über den Zustand der Herzogin gegeben. Andere Nachrichten verkünden, sie habe den Obersten Chousserie bewogen, ihre heimliche Entbindung zu begünstigen, und sich nach der Ankunft seines Nachfolgers gezwungen gesehen, ihr Geheimniß zu enthüllen. Der General Bugeaud erleichterte den Zutritt zu der Festung, um die von den Karlisten verbreiteten Gerüchte über die Lage der Herzogin zu widerlegen. Doch sind die Anhänger der unglücklichen Frau, welcher der Fanatismus ihrer Freunde gewiß ebenso sehr geschadet hat, als die leichte Erregbarkeit ihrer Natur, noch immer geschäftig, abenteuerliche Sagen auszustreuen, um ihre Heldin als das geweihte Opfer zu zeigen.

Mars (Hippolyte Boutet), die erste Schauspielerin des Théâtre français, wurde 1778 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel an jenem Theater, und ihre Mutter spielte am Théâtre Montansier. Hier trat auch 1793 die junge M. in Kinderrollen auf. Einige Jahre nachher bildete sie sich unter der Anweisung der Schauspielerin Contat aus, und begann am Théâtre français Rollen junger Liebhaberinnen und naiver Mädchen zu spielen. Hier zeichnete sie sich neben den andern vorzüglichen Schauspielern so sehr aus, daß sie bald zu den ausgezeichnetsten Künstlerinnen gezählt ward. Nie war die Rolle Vetsy's in „La jeunesse d'Henri V“ besser gegeben worden. Sie folgte 1812 der Contat, welche schon längst gesagt hatte, Dem. M. brauche keinen Unterricht mehr, in den Rollen der sogenannten grandes coquettes nach und wandte sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Elmire in „Misanthrop“, als Elmire in „Tartuffe“, ebenso in den Kokettenrollen von Marivaux's Lustspielen ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hat eine sanfte Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nuancen und Intonationen geben kann. Durch kunstvollen Vortrag gibt sie besonders den Rollen einen eignen Charakter, indem sie nie überladenes Geberdenspiel zeigt; dies ist es, was sie zu einer unnachahmlichen Schauspielerin stempelt. Dabei übertreibt sie nie, bleibt stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen, und hat eine solche Sicherheit, daß sie zu Hause in ihrem Zimmer ihres Spieles nicht sicherer sein könnte, welches wol daher rührt, daß sie von früher Jugend an gewohnt ist, auf der Bühne vor das Publicum zu treten. Sie hat eine schöne schlanke Gestalt, angenehme Gesichtszüge, und zeigt in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster dient. Auch weiß sie durch diesen Anzug sehr geschickt ihr Alter zu verbergen. Ihr Fach ist von keiner andern Schauspielerin in Anspruch genommen worden, und wiewol sie jetzt 55 Jahr alt ist, so spielt sie doch immer noch ihre vorigen Rollen. Einige neuere Stücke, als Scribe's „Valérie“ und Delavigne's „Ecole des vieillards“ haben

durch ihr Spiel sich beim Publicum in Gunst gesetzt. In den letzten Jahren hat sie sich auch im tragischen Fache versucht und in einem neuen Stücke: „Le Cid d'Andalousie“ und in Vict. Hugo's „Hernani“ Rollen übernommen. Keine Schauspielerin hat wie sie die Gunst des Publicums besessen; man hat ihr den Beinamen Le diamant gegeben, um anzudeuten, daß sie, wie ein Edelstein, etwas Vollkommenes, ohne allen falschen Zusatz ist. Zu der Zeit des großen Floris des Théâtre français bezog sie als Sociétaire und als Schauspielerin jenes Theaters ein Einkommen von 30 — 40,000 Francs. Napoleon und andere Fürsten machten ihr ansehnliche Geschenke. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, hat sie in der neuesten Zeit so viel verloren, daß sie ihren Plan, die Bühne zu verlassen, aufgeben mußte, um ihre Verluste zu ersetzen. (25)

Marschall von Bieberstein (Ernst Franz Ludwig, Freiherr), dirigirender Staats- und Hausminister und Bundestagsgesandter des Herzogs von Nassau. Im Großherzogthum Baden um 1770 geboren und früher als Offizier in badischen Diensten, trat M. in gleicher Eigenschaft, noch sehr jung, in die Dienste des damaligen Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen. Obgleich er die Rechtswissenschaft nie auf Akademien studirt haben soll, wurde er doch in seinem neuen Vaterlande bald zu Geschäften im Civilfache benützt. Zum Assessor, späterhin zum Rathe bei der herzoglichen Regierung in Wiesbaden befördert, trat er in eine Laufbahn, in welcher er schon seit vielen Jahren zum dirigirenden Staatsminister aufgerückt ist. Er war auf dem wiener Congresse, und bei Abfassung und Unterzeichnung der deutschen Bundesacte und der wiener Schlußacte thätig. Es liegt in der Natur der Sache, daß sein Name mit der neuern politischen Geschichte des Herzogthums Nassau, namentlich mit der Geschichte seiner landständischen Verhandlungen seit Gründung der Verfassung, enge verknüpft ist. Schon die ersten nassauischen Landtage brachten die Natur der Domänen zur Sprache. Der Herzog verlangte ihren Ertrag als Privatgut; die Stände wollten denselben in die Steuerkasse fließen lassen und dem Herzoge eine Civilliste aussetzen; M., zugleich Staats- und Hausminister, und in der letztern Eigenschaft gewissermaßen Privatdiener des Herzogs und als solcher die oberste Leitung der Domänen zu Gunsten seines Herrn führend, kämpfte immer in der vordersten Reihe Derjenigen, welche die Prärogativen des herzoglichen Hauses vertheidigten. Schon am 23. Mai 1823 schrieb der Staatsminister von Stein an den Freiherrn von Gagern: „Die Maschinerie des nassauer Landtags ist fehlerhaft, aber der Maschinenmeister, statt bemüht zu sein, durch Liebe, Wohlwollen, Sinn für Gerechtigkeit, Achtung für die Verfassung sie zu verbessern, sucht mit Trockenheit die Verfassung zu untergraben. Man begnügt sich nicht die Wahlen zu influiren, sondern man unterdrückt die Wahlfreiheit, man verweigert mit Trotz Gehör und Discussion der von den Ständen gemachten Ansprüche auf Mitleidenheit der Domänen zu den Staatslasten und auf Ersatz der der Steuerkasse einseitig und eigenmächtig abgedrungenen Äquivalente für die aufgehobenen gutherrlichen Rechte der Domainenklasse.“ Zu Dem, was von Stein über M., der, wenigstens seit der neuern Zeit, als die Seele der Verwaltung betrachtet werden kann, gesagt hat, tritt bedeutungsvoll die Erzählung Klüber's über das Schicksal der zweiten Auflage seines „Öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der Bundesstaaten“, die zuerst von dem Minister M. förmlich denunciirt wurde. Als im Febr. 1831 der Landtag zusammentrat, äußerte M. in seiner Eröffnungsrede die Ansicht, daß in Nassau kein allgemein verbreitetes Verlangen nach Abänderungen oder Unzufriedenheit in den bestehenden Einrichtungen vorhanden sei. Solche Ansichten fußten hier, außer den oben angeführten Gründen, auf einer theilweise wohlgeordneten Verwaltung, noch aus der Wirksamkeit des Geheimraths Zell herrührend, der einige Zeit lang unter M. vielgeltend war, nach Löning's vergeblichem Mordvers

suche aber (1819) von den Geschäften sich zurückzog oder vielmehr davon entfernt wurde. Auch widersprach der Verfolg des Landtags jenen Ansichten. Stärker als je wurde die Domainenfrage angeregt, und die Staatsregierung fand sich hierdurch veranlaßt, am 2. Mai 1831 die Ständeversammlung auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Damals erschien eine ausführliche „Nachricht“ an die Einwohner des Herzogthums, welche zum Zwecke hatte, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Staatsregierung zu stimmen und offenbar unter der Ägide M.'s abgefaßt war. Diese „Nachricht“ enthielt herben Tadel über die Landesdeputirten, und es wurde die Äußerung hineingemischt, daß dem väterlichen Herzen des Landesherrn die Erfahrungen, welche in der diesjährigen Deputirtenversammlung gemacht worden seien, höchst schmerzlich sein müßten. Diese „Nachricht“ wurde zu 4000 Exemplaren abgedruckt und unentgeltlich durch die herzoglichen Ämter im Lande vertheilt, indeß die Policei die Gegenschriften confiscirte. So geschah es unter Anderm mit einem Hefte von des Grafen Benzel = Sternau's „Verfassungsfreund“. Hierher gehört auch die Untersuchungssache gegen den Geheimrath Herber in Ettwill, wegen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und wegen Schmähungen gegen den Minister M. in Beziehung auf Diensthandlungen in einem von demselben verbreiteten anonymen Aufsatze. Noch vor Vertagung des Landtags nämlich hatte man das Verhalten der Deputirten in Beziehung auf das Domainenverhältniß und die Entschädigungsrente als leidenschaftlich, böswillig, jeder gründlichen Erörterung unzugänglich, als verfassungswidrig u. s. w. öffentlich angeschuldigt, und es war daher nichts natürlicher, als daß diese ihre Ehre gegen solche Angriffe durch Gründe zu schützen suchten. Dies that auch Geheimrath Herber, seit 15 Jahren Landesdeputirter und seit 13 Jahren Präsident der Abgeordnetenkammer, ein damals 70jähriger Greis, in einem Aufsatze, dessen Verbreitung darin bestand, daß er ihn einigen Verwandten und Freunden zu lesen gab, und hinsichtlich dessen er auch nicht entfernt überführt wurde, ihn an die Redaction der „Hanauer Zeitung“, welche ihn mit ihrer Nummer vom 20. Dec. 1831 ohne eingeholte Censur ausgab, gesendet zu haben. In diesem Aufsatze, betitelt: „Der Streit zwischen der Deputirtenkammer von Nassau und dem dasigen Regentenhause in Beziehung auf die Landesdomainen“, welcher ein interessantes Blatt in der Geschichte des Ministers M. bildet, und der, in Folge der über seinen Verfasser verhängten Criminaluntersuchung nur um so gewisser den Weg zur Nachwelt findet, bestritt Herber mehre Behauptungen eines in der herzoglichen Verordnungsammlung abgedruckten Berichts M.'s vom 13. Febr. 1817, worin dieser schon damals die Sätze hinstellte: 1) daß die französischen Contributionsgelder lediglich aus landesherrlicher Gnade und Milde der Steuerkasse überlassen und nicht zur Privatkasse der regierenden Familie gezogen worden seien; 2) daß durch die Besiznahme aller Staatsgüter und vieler Regalgelände und zwar in der Eigenschaft als Patrimonialvermögen des Fideicommisses der Regentenfamilie die Rechtsansprüche desselben beiweitem noch nicht gedeckt seien. Anderes Neuere unterlag dabei ebenfalls einer Kritik, so namentlich die Weisung M.'s, alsbald nach der Vertagung der Ständeversammlung erlassen, nach welcher die ohnehin durchaus rechtswidrige Entschädigungsrente von 140,000 Gldn. aus der Steuerkasse nach wie vor erhoben, auch die abgekürzten Militairpensionen ungeschmälert fortentrichtet werden sollten, obgleich sie durch ein Stimmenübergewicht vor der Vertagung von den Ständen theils ganz, theils zur Hälfte ver sagt waren. Herber nannte diese Weisung des Ministers M. in seinem Aufsatze einen Gewaltstreich, und in seiner spätern gerichtlichen Vertheidigung unbestreitbar eine verfassungswidrige, somit auch eine eigenmächtige, blos im Rechte des Stärkern begründete Handlung. Das Ende der Untersuchung bestand in einem Erkenntnisse des nassauischen Hof- und Appellationsgerichts in Usingen vom 20. Dec. 1832, wodurch Herber in eine Fe-



strafungstrafe von drei Jahren und zum Ersatz der Untersuchungskosten verurtheilt wurde. Wahrscheinlich hätte das dagegen von Herber an die nämliche Gerichtsbehörde ergriffene Rechtsmittel der weitem Vertheidigung keinen Erfolg gehabt; indessen wurde Herber durch seinen am 11. März 1833 erfolgten Tod von der Strafe frei. Insoweit die Handlungen M.'s mit der Handlungsweise der Staatsregierung im Allgemeinen identisch sind, ist an einem andern Orte davon zu sprechen. (Vergl. Nassau.) (16)

Marschner (Heinrich), unter den neuesten deutschen Operncomponisten vielleicht der talentvollste und ausgezeichnetste, ist 1795 zu Zittau geboren. Er erhielt durch einen dürftigen Musikunterricht Gelegenheit, seine Neigung für Musik zu entwickeln und machte schon als Schüler des Gymnasiums in Zittau Versuche im Componiren. Der Unterricht aber, welche er dann durch Hering im Generalbass erhielt, gab seinem Talente eine sichere Grundlage. Als ihn daher seine Ältern 1813 nach Leipzig gesendet hatten, Jurisprudenz zu studiren, und da er hier die großen Werke Haydn's, Mozart's, Beethoven's in den Abonnementsconcerten an sich vorüberausuchen hörte, zog es ihn allein nach der geliebten Tonkunst hin. Er stellte das Studium der Rechte bald bei Seite, benutzte die philosophischen und ästhetischen Vorträge der Lehrer der Universität zu seiner künstlerischen Bildung und hielt sich in der Theorie der Harmonie an den wackern Cantor Schicht, der ihm auch im Saxe Anleitung gab, spielte übrigens viel und componirte. Auf einem Ausfluge nach Karlsbad 1815, wo er sich auf dem Pianoforte hören ließ, lernte er den ungarischen Grafen Amadée, einen großen Musikliebhaber, kennen, der ihn aufmunterte und unterstützte, nach Wien zu gehen. Er ging 1816 dahin, um zu hören und zu lernen, nahm dann in Preßburg eine Musiklehrerstelle an, welche ihn noch Muße genug gab, für sein Ziel, als welches immer bestimmter die dramatische Musik hervortrat, zu wirken. Jetzt machte er sich an die Composition mehrerer Operntexte, unter andern an Heinrich IV. und d'Aubigné, welche er an Karl Maria von Weber nach Dresden schickte, der diese Musik auch zur Aufführung brachte und den jungen Künstler bei dem Publicum einführte. Da es in Wien damals für einen jungen Componisten schwer war, einen dramatischen Versuch auf die Bühne zu bringen, übrigens Roscini eben an die Tagesordnung kam, so faßte M. den Entschluß 1822 nach Dresden zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, für das Theater zu arbeiten (er schrieb unter Anderm die Musik zu Kleist's „Prinz von Homburg“) und wurde 1823 als Musikdirector der deutschen und italienischen Oper angestellt. Mitten unter den vielen Arbeiten, welche ihm diese Stellung auslegte, schrieb er die auf Privatbühnen gern gesehene kleine Oper: „Der Wilddieb“. Er verließ 1826 jene Stelle, verheirathete sich mit der Sängerin Mariane Wohlbrück und machte mit ihr eine Kunstreise, die ihn 1827 wieder nach Leipzig brachte. Hier privatisirte er einige Zeit und schrieb seinen „Wampr“, zu welchem ihm sein Schwager, der Schauspieler Wohlbrück, den Text lieferte. Der glückliche Erfolg dieser feurigen, glanzvollen Musik, in welcher lebendige, dramatische Charakteristik sein Ziel war, und die von Leipzig aus bis auf die londoner Bühne drang, befeuerte ihn, in Verbindung mit seinem Schwager eine Episode aus W. Scott's „Ivanhoe“ als Oper zu bearbeiten, deren Schönheiten zuerst Leipzig und Berlin anerkannt haben. Im folgenden Jahre schrieb er nun seine neueste Oper: „Des Falkners Braut“ (der Text ebenfalls von Wohlbrück nach einer Novelle Spindler's), welche 1832 ebenfalls in Leipzig gegeben worden ist. Größere Sparsamkeit in der Anwendung heroischer Mittel würde diesem Werke unstreitig noch größere Gunst verschafft haben, da der Componist auch eine seltene Gabe humoristischer Darstellung besitzt. Zu Ende 1830 ging M. als Kapellmeister und Director der Oper nach Hannover, wo er eine neue, von dem Sänger Devrient gedichtete Oper, „Hans Heiling“, bearbeitete. Er hat auch Vieles für das Pianoforte geschrieben (unter andern eine schöne Sonate in F-moll); doch ziehen wir seine, noch

nicht genug verbreiteten Lieder und Gesänge zum Pianoforte und seine Lieder für vielstimmigen Männergesang vor. Er hat deren mehre Sammlungen herausgegeben, in welchen die Gabe, die Poesie in Musik zu verwandeln, mit Reichthum der Melodie und Fülle der Harmonie verbunden, erfreut. (68)

Martignac und das *Ministerium Martignac* vom 5. Jan. 1828 bis zum 8. Aug. 1829. Der *Vicomte von Martignac*, Deputirter und Minister des Innern unter Karl X. Regierung, geboren zu Bordeaux um das J. 1780, war in seiner Jugend Advocat; später trat er in den Staatsdienst, wo er sich durch Kenntnisse und sein Rednertalent auszeichnete. Unter dem Ministerium Villèle wurde er Staatsrath und 1823 befand er sich als außerordentlicher Commissair bei der Armee in Spanien. Als Villèle bei den neuen Wahlen der Deputirtenkammer am Ende des J. 1827 erkannte, daß das von ihm sechs Jahre lang geleitete Ministerium die Mehrheit in der Kammer verloren habe, so gab er am 4. Jan. 1828 nebst den übrigen Ministern, dem Grafen von Peyronnet, Baron von Damas, Marquis von Clermont-Tonnère und dem Grafen von Corbière, seine Entlassung. Es blieben nur zwei seiner Amtsgenossen auf ihren Posten, der Marineminister Graf von Chabrol, und der Universitätsgroßmeister Frayssinous, Bischof von Hermopolis. Graf von Chabrol wurde hierauf mit Vollziehung der Erdonnanz vom 5. Jan. beauftragt, welcher der König den Grafen Portalis, Pair von Frankreich, zum Siegelbewahrer (Justizminister), den Grafen de la Ferronnays, Pair von Frankreich, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den *Vicomte Decaur*, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Kriegsminister, den *Vicomte v. Martignac*, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Minister des Innern, den Grafen von St.-Cricq, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Minister-Staatssecretair und Präsidenten des obersten Conseils des Handels und der Colonien, den Grafen Roy, Pair von Frankreich, zum Finanzminister ernannte. Zugleich traten in diesem neuen Ministerium folgende Veränderungen ein. Der Kriegsminister hatte nicht mehr die Präsentation zu erledigten Stellen bei der Armee, sondern dieses Attribut wurde dem Dauphin zugetheilt, und der Kriegsminister behielt bloß die Contrassignatur der Ernennungen; von den Verrichtungen des Ministers des Innern wurden diejenigen getrennt, die sich auf den Handel und die Manufacturen beziehen, um mit dem Bureau des Handels und der Colonien vereinigt zu werden; der öffentliche Unterricht sollte in Zukunft keinen Theil mehr des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten ausmachen, sondern die Leitung desselben wurde dem allgemein geachteten, nur den Jesuiten sehr verhassten Herrn von Batisment übertragen. Diese Änderungen, vorzüglich die erste und die letzte, mißfielen den Ultras von beiden Seiten. Zwar hatte sich, wenn man die historische Bedeutung der Namen in Erwägung zieht, der Einfluß des Ultramontanismus und die Tendenz zum Absolutismus mit dem Austritte des Ministeriums Villèle sehr vermindert; allein auch das neue Ministerium bestand aus strengen Royalisten, obgleich mit einer liberalen Farbe. Der einzige Frayssinous war als Priester des Jesuitismus verdächtig; um so mehr entsprach die Trennung des öffentlichen Unterrichts von dem Cultusministerium den Wünschen der aufgeklärten öffentlichen Meinung. Ubrigens fand die Mischung des alten und des neuen Ministeriums vielen Tadel; daher setzte der König schon am 3. März den Baron Hyde de Neuville in des Grafen Chabrol's Stelle als Marineminister, und übertrug dem Bischof von Beauvais Feutrier die bisher von Frayssinous versehenen Geschäfte im Departement der geistlichen Angelegenheiten.

M. schien sein Verwaltungssystem in dem Sinne des Grundsatzes von Decazes, die Nation zu monarchisiren, indem die Monarchie (Restauration) sich nationalisirte, einrichten zu wollen. Er nahm daher im Personale der Verwaltung viele Veränderungen vor und 20 Departements erhielten neue Präfecte. Je verhasster Villèle's Ministerium gewesen war, um so nöthiger war ein nationales

System der Regierung, wenn das Ministerium die Mehrheit in der Kammer erlangen wollte; denn um die Fahne des Absolutismus unter Labourdonnaye und Ravez sammelten sich kaum 150 Deputirte. Der Präsident der Kammer aber, Royer-Collard, stand nebst Casimir Périer, Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure und Andern an der Spitze der linken Seite von etwa 170 Deputirten. Das Volk verlangte oder erwartete von dem neuen Ministerium die vollständige Ausführung der Charte; die Presse verlangte ein Gesetz gegen den Betrug bei den Wahlen, eine Milderung der Pressgesetze, Localfreiheit durch ein Departemental- und Communalgesetz, ein Gesetz über die Nationalgarden, welche der König auf Villèle's Rath in Paris aufgelöst hatte; sie verlangte Finanzreformen, insbesondere tabelte sie den Aufwand für die königliche Garde und die Schweizer. Der Kampf in der Kammer begann, als Labbey de Pompiere am 14. Jun. eine Anklageacte gegen die vorigen Minister in Vorschlag brachte. Sie hätten sich, sagte er, des Verraths gegen den König, den sie von dem Volke zu entfernen gesucht, des Verraths gegen das Volk und sträflicher Eingriffe in die Constitution schuldig gemacht. Hier mußte der neue Minister des Innern selbst die Angegriffenen in Schutz nehmen; nach einem langen Kampfe ward die Anklage zurückgewiesen; aber das Ministerium verlor seine Popularität, und ungeachtet seiner wirklich liberalen und constitutionellen Bestrebungen, glaubte die Volkspartei dennoch an eine Wiederkehr des alten Schauldenwesens. Indes geschah Vieles, was im Sinne der öffentlichen Meinung war: die Expedition nach Morea unter dem Generalleutnant Maison, womit eine wissenschaftliche Gesellschaft ihre Untersuchungen verband; die Herstellung der Marine und des Ansehens der französischen Flagge in Brasilien, Westindien und im Mittelmeere *); die Thätigkeit des Ministeriums für Handel und Kunstfleiß zur Beförderung der Industrie und der Schiffahrt. Eine allmälige Freiegebung des Handels, die Ermäßigung der Korngesetze und Beibehaltung bloßer Schutzzölle — waren Ideen, welche wenigstens nach den Ansichten des Ministers St.-Ericq in verschiedenen Commissionen bearbeitet wurden. Diese Maßregeln mußten als Fortschritt zum Bessern den Beifall der Freunde des Wohlstandes und des Ruhmes von Frankreich finden. Auch blühte das Gewerbe in mehreren wichtigen Zweigen. Es wurden Schafe aus Rubien, Ziegen aus Tibet eingeführt. Lemaux, der erste Fabrikant in Europa, verfertigte indische Shawls und feine Kaschemirs. Die Seidenmanufacturen in Lyon nahmen einen neuen Aufschwung; man naturalisirte die Seidenraupe aus China. Ein glücklicher Wettstreit mit England, Deutschland und der Schweiz erhob Frankreichs Production und gewerblichen Wohlstand, ungeachtet einer Abgabenlast von 1000 Millionen Francs. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1829 segelten 550 französische Schiffe nach dem Auslande und den Colonien; die Ausfuhr Frankreichs nach den Colonien war 1828 bis auf 56 Millionen und die Einfuhr bis über 67 Millionen Francs gestiegen; indes litt die Colonialverwaltung an wesentlichen Gebrechen in der Rechtspflege, und der Widerstand der Aristokratie des Reichthums veranlaßte Aufruhr zu Guadeloupe und Martinique. Der einsichtsvolle Hyde de Neuville suchte daher, nach Englands Beispiel, durch Ordonanzen in der französischen Colonialverwaltung eine Rechtsgleichheit zwischen den freien Farbigen und den Creolen oder Weißen herzustellen; allein die Beamten und fast alle Creolen hemmten die Vollziehung derselben durch eine förmliche Protestation, und es blieb so ziemlich beim Alten. Dagegen wurde über die Fortdauer der unter Villèle's Verwaltung organisirten, sehr kostbaren Polizei geklagt, indem das neue Ministerium bloß das sogenannte schwarze Cabinet, welches die Verletzung des Briefgeheimnisses und andere Schändlichkeiten geheimer Aufklärung leitete, am Ende des Jan. 1828 aufhob; jedoch waren die je-

*) Nur der stolze Del von Algier (s. d.) ließ sich durch die Blockade nicht zum Nachgeben bewegen; daher dachte man schon jetzt an eine Landexpedition.

suitischen Directoren der Policei, Franchet und Delaveau, entfernt und der würdige Debelleyne zum Polizeipräsidenten ernannt worden. Insbesondere unterstützte M. sehr thätig den Verein zur Verbesserung der Gefängnisse. Man klagte ferner über den Verfall des Straßenbaues und über die Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts; indeß geschah für beide Gegenstände viel Vorbereitendes; besonders sorgte Herr von Vatisménil für die Verbesserung des Schulwesens; nur konnte bei dem steten Wechsel der Ministerien und der Systeme nichts wurzeln und gedeihen. Den in der Kammer gemachten Vorschlag zu einer Adresse an den König um Wiederherstellung der pariser Nationalgarde wußte, weil der König entgegen war, der gewandte M. durch eine Mehrheit von 20 Stimmen (11. Jul.) zu besiegeln. Dagegen ward das neue, vom Grafen Portalis vorgelegte Gesetz über die periodische Presse in beiden Kammern, ohne wesentliche Verbesserungen, mit einer bedeutenden Mehrheit angenommen. Durch dasselbe wurden die Lenzenklagen gegen den allgemeinen Geist eines Journals abgeschafft und die Cautionssummen erhöht; an die Stelle des verantwortlichen Herausgebers trat ein geschäftsführender Eigenthümer (gérant), der für alle Artikel seines Blattes verantwortlich war; die Censur und die Nothwendigkeit königlicher Autorisation zur Herausgabe der Journale wurden aufgehoben, die königlichen Gerichtshöfe jedoch ermächtigt, bei wiederholten Vergehen das Journal zu unterdrücken. In der Finanzverwaltung konnten nur einzelne Verbesserungen eintreten. So hob dieordonnanz vom 22. Febr. das Lotteriespiel in 28 Departements auf und untersagte die Einführung desselben in 8 andern Departements. An eine bedeutende Erleichterung der öffentlichen Lasten aber konnte nicht gedacht werden. Das Ministerium Martignac brachte nämlich das bisher verschleiert gebliebene Deficit zur Sprache, welches nach der Erklärung des Ministers Roy die Summe von 200 Millionen erreichen könne, weshalb er 150 Millionen Schatzkammerscheine in Umlauf zu bringen vorschlug. Gegen die Behauptung eines Deficits, welche Billé's Finanzverwaltungsruhm verdunkelte, erhob die Partei des Erministers den lebhaftesten Widerspruch. Die Opposition, vorzüglich Laffitte, Labbey de Pompiere, Duvergier de Lauranne, Benjamin Constant und Andere, unterwarf nun die frühere Verwaltung einer schärfern Prüfung; das Endresultat aber war die Annahme eines Budgets von 975,703,025 Francs für 1829, mit 299 gegen 28 Stimmen.

So schien das Ministerium Martignac eine festere Stellung in der Kammer gewonnen zu haben; allein bei Hofe war die Congregation auf der einen Seite das größte Hinderniß einer wahrhaft fortschreitenden Reform in den Grundlagen der Civilisation, und auf der andern Seite die Stütze einer antinationalen Richtung in mehreren Zweigen der Verwaltung. Diese zeigte sich besonders in Folge des Einflusses des Dauphins auf die Beförderungen im Heere. Man entfernte die bravsten Oberoffiziere aus den Zeiten des mit Ruhm gekrönten Frankreichs und erhob dagegen eine große Zahl von Militairs, die nicht unter Frankreichs Fahnen gefochten hatten, zu den ersten Militairgraden. Unter den 62 Adjutanten des Königs Karl befanden sich drei, die nicht einmal Franzosen waren und doch dem Schatz jährlich 70,000 Francs kosteten. Dagegen standen 76 Generallieutenants auf halbem Solde, und von 233 Marchaux de Camp waren mehr als zwei Dritteile außer Dienstthätigkeit. Die Klagen von 27,000 Legionnairs, deren Gehalte seit 1814 nicht ausgezahlt worden waren, blieben unbeachtet, während man den Emigranten Entschädigungsrenten und den Pairs Dotationen bis zu 60 Millionen ertheilte. Die öffentliche Meinung erklärte sich gegen die Unterhaltung der Schweizertruppen in einem Lande, wo es an dienstfähigen Soldaten ganz und gar nicht fehle. (Vergl. Frankreich.) Überhaupt litt die Finanzverwaltung an großen Gebrechen, die meist dem vorigen Ministerium zur Last fielen

und deren Abstellung der Einfluß der Hofpartei verhinderte. Die geheimen Pensionen der Emigranten, die Gehaltsvermehrungen u. s. w. verschlangen große Summen; die bewilligten Creditsummen reichten nicht aus, und die Minister mußten noch vor Ablauf des Jahres 1828 zu einer neuen Anleihe von 80 Millionen Francs ihre Zuflucht nehmen. Um so kräftiger erhob sich die Opposition in der am 27. Jan. 1829 eröffneten Kammer Sitzung. Sie verlangte unter Andern die Abschaffung des Tabacksmonopols, welches jedoch der traurigen Finanzlage wegen bis zum Jahre 1837 noch beibehalten werden sollte; sie trug ferner auf Gesetze über die Communalorganisation und die Errichtung von Departementalconseils an. Hierüber entstand ein so heftiger Kampf, daß das Ministerium Martignac in demselben unterlag. Es galt nämlich die Frage, ob die bisherige Centralgewalt der örtlichen und Provinzialverwaltung im Mittelpunkte der Regierung mit den Ortsgemeinden und den Departementsrathen getheilt werden solle oder nicht; ob man den 40,000 Gemeinden, aus welchen Frankreich besteht, eine Municipalverfassung (Städte- und Gemeindeordnung) geben solle, nach welchen die erwählten Vertreter der Gemeinden das Recht hätten, an der Verwaltung des Gemeinwesens wesentlich Theil zu nehmen. Über das Ob war das Ministerium Martignac mit dem Nationalwunsche einverstanden; allein über das Wie der Wahlform, über die Wahlberechtigung und die Wahlfähigkeit, sowie über den Umfang der den Notabeln der Gemeinde einzuräumenden Rechte hatten das Ministerium und die Deputirtenkammer (das linke Centrum und die linke Seite) sehr abweichende Ansichten. Die Prüfungskommission des Gesetzentwurfs über die Departementalorganisation verlangte, daß auch die Minderbesteuerten (bis zu 300 Francs) das Wahlrecht bei Ernennung der Generalconseilsräthe für die Departements haben sollten. Hierin aber sahen die Mitglieder der rechten Seite, der Hof und zum Theil auch die Minister alle Gefahren eines überwiegenden demokratischen Elements, die Vorboten von Volksdespotismus, Revolution und Anarchie. Da keine Seite der Kammer hierin nachgeben wollte, indem jede zu viel forderte, so drangen die Minister, um Zeit zu gewinnen, im Interesse der Aristokratie darauf, daß die Kammer vor der Departementalorganisation zuerst die Municipalorganisation erörtern und festsetzen, sodann aber zu jener übergehen möge. Allein die ganze linke Seite kämpfte für die Priorität des Departementalgesezes, und als es zur Abstimmung kam, erhob sich nicht allein die linke, sondern auch die rechte ultraroyalistische Seite — diese aus Haß gegen das mit ihren Ansichten nicht übereinstimmende Ministerium — für die Priorität des Departementalgesezes. Nun erklärte zwar der Minister M. in der Sitzung am 7. Apr.: er könne durchaus nicht zugeben, daß etwas Wesentliches in dem vorgelegten Departementalgesezentwurf abgeändert werde; denn der König sei im Besitze des Rechts, die Departementalräthe zu ernennen; das vorliegende Gesetz sei also bloß eine königliche Gnadenbewilligung, und die Kammer habe nicht das Recht, derselben eine weitere Ausdehnung zu geben, als der König selbst angeboten. *) Hierüber entstand ein heftiger Streit. Die Constitutionellen behaupteten, das Amendementsrecht der Kammer sei unbeschränkt; der Entwurf aber habe keinen andern Zweck, als den Höchstbesteuerten, also den vornehmen Aristokraten, dadurch mittelbar eine Doppelstimme in den Wahlversammlungen für die Wahlen der Abgeordneten zu verschaffen. Als nun in diesem Punkte die rechte Seite sich von den Constitutionellen trennte, und der Wortführer der erstern, Ravez, für die Höchstbesteuerten sich erklärte, so entstand ein furchtbares Geschrei, mit gegenseitigen Vorwürfen vermischt. Nun erklärte zwar der

*) Der Minister sagte unter Andern: „Le roi possède le droit de nommer les conseils généraux et les conseils d'arrondissement; il abandonne ce droit par sa volonté libre et spontanée; il a donc le droit de terminer les conditions de cette immense concession.“

Minister M. noch einmal: er werde nicht nachgeben, weil er dies vor dem Könige nicht verantworten könne; allein Sebastiani erwiderte, dann sei fortan keine Berathung mehr möglich, wenn der Minister, um Recht zu behalten, sich auf die Prærogative des Königs berufe. Die Erbitterung nahm zu; endlich verließen die Minister der Justiz und des Innern in größter Aufregung den Saal; nach Verlauf einer Stunde traten sie wieder in die Kammer ein und nahmen beide Gesetzentwürfe im Namen des Königs zurück. So war die Trennung zwischen der Wahlkammer und der Regierung entschieden. Daß aber der öffentliche Tadel sich nicht stärker gegen die Hartnäckigkeit der liberalen Partei aussprach, mit welcher diese Alles preisgab, weil sie Alles haben wollte, verhinderte der allgemeine Unwille über die Hoffaction, welche bei dieser Gelegenheit ihren vorherrschenden Einfluß behauptete und dadurch M.'s Entwürfe mit zerstörte, während sie bald nachher auf der andern Seite den Entwurf erblicher Dotationen, zu einem Betrage von 1,784,000 Francs Renten für gewisse geistliche und weltliche Pairien, in der Pairskammer am 24. Apr. durchzusetzen wußte. Der erfolglose Kampf in der Deputirtenkammer für die Erlangung liberaler Institutionen bewog drei heftige Verfechter derselben, den Abbé de Pradt, Chauvelin und d'Argenson, auf ihre fernere Theilnahme an den Berathungen der Kammer zu verzichten. Am 31. Jul. 1829 ward die Kammer aufgelöst, und in der Nation äußerte sich eine fast allgemeine Unzufriedenheit sowol mit beiden Kammern, als mit dem Ministerium und dem Hofe; die Hoffaction aber war ihrerseits ebenso aufgebracht gegen das Ministerium, weil dieses durch sein Nachgeben gegen die öffentlichen Wünsche nur neue Annäherungen der liberalen Partei hervorgerufen und die öffentliche Meinung aufgeregter habe. Um so weniger konnte jetzt das aufgeklärte Ministerium Martignac den fanatischen Antrieben der Priesterpartei, den Missionen u. s. w. Einhalt thun. Früher hatte das persönliche Ansehen des Grafen de la Ferronnays dem Ministerium eine Stütze bei Hofe gegeben. Allein dieser Staatsmann war kränklich, und mußte schon im Jan. 1829 sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Nizza begeben. Nun hatte man schon damals den Plan, den Fürsten Polignac, den Liebling des Königs, Botschafter am londoner Hofe, in das Ministerium eintreten zu lassen; allein da die meisten Minister, namentlich M. und Portalis, auf diesen Fall ihre Entlassung nehmen wollten, so wurde jener Plan verschoben; endlich wurde, nachdem der Graf de la Ferronnays seine Entlassung genommen hatte, der Herzog von Lavat-Montmorency, Pair von Frankreich, Staatsminister und Botschafter am wiener Hofe, am 24. Apr. zum Minister des Auswärtigen ernannt, und als dieser den Antrag ablehnte, wurden durch die Verordnung vom 14. Mai Graf von Portalis zu diesem Ministerium, und an seine Stelle der bisherige Unterstaatssecretair im Justizministerium, der Deputirte und Staatsrath Bourdeau zum Großsigelbewahrer und Justizminister ernannt. Letzterer hatte bisher im linken Centrum seinen Sitz gehabt, und war einer der Ersten gewesen, welcher in der Kammer gegen die Jesuiten auftrat. Während dieses Wechsels in den obersten Verwaltungsklassen gewann die Ansicht der Ultra's, daß der Thron eines absolut royalistischen Ministeriums und eines entschlossenen Führers bedürfe, bei Karl X. immer mehr Eingang. Niemand bei Hofe dachte jetzt mehr an Nachgiebigkeit gegen die mächtige Volksstimme; des Königs Ausspruch war: Keine Concessionen mehr! (S. Karl X.) So ward Polignac im Aug. 1829 aus London berufen, und Karl verabschiedete ein Ministerium, das sein letzter Vermittler mit einer in ihren Ideen von Verbesserungen bestimmt ausgesprochenen Majorität war. Anfangs sollten der Minister des Innern Martignac und der Finanzminister Roy noch beibehalten werden; als sie aber Beide in dieser Stellung zu bleiben sich weigerten, so erschienen am 8. Aug. 1829 sieben königliche Verordnungen, durch welche das Ministerium Polignac (Courvoisier an Bourdeau's, Labourdonnaye an Martignac's, Bourmont an Decaur's, Chabrol

de Crousol an Roy's, Montbel an Feutrier's und Rigny [später Baron Hauffez] an Hyde de Neuville's Stelle) an die Spitze der Verwaltung trat. Portalis, Decaur und Hyde de Neuville wurden zu Mitgliedern des königlichen geheimen Rath's ernannt. Dies war seit 1814 der 62. und der verhängnißvollste Wechsel der Portefeuilles im Cabinet der Restauration. Nun traten auch unter Mehren Debelleyme aus der Polizeiverwaltung, und die Herren Bertin de Vaur, Alexandre de Laborde, Billemain, Hely d'Issel, Lepelletier d'Aulnay und Andere aus dem Staatsrathe aus. An Debelleyme's Stelle trat Mangin. Bourbeau sollte erster Präsident des Gerichtshofes von Limoges werden. Feutrier erhielt die Pairswürde, Martignac, Decaur, Hyde de Neuville und St.-Ericq jeder eine Pension von 12,000 Francs. Portalis wurde am 17. Aug. als Präsident des Cassationshofes installiert, und M. erhielt aus den Händen des Königs die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion. Debelleyme wurde Präsident des pariser Gerichtshofes erster Instanz.

Von den bisher ministeriellen Journalen gingen das „Journal des débats“ und der „Messenger“, dessen Eigenthümer M. war, zur Opposition über. M. selbst machte eine Reise in das südliche Frankreich, dann begab er sich auf sein Landgut Miramont bei Marmande. Als Karl X. am 2. März 1830 die Kammeröffnung eröffnet hatte, nahm M., als Deputirter von Lot und Garonne, seinen Sitz im Centrum der Deputirtenkammer, und man bemerkte, daß er bei der Abstimmung über die Adresse der 221 vom 18. März gegen die Minister gestimmt habe. Auch in die neue, zum 4. Aug. zusammenberufene Kammer war M. von dem Departement Lot und Garonne gewählt worden. In dieser bewies er sich als Royalist und ehrte dankbar das Andenken Karl X., von dessen redlicher Gesinnung gegen Frankreich er öffentlich die Versicherung gab. Er that dies unter Andern in einer Rede, die ein Meisterwerk der Beredsamkeit des Herzens war, als er gegen die Motion Briqueville's sprach. Unter den 320 Deputirten, welche am 11. Aug. 1830 den Eid auf die neue Ordnung leisteten, gehörte er nebst Ugier, Becquen, Berbis, Berryer, Corcelles, Bourbeau, Decaur und St.-Ericq zu Denen, welche den Eid nur mit Beisätzen und Restrictionen schwuren. Hyde de Neuville verweigerte die Eidesleistung ganz und zeigte seinen Austritt aus der Kammer an. M. aber erklärte: „Es gibt Zeiten und Umstände, in denen die Bahn der Pflicht ebenso schwer zu befolgen als vorzuzeichnen ist; ich habe lang und reiflich über Das nachgedacht, was mir in meiner besondern Stellung obliegt, und hoffe, daß Niemand die Beweggründe, die mich leiten, verkennen wird: Ich schwöre.“ Bei dem Proceß der Erminister wurde er von dem Fürsten von Polignac zu dessen Vertheidiger gewählt. Was er am 18. Dec. 1830 in der Vertheidigungsrede mit tiefer Rührung beredt und gründlich entwickelte (s. Proceß der Erminister Karl X.), war allerdings triftig genug, um den Gedanken an ein Todesurtheil zurückzuweisen; er stützte die Vertheidigung vorzüglich auf den 14. Artikel der Charte. Polignac schickte ihm als Honorar für seine Vertheidigung 100,000 Francs; allein M. nahm sie nicht an. Durch so Vieles, was M. seit einigen Jahren erfahren und gelitten hatte, war seine Gesundheit erschüttert; er mußte daher wegen Kränklichkeit am 28. Dec. auf längere Zeit aus der Deputirtenkammer sich zurückziehen. Er lebte von einem mäßigen Einkommen, indem er als Minister kein Vermögen erworben hatte. Seine Kränklichkeit nahm zu; er fiel in eine Auszehrung und starb am 3. Apr. 1832, etwas über 50 Jahre alt. Drei Stunden vor seinem Tode hatte er noch an den Großsigelbewahrer geschrieben, um für seinen Nefen die Führung seines Namens auszuwirken. Er ward am 5. feierlich begraben. An seinem Grabe sprachen der Graf Roy, Salvandy, de Laborde, Mandarour-Bertami und Hyde de Neuville. Der letztere apostrophirte an M.'s Grabe den König Karl X. mit den Worten: „Uebelberathener, unglücklicher Monarch,

du wirst diesem treuen, eifrigen Diener Thränen weihen; er war Einer von Denen, die dich liebten, die nie schmeichelten und dich nie betrogen.“

Der Vicomte von M. war einer der edelsten Bürger Frankreichs. Sein Nachruhm ist schön und rein; er vereinigte ein glänzendes Talent mit hoher Lebenswürdigkeit. Vor ihm verstummte selbst der Haß der Factionen; Jeder ließ seinen edeln, gewinnenden Charakter, seinem verbindlichen, wohlwollenden Benehmen und der Anmuth seines ganzen Wesens volle Gerechtigkeit widerfahren. Als Minister war sein Ziel die Freiheit, der Frieden und das Glück seines Vaterlandes. Er that was er konnte, um den Zwiespalt, der schon zwischen Frankreich und dem ältern Zweige der Bourbons eingetreten war, zu heben und eine dauerhafte Versöhnung zu bewirken. Als Redner war er einer der Ersten. Er sprach mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, gut, richtig und schön, ohne Vorbereitung; selbst seine Gegner hörten ihn gern. Als Privatmann gütig und zuvorkommend, besaß er die Liebe Aller, die ihm nahe standen. In seinem spätern, vielbewegten Leben konnte er sich nicht mit Literatur beschäftigen, der er sich früher auch als glücklicher Vaudevilleddichter gewidmet hatte. Nach seinem Tode erschien der erste Theil seines „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823“ (Paris 1832). Dieser Theil, der ganz vollendet ist, enthält die Geschichte der Revolution bis zum Congreß von Verona. Die Durchsicht der letzten Bogen mußte er auf dem Sterbebette seinem ehemaligen Secretair Emile Barateau übergeben. (7)

Martinez de la Rosa (Don Francisco) wurde um 1780 in Granada geboren, wo seine Familie zu den angesehensten und wohlhabendsten der Provinz gehörte. Seine Eltern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung, und er machte später so gute Studien in mehren Zweigen des Staatsrechts, der Staatswirtschaft und der Geschichte, als die Hülfsmittel spanischer Universitäten, einige Bekanntschaft mit französischer und englischer Literatur, leichte Fassungs-gabe und reger Ehrgeiz nur irgend möglich machten. Schon hatte er die ersten Schritte in der Laufbahn des Staatsdienstes gethan, als 1808 die Revolution ausbrach, welche in ihrem Ursprung zugleich Hand in Hand ging mit dem Kampfe des spanischen Volkes gegen fremde Unterdrückung. Er zeichnete sich, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, doch sonst durch That und begeisterte Schrift und Rede unter den eifrigsten Vorkämpfern für bürgerliche Freiheit und Nationalunabhängigkeit aus, und wurde sehr bald zu den Hauptern der Partei gezählt, welche man mit dem sehr unbestimmten Namen der Liberalen zu bezeichnen pflegt. Durch die fast einstimmige Wahl seiner Mitbürger erhielt er einen Sitz in den ordentlichen Cortes, welche damals der außerordentlichen constituirenden Versammlung von 1812 folgten. Sehr bald machten, nach der Rückkehr Ferdinand VII., die Beschlüsse von Valencia der Thätigkeit dieser Cortes ein Ende; aber M. hatte in dieser kurzen Zeit schon so viel Gelegenheit gefunden, sich im Sinne der liberalen Partei durch Rednertalent und Thätigkeit auszuzeichnen, daß er eines der ersten Opfer der nun folgenden unsinnigen absolutistisch-theokratischen Reaction wurde. Zu mehrjähriger Deportation nach einer der afrikanischen Strafcolonien verurtheilt, erlangte er erst durch die Revolution von 1820 seine Freiheit wieder und sah seine Standhaftigkeit und seine Leiden für die Sache der Freiheit belohnt durch den ehrenvollsten Empfang, der seine und seiner Verbannungsgefährten Landung in Malaga, seine Rückkehr nach Granada zu wahren Triumphzügen machte. Die Wahl seiner Vaterstadt sandte ihn gleich darauf in die außerordentlichen Cortes von 1820; und hier beginnt der zweite, glänzendere, aber auch unglücklichere Theil seiner politischen Laufbahn. Da diese aber mehr der Zeitgeschichte als der Biographie angehört, so genügt es hier sie mit wenig Worten zu charakterisiren und die Folgen anzugeben, welche sie für M.'s persönliche Schicksale hatten. Er schloß sich der Partei der sogenannten Gemäßig-

ten an, welche die Majorität der Cortes bildete, zeichnete sich unter den bedeutendsten Rednern dieser Partei aus und hatte den entschiedensten Antheil an allen Maßregeln und Fehlern, welche sie beging oder beförderte. Ob diese Fehler vermieden werden konnten, oder ob dadurch noch größere von Seiten der ungemäßigten Minorität vermieden wurden, braucht hier nicht untersucht zu werden; so viel aber ist gewiß, daß die Furcht vor revolutionnairen Excessen, vor weitem Umwälzungen bestehender Verhältnisse die Moderirten dahin führte, die Umtriebe der Contrerevolution, wenn auch nicht gradezu zu begünstigen, doch si-est ganz ungestört und unbeschränkt zu lassen und die constitutionnelle Regierung der größten Gefahr von dieser Seite auszusetzen. Der verfassungsmäßige Schluß der außerordentlichen Cortes im Febr. 1822 führte den Sturz des damaligen Ministeriums herbei. Das neue Ministerium wurde aus der Majorität der aufgelösten Versammlung genommen und M. an dessen Spitze gestellt. Er und seine Freunde schritten als Minister auf derselben gefährlichen Bahn fort, die sie als Deputirte angetreten, und sahen sich bald von allen Schwierigkeiten umgeben und überwältigt, denen bloße negative haltungslose Mäßigung ohne Energie und ohne wirkliche Gewalt, bei dem besten Willen und unbezweifeltem Talent in einer so hohen Stellung immer erliegen wird. Das Ministerium fand seinen Untergang in der gewaltthätigen Krise des Jul. 1822, wo der durch den falschen Moderantismus der herrschenden Partei begünstigte entscheidende Versuch der Contrerevolution, die constitutionnelle Regierung mit Waffengewalt zu stürzen, an dem besonnenen Widerstand der Nationalgarde, an der Thätigkeit und Entschlossenheit der Exaltirten scheiterte. Inwiefern M. und seinen Kollegen in dieser Sache bloß Schwäche, Nachlässigkeit und Rathlosigkeit oder wirklicher Verrath an der bestehenden Verfassung vorgeworfen werden kann, hängt besonders von dem größeren oder geringern, thätigern oder passivern, mittelbaren oder unmittelbaren Antheil ab, den sie an der bekannten und ziemlich abgeschmackten und kleinlichen, in der diplomatischen Welt natürlich begünstigten Intrigue hatten, wodurch einige aus der Mitte der Moderirten eine Veränderung der Verfassung im Sinne des Zweikammersystems zu bewirken und dabei besonders zugleich ihre eigne Eitelkeit und Habsucht zu befriedigen hofften. Diese Intriguanen hatten sich von der eigentlichen contrerevolutionnairen Partei zu der Meinung bethören lassen, daß diese ihren Plan bei Hofe und sonst unterstützen werde; sie hatten deshalb den Umtrieben dieser Partei alle mögliche Nachsicht verschafft, und sahen sich, wie leicht zu erachten, im Augenblick der Entscheidung und sobald jene sich ihres Sieges gewiß glaubte, überflügelt, gemißbraucht und verhöhnt. Welchen Antheil aber M. an dieser Intrigue hatte, wagen wir nicht zu bestimmen, da wir doch nur individuelle Muthmaßungen aussprechen könnten; so viel ist aber gewiß, daß er in vollem Maße die Folgen der Enttäuschung zu tragen hatte, indem er, sobald die Partei die Maske abgeworfen hatte und bis zu ihrer Niederlage am 7. Jul. als Gefangener und nicht ohne Lebensgefahr im Palaß zurückbehalten wurde. Natürlicherweise wurde seine Lage durch den Sieg der nun (wenigstens für den Augenblick) in ihrer Gesammtheit exaltirten liberalen Partei wenig gebessert, und es ist kein Zweifel, daß wenn nicht sehr bald wieder eine gewisse Mäßigung und die Scheu, durch eine strenge Untersuchung gar zu abschreckende und bedenkliche Resultate zu erhalten, sich bei der siegenden Partei geltend gemacht hätte, M. und seine Kollegen kaum der Strafe des Hochverraths an der Constitution entgangen wären. So wurde indessen die Sache nach und nach ziemlich niedergeschlagen, wenigstens soweit sie sich nicht unmittelbar auf die militairischen Empörer bezog. Indessen war M.'s so glänzend eröffnete politische Laufbahn zerstört, und es läßt sich schwerlich leugnen, daß ein großer Theil der Verantwortlichkeit für die unseligen Ereignisse von 1823 auf ihn und seine Freunde fiel, indem sie die Sachen auf einen Punkt hatten kommen lassen, wo es zu spät war genügende Maßregeln gegen

die restaurirende Intervention der heiligen Allianz zu nehmen. Nach der Restauration von 1823 sah M. sich genöthigt, wie so viele andere edle Spanier von allen Nuancen des Liberalismus, durch Auswanderung den Folgen der Reaction zu entgehen, und die von der nun siegreichen Partei gegen ihn ausgesprochene Acht mag ihn bis zu einem gewissen Punkt wol von frühern schweren Verdacht des Einverständnisses reinigen. Seit 1823 hielt M. sich meist in Paris auf, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, um 1830 aber ward ihm (ohne eigentliche Amnestie, wie so vielen andern Verbannten) gestattet nach Spanien zurückzukehren, und er scheint sogar bei der Königin und ihrer Partei so viel Vertrauen und Gunst gewonnen zu haben, daß die Schwankungen der Hofintriguen, von denen zunächst das Schicksal Spaniens abzuhängen scheint, ihn leicht zum dritten Male zu einer höhern politischen Stelle berufen dürften. Ob zu seinem und seines Vaterlandes Besten? steht sehr zu bezweifeln. An seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, an seinem großen Rednertalent, seiner gewandten Thätigkeit, sogar an seiner uneigennütigen Vaterlandsliebe kann billigerweise nicht gezweifelt werden; aber es fehlen ihm zu viele der wesentlichsten Eigenschaften, welche dazu gehören, um unter so schwierigen Umständen mit Ehren für sich und zum Besten des Ganzen aufzutreten und sich zu behaupten. Er ist zu weich, zu leicht beweglich, zu voll Theorie, zu unbefangene eitel für einen Staatsmann, fast möchte man sagen, er ist zu liebenswürdig für die schwere Last, die er zu übernehmen haben dürfte. Damit wollen wir ihn übrigens im Verhältniß zu andern großen Staatsmännern unserer Zeit keineswegs herabgesetzt haben; denn es will uns bedünken, daß auch hier in vollem Maße gelten mag: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Wir wüßten nicht einen Einzigen, der in Spanien viel mehr schaffen würde oder könnte als M., aber das ist allerdings wenig genug. Als Redner zeichnet sich M. mehr durch einen sehr blühenden, fließenden, leichten Vortrag, durch glückliche Improvisation, als durch große Energie und Tiefe der Gedanken oder der Leidenschaften aus; doch gehört er unstreitig zu den besten politischen Rednern der neuern Zeit. Der Dichter M. steht so hoch, als edle, zarte Gefühle, richtige, glückliche Gedanken, Belesenheit, eine leichte Versification, ziemlich correcte (d. h. castilische) Sprache irgend Jemanden innerhalb der engen conventionellen Schranken der französischen Classicität heben können. Unter seinen dichterischen Arbeiten zeichnen sich besonders aus, die Tragödien: „Die Witwe des Pabilla“ und „Moraima“, unter seinen Komödien: „Die Mutter auf dem Maskenball und die Tochter zu Hause“. Die beiden letztern Stücke sind auch ins Französische übersetzt und auf dem Théâtre français nicht ohne Beifall aufgeführt worden. Man hat von M. auch eine schlechte Bearbeitung des „Hamlet“. Außerdem verdient seine „Poetica“ einer Erwähnung, welche sich durch alle die Verdienste auszeichnet, die ein Gedicht dieser Art im Geiste der classischen Schule irgend haben kann; eben deshalb aber dürften für viele, besonders deutsche Leser die beigelegten sehr ausführlichen und gründlichen Noten, welche eine fast vollständige Geschichte der spanischen Poesie enthalten, mehr Werth haben als das Gedicht selbst. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke ist bei Didot in Paris unter dem Titel „Obras literarias“ in vier Bänden erschienen. In seinem Privatleben ist M. durchaus achtungswerth und seine Persönlichkeit vereinigt alle liebenswürdigen Eigenschaften des Andalusiers. (83)

Mäßigkeitsvereine. Die Verbindungen, deren Zweck ist, den verderblichen Folgen des übermäßigen Branntweingenußes zu steuern, stammen aus den Vereinigten Staaten. Hier fanden sie in örtlichen Verhältnissen ihre Veranlassungen, hier erhielten sie ihre eigenthümliche Gestalt. In dem ersten Jahrhundert nach den Ansiedelungen in Nordamerika war der Gebrauch des Branntweins wenig verbreitet. Der Krieg zwischen England und Frankreich, noch mehr aber die Beschwerden und Unordnungen des Revolutionskrieges, trugen sehr dazu

bei, an den Brantweinenuß zu gewöhnen. Bis vor etwa zehn Jahren waren Brantweine in irgend einer Form ein wesentlicher Bestandtheil der Hauptmahlzeit in allen Theilen des nordamerikanischen Gebiets. Die Reichern tranken französischen oder spanischen Brantwein, die Ärmern westindischen, die Ärmsten neugländischen Rum. In den südlichen Staaten war Kornbrantwein das Lieblingsgetränk, und einige weniger gewöhnliche Arten von fremdem und einheimischem Wachholderbrantwein, Apfels- und Birnbrantwein gewährten Abwechslung. Bei den Mahlzeiten und unter den Tagelöhnern bei dem Frühstück und Besperbrod wurden diese Getränke mehr oder minder mit Wasser verdünnt genossen. Bei andern Gelegenheiten waren sie ein Bestandtheil verschiedener künstlichen Zusammensetzungen. In den südlichen Staaten war es gewöhnlich, Brantwein mit Pfeffermünze gleich nach dem Erwachen zu genießen. Um 11 Uhr füllten sich die Schenken, und die Geschäftsleute entließen ihre Angestellten auf eine halbe Stunde, um sich in einem benachbarten Kaffeehause zu erquicken, während Frauen und Schwächliche ihre Ekstas durch Tincturen reizten, deren Grundlage Rum war. Diese Genüsse zogen sich durch alle Tagesstunden bis zum Augenblicke des Schlafengehens. Bei jedem Besuche wurde der Gast mit Brantwein bewirthet, bei keiner, selbst der feierlichsten Zusammenkunft ward es für unanständig gehalten, Rum vorzusetzen. Wo die große Mehrheit sich solchen Genüssen ohne Bedenklichkeiten überließ, mußte die Menge ihnen im Übermaß fröhnen. Trunkenbolde waren gewöhnlich unter beiden Geschlechtern und unter allen Ständen. Die Folgen des Lasters waren Bankrotte, sittliche Verderbtheit, Verarmung. Die Bemühungen, dem auffallend hervortretenden Ubel abzuhelfen, beschränkten sich lange auf den Einfluß Einzelner in einzelnen Fällen. Der Gedanke, durch gemeinsames Wirken wichtigere Ergebnisse herbeizuführen, scheint von einem Verein von Geistlichen in Massachusetts wenigstens zuerst entwickelt worden zu sein. Bei einer Versammlung desselben im Jahr 1811 ward ein Ausschuß unter dem Voritze des Doctors Worcester in Salem ernannt, der den Auftrag erhielt, die Verfassung eines Vereins zu entwerfen, dessen Zweck sein sollte, die Fortschritte der Unmäßigkeit zu hemmen. Ein solcher Verein wurde 1812 gestiftet, der aus 120 Mitgliedern in verschiedenen Gegenden des Staats Massachusetts bestand. Er hielt 1813 die erste Zusammenkunft und wählte einen ausgezeichneten Staatsmann, den ehemaligen Schatzsecretair Samuel Dexter, zum Präsidenten. Die erste Arbeit des Vereins war, genaue Kunde über die Beschaffenheit und den Umfang des bestehenden Übels einzuziehen, um die Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu lenken und die Bemühungen zur Abhülfe leiten zu können. Die von Jahr zu Jahr eingegangenen Berichte enthielten Thatsachen und Berechnungen, welche das Ubel in einer furchtbaren Gestalt zeigten. Es ergab sich, daß 1810 in den Vereinigten Staaten 25,499,382 Gallonen Brantwein verschiedener Art waren destillirt worden, wovon 133,823 Gallonen als Ausfuhr abgingen, während 8,000,000 Einfuhr hinzukamen. Der Gesamtbetrag, 33,365,559 Gallonen, war auf die damalige Volksmenge von etwa 7,300,000 vertheilt. Dies gab im Durchschnitt auf jeden Kopf, Männer und Kinder eingeschlossen, jährlich 4½ Gallone. Bei fortgesetzten Untersuchungen zeigten sich noch weit beunruhigendere Ergebnisse. Man berechnete 1814, daß jährlich nicht weniger als 6000 Menschen in den Vereinigten Staaten als Opfer der Unmäßigkeit starben, und 1830 stieg nach genauern Berechnungen diese Zahl noch weit höher. In demselben Jahre wurden 720,000 Gallonen Brantwein im Lande verbraucht. Es wurde ferner aus verschiedenen Berechnungen wahrscheinlich, daß die Unmäßigkeit an vier Fünftel der begangenen Verbrechen, an wenigstens drei Viertel der entstandenen Verarmungen und an einem Drittel der Geisteszerrüttungen Schuld war. Der Verein in Massachusetts fuhr fort durch seine jährlichen Berichte oder durch

ermunternde Vorträge bei den Jahresversammlungen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf diesen Gegenstand zu leiten. Das Beispiel wirkte. In Connecticut und Vermont wurden bald ähnliche Vereine gestiftet und Hülfsgesellschaften übten ihren Einfluß in engeren Kreisen. Die Zahl der Mäßigkeitsvereine war 1818 schon auf mehr als 40 gestiegen. Um dieselbe Zeit suchten Einzelne durch Schriften oder durch persönlichen Einfluß zu wirken. Die Stiftung der amerikanischen Gesellschaft zur Beförderung der Mäßigkeit zu Boston, die 1826 sich nach einem umfassendern Plane bildete, gab der Sache einen neuen Anstoß. Der Gesellschaft in Massachusetts gebührt der große Ruhm, die Angelegenheit zuerst der öffentlichen Aufmerksamkeit nahe gebracht zu haben, da sie aber größtentheils aus Unitariern bestand, deren Einfluß außerhalb des Staats nicht groß war, so war es schwierig, bei Christen von andern Parteien Theilnahme zu erwecken. Der neue Verein zu Boston konnte die Sache kräftiger angreifen. Sein erster Jahresbericht kündigte die Bildung von 30, der zweite von 220 Hülfsgesellschaften an, und 1829 war die Zahl derselben auf 1000 gestiegen. Es gibt jetzt keinen Staat des Bundes, der nicht einen Verein hätte. Nach dem Berichte von 1829 waren über 700 Trunkenbolde durch den Einfluß der Mäßigkeitsvereine von dem Laster entwöhnt und 50 Branntweimbrennereien geschlossen worden. Überall war Abnahme in dem Verbrauch des Branntweins bemerklich, und 400 Verkäufer hatten das Gewerbe aus Rücksichten auf das allgemeine Wohl aufgegeben. Aus dem Bericht für 1831 ergab sich, daß 2200 Gesellschaften, aus 170,000 Mitgliedern bestehend, mit der Muttergesellschaft zu Boston in Verbindung standen, und man glaubte die Zahl sämmtlicher Gesellschaften in den Vereinigten Staaten auf 3000 annehmen zu können. Über 1000 Branntweimbrennereien, wahrscheinlich ein Zehntel der Gesammtheit, waren eingegangen. Seit der letzten Versammlung des Vereins waren 150 Schiffe von Boston abgegangen, ohne Branntweinvorräthe mitzunehmen. Aus dem neuesten Bericht endlich für 1832 geht hervor, daß jetzt 4000 Hülfsgesellschaften mit 600,000 Mitgliedern in den Vereinigten Staaten bestehen, 4000 Personen den Handel mit Branntwein aufgegeben haben, und über 3000 Säufer vom Laster zurückgekommen sind. Man berechnet, daß 20,000 Personen nüchtern leben, welche ohne den wohlthätigen Einfluß der Mäßigkeitsvereine jetzt Trunkenbolde sein würden; daß ebenso viele Familien jetzt ihr Fortkommen haben, die sonst arm sein würden; daß 50,000 Kinder von dem verderblichen Einflusse trunksüchtiger Ältern erlöst und 100,000 Kinder mehr gegen den älterlichen Einfluß gesichert sind, der sie zu Trunkenbolden hätte machen müssen. Mehr als eine Million Personen in den Vereinigten Staaten enthalten sich jetzt des Branntweingenußes. Die Mittel, durch welche die Mäßigkeitsvereine diese Ergebnisse hervorgerufen haben, bestanden nicht nur in den Bemühungen Einzelner, durch Schriften und persönlichen Einfluß zu wirken, sondern hauptsächlich in den Bemühungen, die öffentliche Aufmerksamkeit durch Verbreitung von Berichten, durch belehrende Schriften, durch mündliche Vorträge reisender Agenten auf den wichtigen Gegenstand zu lenken, und Diejenigen, auf welche solche Vorstellungen Einfluß gehabt hatten, zu Hülfsgesellschaften zu vereinigen und sie dadurch für persönliche Theilnahme und für Beförderung allgemeiner Mitwirkung zu den Zwecken des Vereins verantwortlich zu machen. In solche Vereine sind auch Weiber und Kinder aufgenommen worden, da man es für wichtig gehalten hat, sich den Einfluß der Frauen zu sichern und die Gewohnheiten der Kinder zu bilden. Die Grundlage, auf welcher diese Vereine, wenigstens in früherer Zeit, geschlossen wurden, war eine Verpflichtung von Seiten jedes Mitglieds, sich des Branntweingenußes, außer zu arzneilichem Gebrauche, zu enthalten, und weder Freunde mit Branntwein zu bewirtheten, noch abhängigen Angehörigen den Genuß desselben zu gewähren. Bei der zweiten Jahresversammlung des amerikanischen Mäßigkeitsvereins 1829 wurde

der Beschluß gefaßt, daß es die Pflicht jedes Religionslehrers sei, seinen Einfluß anzuwenden, um den Gebrauch des Branntweins zu unterdrücken. Die Bemühungen der Gesellschaft sind in neuern Zeiten besonders auch darauf gerichtet gewesen, in den herrschenden Ansichten über die moralische Zulässigkeit des Handels mit Branntwein als einen Luxusartikel oder Nahrungsbedürfniß eine Veränderung hervorzubringen. Die Jahresversammlung zu Newyork 1829, und die Versammlung zu Boston 1831 faßten sogar Beschlüsse, welche jenen Handel eines Christen unwürdig erklärten. In einigen Orten ist man so weit gegangen, Personen, die solches Gewerbe treiben, von der Theilnahme an den kirchlichen Andachts-handlungen auszuschließen.

Nach dem Muster der amerikanischen Vereine und durch ihre Ergebnisse aufgemuntert, hat man seit einigen Jahren auch in Europa solche Gesellschaften gestiftet. Mögen sich in der Vorzeit Vereine nachweisen lassen, deren Mitglieder sich zur Enthaltbarkeit von geistigen Getränken verpflichteten, so sind doch die aus Amerika übergangenen Gesellschaften darin von allen frühern verschieden, daß sie ausschließend auf Unterdrückung des Branntweinmisbrauchs gerichtet sind, und die persönliche Verpflichtung zur Enthaltbarkeit nur eines der Mittel zu jenem Zwecke ist. Die amerikanischen Vereine gingen aus einem dringenden örtlichen Bedürfnisse hervor, und die in Europa gestifteten Verbindungen wirkten in denselben Ländern am wohlthätigsten, wo ähnliche Bedürfnisse vorwalteten. So in Irland, wo 1829 zu New-Ross ein Mäßigkeitsverein gestiftet wurde. Schottland folgte bald diesem Beispiele, und 1830 zählte man in Irland und Schottland bereits 14,000 Mitglieder solcher Vereine, die beherrschende Volkschriften bekannt machten, welche nach der Schweiz und nach Schweden gesendet wurden, wo man ähnliche Verbindungen gründen wollte. In Schweden haben sie bereits wohlthätigen Erfolg gehabt. In London wurde 1831 ein Verein gestiftet, der nach der Analogie der Bibelgesellschaft die Ausdehnung seiner Wirksamkeit auf das Ausland in seinem Namen British and foreign temperance society ankündigte, doch können wir über die Erfolge dieser Mäßigkeitspropaganda noch nichts Näheres mittheilen. Auch die in deutschen Ländern, z. B. in Hessen und Sachsen, gestifteten Vereine folgten, wie die übrigen europäischen, in der Art ihrer Wirksamkeit den amerikanischen Vorbildern, wiewol man sich in Europa, so viel wir wissen, noch nicht in so umfassende statistische Untersuchungen eingelassen hat als in Amerika, um den Umfang der verderblichen Folgen des Branntweingenußes zu ermessen. In manchen Theilen Europas, namentlich in einigen deutschen Ländern, mag auch der Mißbrauch schwerlich so weit gegangen sein, als jenseit des atlantischen Meeres, und zum Theil daraus lassen sich die wenig günstigen Urtheile erklären, die hier und da über diese Vereine laut geworden sind, auf welche aber auch das Interesse Derjenigen, die bei dem Verkehr mit Branntwein betheilig sind, und wo Branntweimbrennereien und ihre Producte mit hohen Abgaben belegt werden, selbst das Finanzinteresse des Staats, Einfluß gehabt haben mögen. Wir haben noch nicht vernommen, daß in Deutschland ähnliche freiwillige Aufopferungen hervorgetreten wären, wie man sie in Amerika gesehen hat. Auch in Deutschland aber ist auf den Einfluß aufmerksam gemacht worden, den die Prediger durch Belehrung auf die Unterdrückung des Übels ausüben können. (S. Röhr's „Kritische Predigerbibliothek“, 1831, Heft 5.) Der bis jetzt im Ganzen noch nicht bedeutende Erfolg der deutschen Mäßigkeitsvereine mag auch in den Mißgriffen zu suchen sein, die hier und da bei der Gründung und Einrichtung solcher Gesellschaften begangen worden sind. In Amerika und zum Theil in Schottland hat man die Sache hinsichtlich der, den Mitgliedern aufgelegten Verpflichtung zu eifriger Wirksamkeit durch Beispiel und Einfluß weit ernster genommen. Wir könnten dagegen aus Deutschland Beispiele verkehrter Einrichtungen anführen, z. B. Vereine, in wel-

chen aus Rücksicht auf hochgestellte Vorstände Dffiziere ihre Untergebenen zur Mitgliedschaft aufmunterten, obgleich bei der schlechten Beschaffenheit des hoch besteuerten Biers für die gewissenhafte Beobachtung der übernommenen Enthaltenspflicht sich schwerlich Bürgschaft leisten ließ. In Beziehung auf diesen Umstand ist daher in mehren deutschen Ländern als wirksames Mittel, den Branntweinverbrauch zu vermindern, die Entlastung des Biers von unverhältnißmäßigen Abgaben empfohlen und in einigen ausgeführt worden.

M a u c l e r (Paul Friedrich Theodor Eugen, Freiherr von), geboren am 30. Mai 1783 zu Etupes in der ehemals württembergischen gefürsteten Grafschaft Mömpelgart. Seine Vorfahren hatten sich, in Folge des Widerrufs des Edicts von Nantes, nach Deutschland gewendet und wurden bald darauf in Württemberg einheimisch. M., der Sohn eines württembergischen Generals, trat 1803 in Dienste als Referendar bei der damaligen Oberlandesregierung zu Eßlingen, wurde 1804 Regierungsrath daselbst, 1806 Oberjustizrath in Eßlingen, 1808 Kreishauptmann in Ludwigsburg, war hierauf sechs Monate lang außer Diensten, und wurde 1810 Oberappellationsrath in Tübingen, 1811 Landvogt zu Kalw, 1812 Staatsrath und Chefdirector des Criminaltribunals zu Eßlingen, 1816 Oberhofintendant, 1817 Geheimrath, 1818 Justizminister, welche Stelle er bis zum 15. Nov. 1831 bekleidete, wo er zum Geheimrathspräsidenten ernannt wurde. Seit der Regierung des Königs Wilhelm hat M. an den wichtigsten Staatsangelegenheiten Württembergs den thätigsten Antheil genommen, ausgezeichnet durch gründliche Geschäftskenntnisse, vielseitig gebildete Talente, hellen Geist, allgemein anerkannte Uneigennützigkeit, Unparteilichkeit gegen den Adel wie gegen den Bürgerstand, Ordnungsliebe, Freundlichkeit im äußern Betragen gegen seine Untergeordneten wie gegen Fremde, standhaft in Bekämpfung der Schwierigkeiten, die ihm bisweilen von kleinlichen Geistern und emporstrebenden Parteien in den Weg gelegt wurden, besonnen und einfach sich auch in verwickelten Verhältnissen zurechtfindend, und geehrt durch das stets sich gleichbleibende Vertrauen des Königs. Er ist der Schöpfer der Organisation des Justizdepartements, das sich durch musterhafte Ordnung auszeichnet. Einflußreich war seine Mitwirkung bei der neuen Landesorganisation und 1820 bei der Gründung der Verfassung auf dem Wege des Vertrags zwischen König und Ständen. In neuern Zeiten hat eine Partei sich vorzüglich bemüht, den Glauben an Absolutismus und Herrschucht dieses Ministers unter dem Volke zu verbreiten.

(17)

M a u g u i n (François), Avocat zu Paris, wurde am 28. Febr. 1785 zu Dijon geboren, frühzeitig von seinem Vater, der Procurator am dortigen Parlamente war, zum Advocatenstande bestimmt und besuchte die Schule zu Macon und die pariser juristische Universität. Er trat 1813 als Sachwalter in den Gerichtshöfen auf, sprach 1815 für den unglücklichen Labédoyère, 1816 für die von der Restauration verfolgten Patrioten, dann im Proceße der schwarzen Nadel, für die „Bibliothèque historique“ (der erste bedeutende Kampf der Pressfreiheit), für Fabvier gegen General Canuel, und strengte sich bei den letztern Proceßen so sehr an, daß er krank ward und auf fünf Jahre den Gerichtshof verlassen mußte. Er erschien 1824 von Neuem, sprach in den wichtigsten Proceßen, unter andern für des Geschichtschreibers Mignet Schrift über Manuel's Leichenbegängniß, und zu Anfange 1830 zweimal für den „National“ wegen Carrel's Artikel: „Le roi règne et ne gouverne pas“. Von den zwei Wahlcollegien Beaune und Rojon 1827 zum Abgeordneten ernannt, ließ sich M. fortwährend von Beaune wieder ernennen, wiewol 1831 acht Collegien durch ihn vertreten sein wollten. Er sprach 1828 in der Kammer für Press- und Wahlfreiheit, enthüllte die Wahlkünste des Ministers Villèle, gehörte zu den 221, und zeigte in der Adresserörterung gegen Polignac so großen Einfluß.

Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur. III,

4

fer, daß ihm Royer-Collard einmal das Wort nicht vergönnet wollte. Wie vor den Gerichten und der Kammer wirkte M. auch in den geheimen Gesellschaften für die Freiheit der Nation. Er war im Vereine für die Pressfreiheit, der ihn aufforderte, ihn vor dem Gerichte zu vertheidigen; wegen seiner Krankheit übertrug er jedoch Berville diesen Proceß. Er gründete die Société des sciences morales et politiques, in welcher die bedeutendsten Mitglieder der jetzigen Opposition wie der Doctrinaires vereinigt waren. Zur Zeit der réunions electorales führte M. den Vorschlag im dritten Arrondissement der Hauptstadt, dessen Berathungen zu den wichtigsten gehörten, und ließ darin 1828 Eusebe Salverte als Deputirten bezeichnen. Nachdem die Ordonnanzen erschienen, wohnte M. allen damaligen Deputirtenversammlungen bei, und wurde am 29. Jul. Mitglied der Municipalcommission, in deren Händen fünf Tage lang eine dictatorische Gewalt über Frankreich lag. Auf M.'s Vorschlag wurden 20 Regimenter einer pariser mobilen Nationalgarde gebildet, wodurch die Karlisten und auch das Palais royal in Schrecken geriethen. Gegen M.'s Rath schickte die Municipalcommission am 1. Aug. ihre Abdankung, welche M. nicht unterzeichnete. Vom Herzog von Orleans aufgefordert, an ihrer Stelle zu verweilen und die Verwaltung der Hauptstadt zu übernehmen, blieb die Commission noch 14 Tage im Stadthause, stellte die Ruhe in Paris her, schuf Generalconseils in den Departements, schlug Minister vor und löste sich endlich auf, nachdem sie an die Regierung einen von M. verfaßten Bericht über ihre Handlungen abgestattet. Auch das nachfolgende parlamentarische Leben M.'s ist von hohem Interesse. Er ist der vielseitigste Redner in der Kammer, spricht mit derselben Leichtigkeit über Finanzen, Staatshaushalt, Seewesen, Gerichtswesen, auswärtige Angelegenheiten und andere mehr. Kurz nach dem Juliuskampfe, als die Charte verändert wurde, unterstützte er den Vorschlag Brigode's, daß die Magistratur vor dem 1. Jan. 1831 modificirt werden solle; allein Dupin trat für die Unabsetzbarkeit der Richter auf, und so kam es, daß seit dem Jul. 1830 viele Urtheilsprüche der französischen Gerichtshöfe nicht mit der neuen Charte und der öffentlichen Meinung in Einklang standen. Als darauf Salverte die Exminister anklagte, verlangte M., daß die Deputirten selbst eine Untersuchung hierüber anstellten, anstatt dies den Pairs zu überlassen. Er war der eifrigste Gegner Guizot's, und trug fortwährend darauf an, daß die Regierung das Auflösen der nicht ausdrücklich bevollmächtigten Kammer beschleunigen solle. Besonders aber wurde M. durch seine Reden über die auswärtige Politik berühmt. Er betrachtete zwar den Frieden als etwas Wünschenswerthes, allein den Krieg für besser als einen Frieden, welcher dem Staate jährlich anderthalb Milliarden kostete. Er verlangte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich, die Unterstützung Polens zur See, und sprach gegen die österreichische Invasion in Italien. Dabei vernachlässigte er die innern Angelegenheiten nicht, und forderte unter Andern die Aufhebung des Wahlcensus, die Erwählung der Maires durch die Communen. Zu Ende der Sitzung reiste er nach Baden, Würtemberg und der Schweiz. Nach Paris zurückgekehrt, sprach er gegen die Pairserblichkeit, und vertheidigte als Sachwalter den „National“ und die „Révolution“. Er war im Aug. 1830 zum Vorstand (Bâtonnier) der Advocaten ernannt worden; sein Nachfolger war Dupin; im Aug. 1831 erhielt M. jene Würde von Neuem durch die Wahl der pariser Advocaten, während zuvor stets die Regierung nach dem Vorschlage der Ältesten zu dieser Stelle ernannt hatte. M. ist einer der kraftvollsten und gewandtesten Redner Frankreichs, und ein Theil der Bevölkerung würde gern sehen, wenn die Regierung ihn in das Ministerium aufnähme.

(15)

Maurer (Ludwig Wilhelm), geboren 1789 am 8. Febr. zu Potsdam, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Violinspieler und Componisten für sein Instrument, ein Schüler des bekannten Concertmeisters Haak, der so lange die

Kapelle Friedrich's des Großen geleitet hat. Er trat zum ersten Male in Berlin öffentlich auf, wo er 1802 im Concert der Mara spielte; der Beifall, den der damals 13jährige Knabe fand, war entscheidend für sein Glück. Er ward auf seine Leistung als Kammermusikus angestellt, was ihm Gelegenheit gab, sich musikalisch weiter auszubilden. Als sich 1806 in Berlin die Kammerkapelle der politischen Verhältnisse wegen auflöste, ging er nach Königsberg. Von der Königin Luise selbst empfohlen, trat er hierauf eine Reise nach Petersburg an. In Riga machte er die Bekanntschaft Baillot's und bald darauf auch die des durchreisenden Nodé; beide Männer gewannen den entschiedensten Einfluß auf seine künstlerische Ausbildung, insbesondere Nodé, mit dem er nach Mitau ging, wo derselbe ihn bei der berühmten Virtuosa auf der Violine, Berner, einführte und sich sechs Monate mit ihm in dem gastlichen Hause des Vaters dieser ausgezeichneten Virtuosa aufhielt. Dieser Zeitraum, wo der junge Künstler Gelegenheit hatte, den trefflichen Unterrichts Nodé's mit Muße zu nutzen, wurde sehr förderlich für seine Ausbildung. Auf das vortheilhafteste durch das Zeugniß Anderer wie durch sich selbst empfohlen, trat er in Petersburg, Moskau und andern größern Städten Rußlands überall mit dem entschiedensten Beifall auf. Baillot verschaffte ihm hierauf die Stelle eines Orchesterdirectors bei einem sehr reichen Herrn von Wsewolodski in Moskau, welche M. bis 1817 behielt. Während der französischen Invasion ging er mit Herrn von Wsewolodski auf dessen Güter nach Perm an der sibirischen Grenze. Von dort aus kehrte er jedoch 1818 in sein Vaterland zurück und machte eine Kunstreise durch dasselbe, die er auch bis nach Paris ausdehnte. Überall spielte er mit großem Beifall. Seitdem hat er mehre große Kunstreisen gemacht, unter denen auch verschiedene nach Rußland zurück, die ihm stets sehr einträglich an Ruhm und äußerem Lohn gewesen sind. Gegenwärtig ist er Concertmeister des Orchesters zu Hanover. Als Virtuose zeichnet sich M. durch einen schönen, ungemein weichen und biegsamen Ton, sowie durch besonders reizenden Vortrag melodischer Sätze und solcher Passagen aus, die mehr Anmuth als Kraft erfordern; indessen besitzt er auch eine sehr elegante Fertigkeit. Als Componist hat er für die Violine eine große Anzahl von Concerten und Concertstücken, Variationen, Potpourris und dergleichen geschrieben; nächst Spohr's Arbeiten sind die seinigen die ausgezeichnetsten für dieses Instrument. Besonders beliebt ist eine Concertante für vier Violinen, ein ganz eigenthümliches Stück. Indessen hat er auch sehr achtungswerthe Orchesterstücke und eine Oper „Aloise“ geschrieben, die viel Gutes enthält. Die Söhne des Virtuosen scheinen ihrem Vater nachzueifern zu wollen; der ältere (13 Jahr alt) hat sich schon als ein sehr geübter Violinspieler gezeigt, und der jüngere besitzt eine für sein Alter erstaunenswürdige Fertigkeit auf dem Cello. Beide begleiteten den Vater auf einer Kunstreise, die er im Sommer 1832 nach Rußland unternahm.

(20)

MauroMichalis. Zu den Landschaften des europäisch-osmanischen Reiches, welche geschützt durch ihre Lage und die Tapferkeit ihrer Bewohner, sich von jeher eine gewisse Unabhängigkeit von der Pforte zu erhalten wußten, gehört vor allen jener rauhe Bergcanton, welcher von der Südspitze des Pentadaktolos (Taygetos) längs der Ostküste des Golfs von Kalamata und der Westküste des Meerbusens von Kalokythia östlich bis in die Gegend von Trizina und westlich bis über Kitries hinaus sich erstreckt und von dem kleinen Bergflecken Maina (eigentlich Mani), dessen Dasein sich urkundlich bis in die frühesten Jahrhunderte des byzantinischen Kaiserthums hinauf nachweisen läßt, benannt worden ist. In mehre Districte getheilt, war das Land seit undenklichen Zeiten von einer Anzahl voneinander unabhängiger Stammhäupter nach eigenthümlichen patriarchalisch-monarchischen Formen verwaltet worden, und hatte bloß scheinbar die Oberherrschaft der Pforte anerkannt, indem es sich zu einer jähr-

lichen Abgabe von 15 Beuteln verpflichtet hatte, welche aber in der That nie entrichtet wurden. Erst nach dem durch den Einfall der Russen in Morea 1770 veranlaßten Aufstande der Mainoten wurde die Landschaft von dem Kapudan Pascha Hassan zu strengerer Unterwürfigkeit gezwungen, und mußte sich eine Capitulation gefallen lassen, der zufolge sie fortan von einem aus den angesehensten einheimischen Geschlechtern selbstgewählten, aber von der Pforte bestätigten Bei regiert werden und einen Tribut von 30 Beuteln an den Sultan und 5 an den Kapudan Pascha entrichten sollte. So entstand die eigenthümliche Würde eines Beis der Mainoten, welche in den letzten Zeiten der Familie der Mauroichalis zuerkannt worden war. Ursprünglich hatte diese Familie zu den acht Geschlechtern jener Stammhäupter gehört, welche als anerkannte Kapitanis den verschiedenen Districten der Landschaft im Frieden Richter, im Kriege Führer waren, und zwar hatte sie ihren Sitz in dem Districte Tzimova, welcher zu einem der drei Hauptdistricte, Meso-Mani (die zwei andern sind Kato-Mani und Ero-Mani) gerechnet wurde. Von Tzimova aus hatte die sehr ausgebreitete Familie der Mauroichalis in früher Zeit ihren Einfluß über den genannten District Meso-Mani geltend gemacht, und war theils hierdurch, theils durch die Vermittelung der französischen und englischen Gesandten, welche sie ihren Nationen verbindlich zu machen wünschten, bei dem Divan in so hohe Achtung gekommen, daß Pietro M. (gewöhnlich kurz Kyr-Petruni genannt) nach dem Tode des letzten Beis aus der Familie Gligoraki zum Bei von Maina ernannt wurde. Sein Vater, Janaki M., hatte an dem durch die Russen 1770 angeführten Aufstande rühmlichst Antheil genommen, war dann später nach den Siegen Bonaparte's in Italien mit diesem in Unterhandlungen getreten, deren Zweck eine abermalige Befreiung der Mainoten von der Oberherrschaft der Pforte sein mochte, und hatte überhaupt bei mehreren Gelegenheiten eine seltene Tapferkeit und noch seltenere Rechtslichkeit bewährt.

Pietro M., um 1765 geboren, wuchs unter Waffen und Abenteuern auf, und erhielt, nach der Sitte seines Stammes, bloß von einigen unwissenden Geistlichen kärglichen Unterricht. Der größere Theil seines Lebens verfloß unter der Alltäglichkeit eines beschränkten Verkehrs mit den benachbarten Landschaften, und unter kleinlichen Fehden mit den Feinden seines Stammes in der Heimat, welche weder ein allgemeines Interesse darbieten, noch für die Charakteristik Pietro's von Wichtigkeit sind. Als Bei von Maina suchte er fortwährend mit der Pforte in gutem Einverständnisse zu bleiben, um der ihm anvertrauten Landschaft wenigstens die einmal zugestandenen Freiheiten zu bewahren, und obgleich er früher oft den geheimen Einflüsterungen der Engländer und Franzosen Gehör gegeben haben, wol auch um das Dasein der Hetairie und ihre Pläne wissen mochte, so zögerte er doch einige Zeit, gegen die Pforte die Waffen zu ergreifen, als sich zu Anfange 1821 in Morea die ersten aufrührerischen Bewegungen zeigten. Denn erst kurz vorher hatte er sowol für den Sultan ein Truppencorps geworden, welches der Kapitan-Bei gegen Ali Pascha von Janina an Bord nahm, als auch dem Pascha von Tripolizza, zugleich mit den Söhnen einiger andern angesehenen Mainotenfamilien, einen seiner Söhne zum Unterpfand seiner Treue übergeben; ja, er suchte sogar die Geistlichen seiner Provinz, welche von dem Pascha nach Tripolizza beschieden wurden, zu bewegen, diesem Befehle zu folgen. Als jedoch der Aufstand eine ernstere Wendung zu bekommen schien, trat er sogleich mit Kurschid Pascha in Unterhandlungen, und verlangte zuvörderst, daß ihm zu seiner eignen Sicherheit, gegen das Versprechen der Neutralität, die für Maina und Messenien gestellten Geißeln zurückgegeben würden. Da er aber hierauf bloß die Antwort erhielt, jene Geißeln seien bereits in Fesseln geschlagen, so erklärte er sich offen für den Aufstand, rief ganz Maina zu den Waffen, eilte mit einer entschlossenen Schar sogleich nach dem

schon im Aufstande begriffenen Kalamata, und trat an die Spitze eines Senats, der sich hier schnell gebildet hatte. In einer Proclamation vom 9. Apr. sprach er hierauf den Zweck des Aufstandes klar aus und foderte alle Hellenen auf, daran nach Kräften Theil zu nehmen. Kurz darauf verließ er jedoch Kalamata wieder, um den Oberbefehl bei der Belagerung von Napoli di Malvasia zu übernehmen, welche erst im Aug., nach der Ankunft des Demetrius Ypsilantis, mit der Capitulation des Places endete. Unter Kolokotronis hatten sich damals bereits die Streitkräfte der Hellenen im Peloponnes bei Tripolizza gesammelt, um durch die Einnahme dieser Hauptstadt die Gewaltherrschaft der Pforte völlig zu vernichten. Pietro M. bewog daher, von den Ermahnungen des Bischofs von Helos unterstützt, 1800 Mannoten, ihm dahin zu folgen und war vorzüglich bei dem Hauptsturm am 15. Oct. sehr thätig, welcher den Fall von Tripolizza zur Folge hatte. Zugleich mit Kolokotronis, in Abwesenheit des Demetrius Ypsilantis, zum Befehlshaber des eroberten Places ernannt, brachte er hier den Winter zu, verstärkte sein sehr geschwächtes Heer, so gut es die Umstände erlaubten, und wandte sich bei Anbruch des Frühjahrs mit 1500 Mann nach Argolis, wo er nicht weniger durch seine Tapferkeit, als durch die Geschicklichkeit in strategischen Entwürfen den schimpflichen Rückzug des Dramali aus Morea beschleunigte. Ein Schreiben des Seraskiers, worin ihn dieser damals zur Unterwerfung unter günstigen Bedingungen auffoderte, zerriß er vor den Augen der Überbringer.

Nach der Vertreibung Dramali's verweilte Pietro zugleich mit Niketas noch einige Zeit bei der Blockade von Napoli di Romania, folgte aber schon im Dec. dem Rufe des Maurofordatos nach dem hart bedrängten Aarnanien, wo er in den ersten Tagen des genannten Monats zu Missolonghi landete. Schon am 5. Jan. 1823 verließ er jedoch Missolonghi wieder, um, auf Maurofordatos' Rath, dem gegen diese Festung vorrückenden Seraskier Dmer-Brione eine Diversion zu machen. Mit 1200 Mann landete er zu diesem Zwecke bei den Mündungen des Acheloos, rückte dann am Flusse hinauf, besetzte Katochi, wo er durch Vereinigung mit den dasselbst versammelten Aearnaniern sein Heer bis auf 2500 Mann verstärkte, und verhinderte durch ein siegreiches Gefecht den Übergang des Seraskiers über den Acheloos. Eben im Begriff, sich nach dem östlichen Griechenland und gegen Negroponte zu wenden, wurde er zum Präsidenten des Nationalcongresses ernannt, welcher sich um diese Zeit zu Astros versammelte. Am Schlusse desselben, zu Ende des Apr., ward ihm einstimmig der Vorsitz im Verwaltungsrathe übertragen, mit welchem er sich, noch vor Ausgang des Jahres, als die feindliche Armee aus Thesalien in Phokis eingedrungen war, nach dem am meisten bedrohten Attika begab, und zunächst in Megara, dann in dem Kloster St.-Laurentios auf Salamis seinen Sitz nahm, von wo er sich endlich nach dem eben eroberten Napoli di Romania begab. Unglücklicherweise wurde jedoch Pietro durch seine Erhebung mit in jene heillosen Parteilämpfe verwickelt, welche vorzüglich während des Jahres 1824 der Sache der Hellenen so großen Nachtheil brachten. Denn kaum war die zwischen ihm und dem auf seine Erhebung eifersüchtigen Kolokotronis bestehende Spannung dadurch beseitigt worden, daß man den Letztern zum Vicepräsidenten des Verwaltungsrathes ernannt hatte, als es zwischen dieser Behörde und dem Senate selbst zu ernstern Streitigkeiten kam, welche bereits im Jan. 1824 die üble Folge hatten, daß der Senat den alten Verwaltungsrath aus eigener Machtvollkommenheit auflöste und an dessen Stelle einen neuen erwählte, in welchem der Hyriote Georgios Konduriotis den Vorsitz erhielt. Pietro verließ hierauf sogleich Napoli di Romania, um sich mit den übrigen Gliedern des entsetzten Verwaltungsrathes nach Tripolizza zu begeben, von wo aus man durch Unterhandlungen, und im Fall der Noth, mit den Waffen Recht und Anerkennung wiederzuerlangen hoffte. Die Unterhandlungen, unter Vermittelung des Fürsten Demetrius Ypsilantis angeknüpft, blieben

ohne Erfolg, und also mußte die Gewalt der Waffen entscheiden. An dem Bürgerkriege, welcher mit der Einnahme des noch von dem Sohne Kolokotronis' besetzten Napoli di Romania und mit der Gefangennehmung des alten Kolokotronis selbst endigte, scheint jedoch Pietro keinen nähern persönlichen Antheil genommen zu haben. In der Absicht, sein Truppencorps durch neue Werbungen zu verstärken, begab er sich sogleich nach seiner Ankunft in Tripolizza nach Maina, wurde aber später dennoch als Mitschuldiger an der Empörung des Kolokotronis zugleich mit diesem nach Hydra in gefängliche Haft geschickt. Allein hier verweilte er nur kurze Zeit, da das Erscheinen Ibrahim Pascha's in Morea seine Dienste doppelt nothwendig machte. Nach dem Falle von Navarin, am 18. Mai 1825, übertrug ihm Georgios Konduriotis den Oberbefehl über das Heer, welches 17,000 Mann stark zwischen Kalamata und Nisi ein Lager bezogen hatte, um gegen Modon und Navarin zu agiren. Durch die Überlegenheit des Feindes aus seiner festen Stellung bei Kalamata verdrängt, sah sich Pietro selbst in die Nothwendigkeit versetzt, Ibrahim Pascha seine Unterwerfung mit der Bedingung anzubieten, daß den Mainoten die Waffen gelassen würden; da man jedoch auf Seiten des Feindes hierauf nicht eingehen wollte, rückte er sogleich wieder ins Feld, nahm an mehreren bedeutenden Gefechten Theil, und wußte sich wenigstens durch eine geschickte Vertheidigung gegen die Übermacht seines Gegners so zu halten, daß an Unterwerfung nicht mehr zu denken war.

Eine Aufzählung der einzelnen, zum Theil sehr unbedeutenden Gefechte während der Jahre 1825 und 1826 liegt ganz außerhalb unsers Zweckes, und so erinnern wir nur noch daran, daß nicht allein Pietro selbst, sondern auch seine Söhne, Brüder und entferntern Verwandten an diesem letzten Kampfe gegen die Ägypter den rühmlichsten Antheil nahmen. Leider aber mußte der Ruhm, welcher auf diese Weise das Geschlecht der Mauromichalis unvergeßlich gemacht hat, theuer erkauft werden. Pietro verlor einen seiner Brüder, Kyriakulis, zwei Söhne, Elias und Janaki, einen Schwager, zwei Neffen und, wie man berechnet hat, überhaupt seit dem Anfange des Freiheitskrieges 41 nähere und entferntere Verwandte durch den Heldentod. Dabei widmete Pietro fortwährend auch der innern Entwicklung des jungen Freistaats seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Als Deputirter bei der Nationalversammlung zu Piada (Epidaurus), welche den 18. Apr. 1826 ihre Sitzungen eröffnete, schlug er zwar die ihm angetragene Stelle eines Präsidenten aus, ward aber dagegen nach der unglücklichen Katastrophe von Missolonghi, welche die Aufhebung der Arbeiten jener Nationalversammlung zur Folge hatte, zum Mitgliede der hierauf eingefetzten provisorischen Vollziehungsdeputation ernannt, welche sich bereits den 29. Apr. nach Napoli di Romania begab. Als diese später, zu Anfange des J. 1827, von der wieder zu Damala in Wirklichkeit tretenden Nationalversammlung völlig als provisorische Regierungskommission anerkannt wurde, blieb auch Pietro Mitglied derselben, bis die im April erfolgte Wahl des Grafen Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland die Einsetzung einer neuen stellvertretenden Regierung zur Folge hatte. Georgios M., Pietro's Sohn, ward eines der drei Mitglieder derselben. Pietro selbst blieb auch nach dieser Zeit, obgleich ohne unmittelbare Theilnahme an den Geschäften der Regierung, in dem zu Nauplia gehörigen Hafenschlosse Brudzi zurück.

Konnte die Familie Mauromichalis, und vor Allen ihr Haupt Pietro, schon vermöge ihres Ranges und der dem Staate geleisteten Dienste, bei einer neuen Ordnung der Dinge auf Berücksichtigung die gerechtesten Ansprüche machen, so gab ihr der Umstand, daß sie, in der Absicht, der Parteilung im Innern ein Ende zu machen, namentlich die Berufung Kapodistrias' befördert hatte, doppeltes Recht zur fernern Theilnahme an den Geschäften der Regierung. Ueberdies erforderte es der eigne Vortheil des Präsidenten, eine Familie, welche ihm durch ihren weit verbrei-

teten Einfluß ebenso nützlich als schädlich werden konnte, so viel möglich in sein Interesse zu ziehen. In dieser Absicht, scheint es, ernannte er kurz nach seiner Ankunft den alten Pietro zum Mitgliede des von ihm errichteten Panhellenions, und übertrug ihm sogleich den Vorsitz in dem Departement des Krieges, welches eine besondere Unterabtheilung jenes neuen Staatsrathes ausmachte. Schon in den ersten Monaten der neuen Verwaltung aber trat zwischen dem Präsidenten und der Familie Mauromichalis eine sichtbare Spannung ein. Bei aller Klugheit gelang es Kapodistrias nicht, seine Furcht vor den ersten Geschlechtern des Landes und namentlich vor dem mächtigen Mainotenbei so zu verhüllen, daß nicht auf Seiten dieser ein gewisses Mißtrauen gegen seine Pläne und Handlungen rege geworden wäre. Mißfällige Äußerungen über einige vorrätige Schritte der neuen Regierung reizten den beleidigten Stolz des Präsidenten, während auf der andern Seite die Familie Mauromichalis und ihr Anhang, im Bewußtsein ihrer Macht und der Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet hatten, den Verlust der Gewalt nicht verschmerzen mochten, welche jetzt, wie sie meinten, von Fremdlingen gemisbraucht werde. Wir kennen die Ursachen nicht näher, welche Kapodistrias bereits im Jun. 1828 veranlaßten, Georgios M., zugleich mit den zwei andern Gliedern der frühern provisorischen Regierungskommission, als Staatsverbrecher zu verfolgen und gefänglich einzuziehen; gewiß aber ist es, daß solche Gewaltstreiche, so sehr sie auch ihren Zweck verfehlten — denn Georgios entkam kurz darauf nach Maina — nur dazu beitrugen, die Erbitterung der Mauromichalis zu steigern. Der alte Pietro, der nach dem Zeugnisse Aller, welche ihm näher standen, mit einer großen Würde im Äußern eine seltene Ruhe des Gemüths verbindet, erklärte sich später zu wiederholten Malen in derben Ausdrücken gegen Maßregeln des Präsidenten, welche mit den Wünschen und Willen der Bessern, ja mit dem Bedürfnisse und dem Wohle des Volkes in offenbarem Widerspruche zu stehen schienen. Mehrere dem Panhellenion gemachte Anträge wies Pietro gradezu mit der Bemerkung zurück, daß die Entscheidung darüber nur einer vom Volke gewählten Nationalversammlung zustehen, die man ja längst versprochen habe, deren Stelle aber keineswegs der bloß von dem Regenten eingesetzte Staatsrath einnehmen dürfe. In gleichem Sinne erklärte er sich gegen die 1829 auf Poros versammelten Minister der vermittelnden Mächte über die Willkür, womit der Präsident die durch die frühern Verfassungen geheiligten Rechte der Nation immer mehr außer Wirksamkeit zu bringen suche, um dagegen Grundsätze und Formen geltend zu machen, die seinen Zwecken am förderlichsten sein möchten, und deren Annahme er mit der Nothwendigkeit entschuldige, die Regierung Griechenlands mit den bei dem größten Theile der europäischen Mächte herrschenden Grundsätzen in Einklang zu bringen. Solche Vorstellungen blieben aber ebenso erfolglos, als eine spätere Unterredung Pietro's mit Marschall Maison, worin er diesen bat, durch seine Vermittelung den Präsidenten zu bestimmen, daß er die gefährliche Bahn verlassen möge, welche er zu seinem und des Landes Verderben eingeschlagen habe.

Auf der andern Seite darf man freilich nicht vergessen, daß die Familie Mauromichalis, vorzüglich unter dem Einflusse des tief gekränkten Georgios, aber vielleicht wider Pietro's Willen, in Maina selbst bereits damals eine Stellung gegen die Regierung eingenommen haben mochte, die sich kaum mit der Nothwendigkeit persönlicher Selbsterhaltung entschuldigen ließ; ja, es mögen sich einzelne Glieder derselben Dinge haben zu Schulden kommen lassen, welche, den Zwecken eines geordneten Staatslebens völlig zuwider, die öffentliche Ruhe um so mehr gefährdeten, je weniger dem Präsidenten die Mittel zu Gebote standen, den ungeseglichen Anmaßungen dieser Bergbewohner mit Erfolg entgegenzutreten. Namentlich, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, wurde Pietro's Brüdern, Joannis, Anastasios und Konstantin, die gewaltsame Beschlagnahme der Zehnten, Zölle und ande-

rer öffentlichen Einkünfte in der Provinz Maina und den benachbarten Landschaften förmlich zur Last gelegt. Nach officiellen Angaben (in der zu Anfange 1831 gegen Pietro entworfenen Anklageacte in den „Lettres et documens officiels“, S. 227) vertheidigten sie solche gewaltsame Eingriffe in die Rechte der Regierung damit, daß jene Einkünfte ihr Eigenthum und zur Erhaltung ihrer Familien unentbehrlich wären, und daß sie dabei völlig nach dem Willen ihres Bruders Pietro, ihres Stammhauptes, handelten. Mochte nun der letzte Theil dieser vorgeblichen Aussage der Wahrheit gemäß sein oder nicht, so erklärt sich aus ihr doch hinreichend das Benehmen des Präsidenten, welches er seitdem gegen Pietro und dessen Familie beobachtete. Vor Allem mußte es ihm daran liegen, Pietro's Einfluß auf die Verhältnisse in Maina so viel als möglich zu schwächen, und dies glaubte er am besten dadurch erreichen zu können, daß er ihn unter dem Scheine seiner Unentbehrlichkeit bei der öffentlichen Verwaltung wider Willen im Sitze der Regierung zurück und gleichsam unter unmittelbarer Aufsicht behielt. Schon im Febr. 1829 bestätigte er ihm deshalb bei einigen Veränderungen im Personale des Panhellenions seine frühere Würde eines Probulos (Präsidenten) im Departement des Krieges; und als zufolge des Beschlusses der Nationalversammlung zu Argos (im Jul. 1829) an die Stelle des Panhellenions ein von dem Präsidenten zu wählender Senat trat, war Pietro einer der Ersten, welche zu Senatoren ernannt wurden. Solche Maßregeln mochten sich unter den bestehenden Verhältnissen in mancher Beziehung wol vertheidigen lassen; allein sie verfehlten doch ihren Zweck. Schon zu Ostern 1830 brachte Joannis M. das wahrscheinlich über die Anmaßungen des Gouverneurs von Lakonien, Ghenovellos, misvergnügte Volk von Tzimova zu völligem Aufstande, der zwar scheinbar nur vorübergehend war, aber seinem Wesen nach gewiß mit den Unruhen in Verbindung stand, welche noch vor Ausgang des Jahres die feindliche Stellung des ganzen südlichen Gebirglandes von Morea gegen die bestehende Regierung entschieden. Darf man den Angaben seiner Gegner Glauben schenken, so hatte Kapodistrias zur Vernichtung der Macht des Geschlechtes Mauromichalis freilich die verwerflichsten und schon deshalb höchst verderblichen Mittel angewendet, weil sie das empörte Volk zuletzt doch zum Widerstande der Verzweiflung treiben mußten. Unter Andern soll er eine seit langen Zeiten bestehende Feindschaft zwischen den Familien Murginos und Mauromichalis, welche während des Freiheitskampfes etwas in Vergessenheit gekommen war, absichtlich wieder angefaßt haben, um durch gegenseitige Befehdung Beide zu entkräften und vorzüglich die Mauromichalis unschädlich zu machen. Auch dies gelang ihm nicht. Das Haupt der Murginos gab noch auf dem Sterbelager im März 1830 über die der Familie Mauromichalis zugefügte Unbill die bitterste Reue zu erkennen, und die Mauromichalis standen gerächt und mit neuer Kraft vor ihrem Verfolger.

Wir haben anderwärts auf die Ursachen aufmerksam gemacht, welche bereits vor, aber vorzüglich nach dem Ausbruche der Juliusrevolution zu Paris auch im Süden des Peloponnes wiederholt aufrührerische Bewegungen veranlaßten. (S. Griechenland.) Unglücklicherweise schrieb sie der Präsident, nach seiner eignen Aussage („Lettres et documens officiels“, S. 25, 53) fast ausschließlich den Machinationen einiger Primatenfamilien, der Delianis, der Zaimis und vor Allen der Mauromichalis zu, welche ihren schädlichen Einfluß, wie er meinte, selbst auf die noch in Morea stationirten französischen Truppen erstreckten, indem sie ihnen den Präsidenten nur als einen an Rußland verkauften Gegner der Freiheit darstellten. Hierauf gründete sich die systematische Verfolgung, welche die Familie Mauromichalis in den letzten Monaten des Jahres 1830 von Seiten des Präsidenten und des ihm ergebenen Gouverneurs von Maina, Ghenovellos, zu erdulden hatte. Mehre zu Nauplia sich aufhaltende Glieder dieser Familie wurden un-

ter verschiedenen Vorwänden in gerichtliche Untersuchungen verwickelt, unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und zum Theil selbst gefänglich eingezogen. Unter andern traf dieses Schicksal Pietro's Bruder, Kadshis M., welchem ein misslungener Versuch gegen das Leben eines seiner Verwandten aus früherer Zeit und neuerlich die heimliche Vertheilung von Waffen und Munition in der Provinz Maina zur Last gelegt wurde. Während er daher nach Spezzia in gefängliche Haft gebracht wurde, ward sein Sohn Kadshakos als Mitschuldiger zu gleichem Zwecke nach Argos abgeführt. Ein anderer Bruder Pietro's, Konstantin, entging ähnlicher Entehrung durch zeitige Flucht nach Maina, wo, wie wir anderwärts (s. Griechenland) berichtet haben, um diese Zeit die Opposition gegen die Regierung schon bis zum offenbaren Bruche und blutigen Händeln gediehen war. Der verhaftete Ghenovellos war vertrieben worden, eine Commission von 12 Mitgliedern trat an die Spitze einer selbstständigen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, welche sich förmlich von fernerer Gemeinschaft mit der bestehenden Regierung lossagte, und Anastasios M. führte dem von Kalamata gegen Maina abgeschickten Gouverneur Kornelios eine wohlgerüstete Schar Mainoten entgegen, die ihn zu schimpflicher Flucht nöthigte. So stand es, als Konstantin M. in Maina ankam, und zum Befehlshaber der Truppen ernannt wurde. Seine Mittheilungen über das Verfahren des Präsidenten gegen die in Nauplia zurückgebliebenen Glieder seiner Familie brachte den Unwillen der Mainoten aufs Höchste und machte schon damals jede friedliche Ausgleichung unmöglich. Gleichwol beharrte Kapodistrias bei seinem verderblichen Systeme persönlicher Verfolgung, welches zuletzt auch noch das Haupt der Familie treffen mußte.

Pietro nämlich lebte fortwährend, von der Regierung scheinbar mehr geehrt als gefürchtet, zu Nauplia, ohne daß Kapodistrias gewagt hätte, seine persönliche Freiheit auf eine Weise zu beschränken, welche die üble Stimmung gegen das herrschende System nur vermehrt haben würde. Der Präsident begnügte sich daher, theils selbst, theils durch seine Getreuen alle Schritte und Handlungen Pietro's genau zu beobachten, ihn wo möglich über Alles, was in Bezug auf seine Familie und seine Heimat geschehen mochte, in Ungewißheit zu lassen und ihm vorzüglich jede Verbindung mit den im Aufstande begriffenen Mainoten abzuschneiden. Pietro's Lage, welche an sich schon im Verhältnisse zu seiner frühern Stellung als Bei von Maina nichts weniger als glänzend war, wurde dadurch von Tag zu Tage drückender und beängstigender. Obgleich von allen Seiten umlauert, war er nicht nur in kurzer Zeit von dem Mißgeschick seiner Familie und der muthvollen Erhebung der Mainoten wohl unterrichtet, sondern konnte auch mit seinen in Argos und auf Spezzia verhafteten Brüdern und Verwandten Verbindungen anknüpfen, deren Zweck gemeinschaftliche Flucht nach Maina und offene Erklärung gegen das Gewaltsystem des Präsidenten sein mochte. Eine freiwillige Entlassung aus dem ihm längst verhassten Staatsdienste, welche er, wenn nur einige Hoffnung zu gewünschtem Erfolge vorhanden gewesen wäre, gewiß nachgesucht haben würde, blieb für jetzt bei dem ziemlich unzweideutigen Benehmen des Präsidenten ein eitles Wunsch. Der gut angelegte Plan, durch die Flucht den fernern Verfolgungen des Präsidenten zu entgehen, wurde unter dem Getümmel der Festlichkeiten, welche vorzüglich zu Argos und Nauplia die Feier des Namenstages des Präsidenten im Jan. 1831 verherrlichten sollten, wirklich ausgeführt, gelang aber nur zum Theil. Kadshakos entkam glücklich am 19. Jan. seiner Haft zu Argos, bestieg sogleich in der nächsten Nacht in Gemeinschaft mit Pietro eine auf der Rhebe von Nauplia liegende Brigg des Obersten Gordon, die nach Zante bestimmt war, landete nach einer glücklichen Fahrt bei Napoli di Monembasia, sammelte hier schnell ein kleines Heer, und begann den Krieg gegen den Gouverneur der Provinz mit einigen siegreichen Gefechten. Ein Versuch seines Vaters Kadshis, um dieselbe Zeit in glei-

cher Absicht Spezzia zu verlassen, mistang unglücklicherweise and auch Pietro's Flucht ward, als er beinahe schon das Ziel erreicht hatte, durch ein neidisches Geschick gänzlich vereitelt. In einem zu Nauplia zurückgeschickten Schreiben an den Präsidenten hatte Pietro die Rechtllichkeit seiner Flucht mit dem ungesetzlichen Verfahren der Regierung gegen seine Familie, der Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Maina und der Überzeugung, daß die Gewaltherrschaft des Präsidenten das Volk zum Widerstande zwingt, zu vertheidigen gesucht. (Dieses mit wahrhaft edler Haltung und ergreifender Ruhe abgefaßte Schreiben findet sich „Allgemeine Zeitung“, 1831, Nr. 126 B.) Nichtsdestoweniger hatte Kapodistrias nach allen Seiten hin Befehle ertheilt, die Fliehenden, wo man sie trafe, zu ergreifen und nach Nauplia zurückzubringen, während er in einer an die Gouverneurs des Peloponnes gerichteten Proclamation das Verbrecherische ihrer Absichten noch besonders dadurch deutlich zu machen glaubte, daß er ihre Flucht unmittelbar mit dem im Dec. des vergangenen Jahres zu Limini stattgehabten Aufstande und den vermeinten Einflüsterungen französischer Emissaire in Verbindung brachte. Unterdessen war Pietro in Zante angelangt und eben im Begriff, in einem leichten Fahrzeuge nach Kalamata zu reisen, als ihn ein heftiger Sturm nach dem kleinen Hafensorte Katakolo an der Westküste von Morea verschlug. Hier von den dem Präsidenten ergebenen Behörden ergriffen, ward er unverzüglich nach Nauplia zurückgebracht und fortan als Staatsverbrecher in dem Fort Ischiale in gefänglicher Haft gehalten. Fand man schon dieses Verfahren völlig ungesetzlich, indem es offenbar einer ausdrücklichen Bestimmung der von dem Präsidenten selbst beschworenen Verfassung von Epidaurus zuwider wäre *), so erregte noch mehr die Art und Weise, wie bei der Einleitung des Processes gegen Pietro die Bestimmungen derselben Constitution unberücksichtigt blieben, den allgemeinsten Unwillen der Befehlshaber. Denn während Pietro, als Senator, gesetzlich nur von Senatoren und zwar unter bestimmten Formlichkeiten gerichtet werden konnte **), ernannte Kapodistrias eine Commission von drei Mitgliedern, welche unter dem Vorsitze seines allgemein verhassten Bruders Biaro den Proceß einleitete und eine förmliche Anklageacte gegen Pietro entwarf. Die Anklagepunkte waren im Wesentlichen folgende: 1) Beförderung der Unruhen in der Provinz Lakonien, besonders im Districte Limini, welchen Joannes M., Bruder des Verhafteten, als sein Eigenthum in Anspruch nehme; 2) Mitwissenschaft und Theilnahme an der widerrechtlichen Einfoderung der Zölle und öffentlichen Abgaben in jener Provinz durch seine Brüder Joannes, Anastasios und Konstantin; 3) Entweichung von seinem Plaze als Senator mit der in dem erwähnten Schreiben deutlich ausgesprochenen Absicht, sich nach dem Schauplatz des Aufstandes zu begeben. Zu seiner Vertheidigung soll Pietro eine ziemlich lange Rede gehalten haben, welche sich im Original in der früher erwähnten Flugschrift: „Σύμμικτα Ἑλληνικά“ (S. 38 — 48), befindet, aber theils wegen zu großer Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstande der Untersuchung, theils vorzüglich wegen zu sehr gesuchter Anspielungen auf das claf-

*) Nach einer französischen Übersetzung lautet Artikel 49 der Constitution von Epidaurus: „Aucun sénateur ne peut être arrêté qu'après avoir été condamné pour un délit ou pour un crime.“ Man wollte aber Pietro's Entfernung ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung weder für das Eine noch das Andere erklärt wissen.

**) Dasselbst Artikel 48: „Si un ou plusieurs des membres du sénat étaient accusés d'un délit politique, une commission de sept membres, nommée à cet effet par le sénat, prendra connaissance de cette accusation et en fera un rapport par écrit. Si la commission juge l'accusation admissible, le sénat s'emparera de l'affaire. Si l'accusé est condamné à la majorité des deux tiers des voix, il sera déclaré déchu de sa dignité et renvoyé devant le tribunal suprême de la Grèce pour y être jugé comme simple citoyen!“

Widerstand, die Flucht, die Vertheidigung, die Nothwendigkeit, die Gewaltherrschaft, die Einflüsterungen, die Anklageacte, die Beförderung der Unruhen, die Einfoderung der Zölle, die Entweichung, die Abschweifungen, die Anspielungen, die Commission, die Untersuchung, die Vertheidigung, die Entfernung, die Erlaubniß, die Grèce, die simple citoyen.

fische Alterthum, welche weder der Einfachheit noch der Bildung Pietro's angemessen scheinen, Gelegenheit zu erheblichen Zweifeln an ihrer Echtheit gibt. Thatsache dagegen ist, daß Pietro nach diesem ungesetzlichen Verfahren als Criminalverbrecher zu fernerer Einkerkelung verdammt wurde, während die Regierung die weitere Untersuchung und endliche Entscheidung seiner Sache absichtlich zu umgehen und zu verzögern suchte. Gleich dem gemeinsten Verbrecher wurde dem durch Alter, körperliche Anstrengungen und Kummer geschwächten Pietro nicht nur jede Bequemlichkeit des Lebens entzogen, sondern auch aller Umgang mit seinen Bekannten und Freunden auf das strengste untersagt; und dennoch behielt er Geistesstärke genug, ein ihm im Mai vom Präsidenten gemachtes Anerbieten, daß er seine Freiheit erhalten solle, wenn er ihn schriftlich um Gnade bitten werde, mit der Bemerkung zurückzuweisen: da er sich nicht schuldig fühle, könne er auch nicht um Gnade bitten; übrigens sei er fest entschlossen, nie von seinen Grundsätzen abzuweichen, noch sich von der Opposition loszusagen, welche seine Freunde gegen die Regierung vereint hätte.

Was unterdessen in Maina vorgegangen war, die vereitelten Bemühungen des Mirarchen Kanaris, welcher der Regierung ergeben war, die wiederholten Siege der Mainoten, das nutzlose Erscheinen des Präsidenten zu Marathonissi u. s. w., können wir hier um so eher übergehen, da bereits in einer frühern Darstellung darüber gesprochen worden ist. (S. Griechenland.) Von den Brüdern und Söhnen Pietro's geleitet, machten die Mainoten jede Vereinigung mit der Regierung von der Freilassung ihres alten Vais und der Proclamation einer Constitution abhängig, welche für die Zukunft die Rechte und die persönliche Freiheit der Bürger sicher stelle. Die Feindseligkeiten hörten jedoch nach und nach auf, da die Regierung in der Gegend von Kalamata unter Kolokotronis und Niketas ein Truppcorps von 7000 Mann zusammengezogen hatte, welches zwar die Auführer in ihren Bergen zurückhielt, aber ihre Unterwerfung selbst nicht weiter versuchte. Während daher wenigstens die Verbindungen zwischen Maina und der auf Hydra versammelten Oppositionspartei zur See durch die Wachsamkeit einiger Fahrzeuge der Regierung und des russischen Geschwaders eben nicht sehr erschwert wurden, begaben sich Konstantin und Georgios M. nochmals nach Nauplia, wahrscheinlich in der Absicht, sich persönlich bei dem Präsidenten für die Befreiung ihres Bruders und Vaters zu verwenden. Allein kaum dort angelangt, wurden sie verhaftet und bald darauf zu dem schimpflichsten Stadtarreste verurtheilt, demzufolge sie sich nur in Begleitung einiger Polizeisoldaten öffentlich zeigen durften. Dies war vielleicht der empfindlichste Schlag, welcher die Familie Mauromichalis jetzt noch treffen konnte und die Verzweifelten zu dem Entschlichsten treiben mußte. Und dennoch wollte man nichts unversucht lassen, den Zorn des Präsidenten durch Nachgiebigkeit zu besänftigen. Am schmerzlichsten nämlich empfanden die in Maina zurückgebliebenen Glieder der Familie die Abwesenheit und das Misgeschick ihrer Verwandten, vor Allen die noch lebende Mutter der vier gefangenen Brüder, Pietro, Radchis, Janaki und Konstantin, eine ehrwürdige Matrone von 90 Jahren. In der Hoffnung, ihre Söhne und Enkel zu retten, verschaffte sie sich durch einige kleine Geschenke eine Audienz bei dem im Hafen von Maina liegenden Befehlshaber des russischen Geschwaders, Admiral Ricord, schilderte ihm mit der ergreifenden Berebtsamkeit des tiefsten Schmerzes das Unglück der Ihrigen, und bat ihn, sich für die Befreiung derselben bei dem Präsidenten persönlich zu verwenden. Admiral Ricord gab seine Zusage und trat deshalb sogleich nach seiner Ankunft im Hafen von Nauplia, zu Ende Sept., mit Pietro M. und dem russischen Residenten in Unterhandlungen. Den Letztern bewog er endlich, Pietro M. selbst zu dem Präsidenten zu begleiten, um ihm eine Audienz zu verschaffen, worin er erklären wolle, er sei bereit, seine und der Seinigen Freiheit als ein Geschenk des

Präsidenten anzunehmen. Allein selbst die Bürgerschaft des Barons Ruckmann für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Pietro's vermochten nichts gegen das Misstrauen, welches Kapodistrias noch in die Absichten und die Pläne der Familie Mauromichalis setzte.

Was hierauf geschah, den entsetzlichen Rache schwur des tief gekränkten Pietro und die drei Tage nachher erfolgte Ermordung des Präsidenten durch Konstantin und Georgios M., haben wir im Artikel Kapodistrias erzählt. Der eine der Mörder, Konstantin, wurde von dem Begleiter des Präsidenten auf der Flucht verwundet und fand kurz darauf unter den Händen eines wild aufgeregten Pöbels ein entsetzliches Ende. Der andere, Georgios, rettete sich in die Wohnung des französischen Residenten, wurde aber erst am Abend unter der Bedingung ausgeliefert, daß gegen ihn ein geordnetes gerichtliches Verfahren eingeleitet werden solle. Dieser letztere Umstand ist von den systematischen Vertheidigern der Regentschaft des Präsidenten dazu benützt worden, den geheimen Einflüsterungen und Anreizungen französischer Emisnaire und Abenteuerer eine That zuzuschreiben, die sich aus dem Benehmen des Präsidenten und dem Bedürfnisse glühender Rache auf Seiten der Mauromichalis zur Genüge erklärt. Georgios ward endlich, nach zehntägiger Haft im Hafensort Brudzi, am 19. Oct. vor eine Militaircommission gestellt, welche die provisorische Regierung zu diesem Zwecke außerordentlich ernannt hatte. Den Vorsitz bei diesem verfassungswidrigen Kriegsgerichte führte General Tzokris, die Beisitzer waren Offiziere des taktischen Corps von verschiedenen Graden, und ein Hauptmann aus der Militairschule zu Nauplia, Arelos, diente der Regierung als Sachwalter. Die Vertheidigung des Mörders übernahm, in Abwesenheit der als Verbannte in Hydra lebenden und von Georgios begehrten Rechtskundigen Klonaris und Kentauros, der mit der Sprache, den Sitten und Verhältnissen des Landes vertraute Engländer Masson, welcher schon seit längerer Zeit als glücklicher Vertheidiger der Angeklagten beim Volke in gutem Rufe und hoher Achtung stand. Die Handlung selbst war öffentlich und das Volk zeigte dabei große Ruhe, ungeachtet die Richter behaupten wollten, man müsse eilen, weil die Wuth des gegen den Schuldigen aufgebrauchten Pöbels nicht mehr zu bändigen sei. Obgleich nun Masson den Gerichtshof für incompetent und die übereilte Art des Verfahrens für verfassungswidrig erklärte, obgleich die Theilnahme des Georgios an dem Morde durch die Aussagen der Zeugen nicht einmal bestimmt erwiesen werden konnte, ja zuletzt noch das eigne Geständniß des Angeklagten fehlte, so ward doch noch in derselben Sitzung das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen und einem Revisionsgerichte, unter dem Voritze des Generals Niketas, übergeben, welches innerhalb 24 Stunden, ungeachtet der Protestation eines seiner Mitglieder, den Ausspruch des Kriegsgerichts bestätigte, welcher dahin lautete, daß Georgios erschossen werden solle. Das Urtheil wurde am 22. Oct. auf dem großen Platonplatze vor Nauplia unter ergreifenden Umständen vollzogen, für deren genauere Angabe wir auf die interessante Darstellung eines Augenzeugen in der „Allgemeinen Zeitung“ (1831, außerordentl. Beilage Nr. 515 u. 516) verweisen können. Der alte Pietro war von seinem Gefängnisse in dem Fort Tschkale aus Zeuge des herzerreißenden Auftritts und ertheilte dem mit heldenmüthiger Standhaftigkeit sterbenden Sohne, auf seine Bitten, den letzten Segen. Noch sechs Monate mußte er, zugleich mit einigen andern Gliedern seiner Familie, unverhört das Unglück seines Hauses im Kerker auf Tschkale betrauern, bis ihm im Apr. 1832 der Fall Augustin Kapodistrias' und des alten Gewaltsystems die Freiheit brachte. (S. Kapodistrias.) Bei der zu Ende des Jul. in Nauplia eröffneten Nationalversammlung erschien Pietro abermals als Stellvertreter der Mainoten, scheint aber an den Verhandlungen nur wenig unmittelbaren Antheil genommen zu haben. Er lebte seitdem meist in Maina ruhig mit den Seinigen, voll von großen und traurigen Erinnerungen an ein wild

bewegtes, thatenreiches Leben, vielleicht auch der Theilnahme gewärtig, welche ein junger Monarch dem Heldenfinne und mehr noch dem Unglücke eines hart geprüften Greises und seines Stammes nicht versagen dürfte. Im Apr. 1833 war er wieder in Nauplia, stand aber unter policeilicher Aufsicht. (18)

Maximilianische Thürme, ein Befestigungsmittel der neuesten Zeit, welches am rechten Orte angewendet von ausnehmender Wichtigkeit sein wird. Ein solcher Thurm hat bei 80 Fuß Durchmesser 30 Fuß Höhe über den Erdhorizont und ein Souterrain von 10 Fuß, in welchem die Munition aufbewahrt wird und ein Brunnen angebracht ist. Die übrigen 30 Fuß zerfallen in drei gleich hohe Stockwerke, deren unterstes Vorräthe enthält, das mittlere dient zur Wohnung für die Besatzung, in dem obern befindet sich eine Anzahl Warfgeschütze; auf der Platteform stehen 10 16pfündige Kanonen, mit so eigenthümlich zweckmäßiger Affutirung, daß die an sich sehr erleichterte Bedienung auch durch die Enge des Raumes kein Hinderniß findet. Ein Graben umgibt den Thurm, und jenseit desselben ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude, von dessen anderweiten innern Einrichtungen nur zu sagen ist, daß sie höchst sinnreich und angemessen sind; die Erbauungskosten sollen nicht über 40,000 Gulden Conventionsmünze betragen. Was nun die passive Widerstandsfähigkeit eines solchen Thurms betrifft, so leuchtet ein, daß es beinahe bloßer Zufall ist, wenn auf die gewöhnlichen Entfernungen ein Kreis von 80 Fuß Durchmesser durch Verticalfeuer getroffen wird, das directe ist aber aus demselben Grunde bei der geringen Höhe und wegen des Erdmantels fast ebenso wenig zu fürchten. Die active Widerstandsfähigkeit beruht auf dem Feuer aus bequem zu bedienenden schweren Kalibern und dem Umstande, daß der geringe Aufwand gestattet, die Thürme nur auf die wirkliche Tragweite des Sechzehnpfünders auseinander zu legen und so gegenseitige Vertheidigung zu erzeugen. Die erste Anwendung dieser Thürme ist bei Linz gemacht worden. Die österreichische Regierung wußte längst, was jeder einsichtige Militair einsah, daß zur Sicherung der Monarchie gegen einen aus Westen kommenden Feind, das Donauthal durch Befestigungen gesperrt, ein sicherer Übergang über den Strom vorbereitet werden müsse, und daß Linz der geeignetste Punkt dazu sei. Wer die Umgegend der Stadt kennt, weiß aber auch, daß die gewöhnliche Befestigungsart mit ungeheuern Schwierigkeiten und Kosten verknüpft wäre, der Nothwendigkeit einer sehr starken Besatzung nicht zu gedenken. Dies ist durch die Erbauung von 32 Thürmen, 23 auf dem linken, 9 auf dem rechten Donauufer, mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande beseitigt, und der Zweck aufs vollständigste erreicht. Das Gewicht, welches dieses verschanzte Lager — denn anders kann man es nicht süglich nennen — bei einem in die Wagschale Österreichs legen würde, können wir hier nicht erörtern, und auch keine Vergleichung mit den Montalembert'schen Thürmen und der Befestigung mittels detachirter größerer Forts liefern. Den Namen haben diese Thürme unsers Wissens von ihrem Erfinder dem Erzherzog Maximilian von Este. (69)

Mayseder (Joseph), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Violinspieler und ein gewandter talentvoller Componist für dieses Instrument, ist zu Wien um 1790 geboren, wo sein Vater Decorationsmaler war. Sein Lehrer auf der Geige war der besonders durch sein Quartettspiel ausgezeichnete Schuppanzigh, jedoch nicht lange, und M. hat sich meist selbst gebildet. Er lebt zu Wien, wo er als k. k. Kammervirtuos, Solospieler bei St. = Stephan und beim Käntnerthortheater angestellt ist. Sein Ruf als Virtuose hat sich durch Deutschland, Frankreich und Italien verbreitet, wiewol er nie Reisen gemacht und nur in Wien Concerte gegeben hat, überhaupt ein stilles zurückgezogenes Leben führt. Der Charakter seines Spiels ist glänzend; er besitzt ein keckes Staccato, eine sehr reine Intonation, schöne Bogensführung und eine große Nettigkeit in den

Passagen. Paganini schätzte ihn als einen vorzüglichen Künstler. Im Ganzen hat M. jetzt 47 Werke herausgegeben, worunter sechs Quartette, vier Concerte, zwei Trios, eine große Anzahl von Variationen, Rondeaux u. s. w. Diese Werke sind allgemein beliebt, und auf vielfache Weise auch in Arrangements verbreitet worden. Es wäre zu wünschen, daß der Virtuose, der nur von der verhältnißmäßig geringen Anzahl deutscher Künstler gehört worden ist, welche Wien besucht haben, einmal eine größere Reise unternähme, um den Ruhm des deutschen Talents aufrecht halten zu helfen, den namentlich die Franzosen für das Violinspiel sehr bestreiten. Ob sie darin recht haben, ist die Frage, da von ihren großen Violinspielern Rode und Kreuzer halbe Deutsche waren, und Spohr, Maurer, M., Saint-Lubin, Möser und andere wol Lafont, Baillot, Mazas und Beriot aufwiegen dürften. (20)

Mazères (Edouard), französischer Vaudeville-dichter, geboren zu Paris am 11. Sept. 1796, trat 1814 in den Kriegsdienst, wurde Infanterieoffizier, verließ aber 1820 den Militärstand, um sich der Literatur zu widmen. Er ließ im Théâtre du vaudeville viel Stücke aufführen, unter andern: „Le Panorama d'Athènes“, dann im Gymnase dramatique, als Mitarbeiter von Scribe, unter andern: „Rossini à Paris“ (1823), „La quarantaine“ (1825), „Vatel“ (1825), und verfaßte für dasselbe Theater andere Stücke in Gemeinschaft mit Romieu, Brazier, Carmouche. Allein schrieb er: „La demoiselle de compagnie“ (1826), „La coutume allemande ou les vacances“ (1826). Für das Théâtre Feydeau dichtete er mit Scribe die komische Oper: „Le loup Garou“. Von ihm und Picard ist das Lustspiel „Le Landau“ (1825), „L'enfant trouvé“ (1824), „Les trois quartiers“ (1827). Für das Théâtre français schrieb er: „Le jeune mari“ (1826), und „Chacun de son côté“ (1828). In demselben Jahre erhielt er den Orden der Ehrenlegion und ist seit Aug. 1832 Unterpräfect in St.-Denis. (15)

Mazzucchelli (Pietro), Präfect der ambrosianischen Bibliothek und einer der sprachgelehrtesten Geschichts- und Alterthumsforscher des neuern Italiens, der den alten Ruhm seines Familiennamens in ehrenvollem Andenken erhielt, ward am 22. Jul. 1762 zu Mailand geboren. Bei den Barnabiten gebildet, benutzte er doch noch den Unterricht der Augustiner in S.-Marco für neuere Sprachen, zu welchen ihn eigenthümliche Neigung hinzog. Englisch und Deutsch hatte er sich bald so ganz zu eigen gemacht, daß ihm 1785 eine Stelle als Alumnus für diese Sprachen bei der Ambrosianischen Bibliothek übertragen wurde, während er sich unter Branca mit den orientalischen beschäftigte. Zwar erhielt er 1786 die priesterlichen Weihen, doch entzog er sich allen geistlichen Beförderungen, um von der Bibliothek nicht zu scheiden, die sein wahres Lebenselement zu sein schien. Der sehr karge mit seiner Stelle verbundene Gehalt zwang ihn zum Broterwerb durch Unterricht, und schriftstellerisch thätig zu sein, blieb ihm damals wenig Muße. Das erste Werk, mit welchem er hervortrat, die vom Kanonikus Giambattista Castiglione handschriftlich hinterlassene „Istoria delle scuole della dottrina cristiana, fondate in Milano e da Milano in Italia ed altrove propagate“ (Mailand 1800, 4.) fand so wenig Theilnahme, daß der zweite Theil noch ungedruckt liegt, obgleich für die Geschichte der Pädagogik sich wichtige Nachrichten darin finden. Um seiner Familie durch das Honorar zu helfen, übernahm M. seit 1804 die Besorgung der „Notizie politiche“. Weiterer ward seine Gegenwart, als er mit dem edeln Geschlechte Trivulzi, dem ältern Grafen Giacomo, und seinem Neffen, Marchese Gian Giacomo, und seinem früh verstorbenen Bruder, Gerolamo, den Besitzern jenes reichen Museums, in nähere Beziehung trat, die so hochgesinnt jedes ernstere Streben unterstützten. Von der Zeit ab, wo er bei ihnen nähern Zutritt erhielt, war M.'s literarische Thätigkeit beinahe ausschließlich diesem reichen Museum gewidmet, dessen Schätze ihm unbedingter zu Ge-

bote zu stehen schienen, als die der Ambrosianischen Bibliothek, wenn er auch dort seit 1804 Custode, seit 1810 Dottore, seit 1823 Prefetto war. Für alle zugestandenen Förderungen dem edeln Besitzer seinen Dank zu beweisen, sammelte M. zunächst aus den Urkunden der öffentlichen und Familienarchive alle die Trivulzi betreffenden Nachrichten, um dadurch die Geschichte des Marchese Gian Giacomo von Carlo Rosmini zu bereichern; auch widmete er ihnen seine gelehrte Erklärung des Halsgeschmeides der Kaiserin Maria: „La holla di Maria, moglie d'Onorio imperatore“ (Mailand 1819, 4.), endlich die Ausgabe der „Johanneis“ des Flav. Cresconius Corippus (Mailand 1820), deren Vorrede ihrem gelehrten Herausgeber allein schon einen Platz neben Muratori sichert. Auch die „Lettere ed altre prose di Torq. Tasso“ (Mailand 1822), sowie die „Lettere inedite di Ann. Caro“ (Mailand 1827) und die „Luoghi degli autori citati da Dante nel Convivio“ (Mailand 1826), verbanden der Trivulzi'schen Sammlung ihren Ursprung und wurden von M. dankbar zu ihrer Verherrlichung angewendet. Seine letzte Schrift: „Osservazioni intorno al saggio storico-critico sopra il rito Ambrosiano“ (Mailand 1828, 4.), verschaffte dem Greise noch die Auszeichnung einer päpstlichen Belobung. Noch unermüdet in seinen Studien, starb er zu Mailand am 8. Mai 1829, wegen seiner freundlichen Theilnahme an jedem ersten literarischen Unternehmen von Allen geliebt, und bald durch seine echte Humanität den ungünstigen Eindruck seiner Erscheinung in Vergessenheit bringend. (14)

Rebold (Karl August), geboren am 12. Febr. 1798 zu Spielberg, einem Dorfe des württembergischen Schwarzwaldes, wo sein Vater damals als Pfarrer lebte. Er durchlief die in seinem Vaterland dem künftigen Theologen vorgezeichnete Laufbahn, mit der Absicht sich dem Lehrerberufe zu widmen, und erhielt eine Anstellung als Repetent, zuerst am niedern theologischen Seminar in Urach und später am theologischen Stifte zu Tübingen. Während seiner Universitätszeit hatte er an dem regen Leben, das damals auf den deutschen Hochschulen herrschte, lebendigen Antheil genommen, wurde dadurch in Untersuchungen verwickelt, und, als diese 1824 auch in Württemberg begannen, verhaftet und sieben Monate in einsamem strengen Gefängnisse gehalten. Sein Proceß war sehr einfach und nach etwa drei Verhören geschlossen; durch die Angabe anderer Vertheiligten war erwiesen, daß er sich von allem politischen Treiben längst losgesagt hatte, und ein wirklicher Eintritt in die verpönte Verbrüderung konnte ihm nicht bewiesen werden; dennoch traf ihn die Verurtheilung zu dritthalbjähriger Festungstrafe. Die Aussicht, noch länger in geheimer Haft bleiben zu müssen, und die Hoffnung auf die Gnade des Königs hielt ihn ab, die Appellation zu ergreifen. Wirklich durfte er auch nach 14 Monaten die Festung verlassen und nach einem weitem dreivierteljährigen Arrest an dem Aufenthaltsort seiner Mutter erhielt er seine völlige Freiheit, ohne daß er jedoch, wie die andern nicht Ausgewanderten alle, die Restitution erlangt hätte, die ihm auch 1831 förmlich verweigert worden ist. M. nahm nun 1827 Cotta's Einladung an und ging nach München, wo er mit Lindner, Kolb (einem ebenfalls der Haft entlassenen Demagogen) und Hermes bei Entwertung des Plans zur Herausgabe der Zeitschrift „Das Ausland“ thätig war. Seit der Erscheinung dieses Journals mit Anfang des Jahres 1828 wirkte er dafür als Mitarbeiter und später als Redacteur, gab in dieser Eigenschaft dem Blatt eine Richtung und verschaffte ihm eine von Jahr zu Jahr steigende Theilnahme des Publicums, lieferte auch selbst einen großen Theil der Aufsätze. Bei dem steten Wechsel aller Mitarbeiter kann man ihm einiges Verdienst zuschreiben, wenn diese literarische Unternehmung in der Lesewelt Wurzel faßte. Die Aufgabe war, ein objectives treues Bild der mannichfaltigen Erscheinungen des auswärtigen Völkerlebens zu geben, zu Nutzen und Frommen des einheimischen, eine Art fortlaufender Commentar zur Zeitgeschichte in ihrem Fortschritte zur Freiheit. Sein Nachfolger scheint von die-

sem Plane abgewichen zu sein und mehr das Unterhaltungselement zu pflegen. Da sich M. mit Cotta über die Vertragsbedingungen entzweite, verließ er nämlich die Redaction jener Zeitschrift und nahm den Antrag der Mezger'schen Buchhandlung in Stuttgart zur Herausgabe einer „Allgemeinen Zeitung“ an. Sie sollte in demselben Umfange für das liberale Publicum Das sein, was die augsburger „Allgemeine Zeitung“ für eine mehr oder weniger aristokratische Lesewelt; d. h. wie diese, ihrem Wesen nach referirend, einen den stabilen Verhältnissen hulldigenden Grundtypus hat, so sollte jene im Liberalismus den sich durchziehenden Leitfadern finden, diesen aber in Rücksicht auf die Bedingungen der Gegenwart mehr andeuten als entwickeln. Sie sollte ein Blatt des consequenten Liberalismus sein, aber mit aller Mäßigung in der Form, da es blos um die Sache zu thun war, und nicht um grelle Ostentation. Der Redacteur wollte daraus ein Oppositionsblatt im edeln Sinne des Wortes machen, ein Blatt, das die Grundsätze der Bewegungspartei, überall in praktischen Beziehungen aufgefaßt, vertheidigen sollte. Ein Beschluß des Bundestags unterdrückte dieses Organ der Öffentlichkeit, als grade die Schwierigkeiten überwunden waren, welche Zeitungsunternehmungen, die auf ein deutsches Publicum berechnet sind, so sehr zu fürchten haben. Kein Grund des Interdicts war angeführt, keine Collisionen waren vorangegangen, die als warnende Vorzeichen dienen konnten, und das Publicum gerieth auf allerlei Vermuthungen, durch welche die plötzliche Unterdrückung des Blattes erklärlich gemacht werden sollte. M. hat früher mit Dr. Albert Schott einen Griechenalmanach herausgegeben und für die Mezger'sche Sammlung einige Bändchen des Cicero übersetzt; auch sind einige deutsche und lateinische Gedichte von ihm gedruckt. (43)

Mehitaristen. Mehitar oder Mchitar*), d. h. der Tröster, von der Congregation „der Abt Vater“ (Abbai hairn) genannt, ward 1676 geboren in der Stadt Siwas oder Sebastia in Kleinarmenien, zwei Tagreisen südlich von Tokat. Sein Vater hieß Petrus Manughean und seine Mutter Schahrisdan. Er erhielt seine erste Erziehung von zwei frommen Nonnen. Dieser trefflichen Lehrmeisterinnen erinnerte er sich noch im hohen Alter mit vieler Liebe und schrieb ihnen die ganze Richtung seines Lebens zu. Schon im 14. Jahr ward M. zum Diakon geweiht und besuchte dann die berühmtesten Klöster Armeniens, unter andern auch Etschmiadszn — die Niederlassung des Eingeborenen genannt, weil hier der Heiland dem Apostel Armeniens, Gregor dem Erleuchter, erschienen sein soll — den Sitz der armenischen Nationalkirche. Bald darauf befahl ihn ein Augenübel. Zu dieser Zeit schrieb er, kaum 16 Jahre alt, ein Gedicht von 36 Strophen nach der Ordnung des armenischen Alphabets, das ebenfalls 36 Buchstaben zählt. Diese poetische Spielerei haben die Armenier von den Arabern gelernt, deren Literatur während des 8., 9. und 10. Jahrhunderts von ihren armenischen Unterthanen hochgeschätzt und allgemein nachgeahmt wurde. Früh schon erkannte M. den in geistiger Beziehung gesunkenen Zustand seiner Nation. „Wollte der Himmel“, sagte er, „daß es mir gegeben wäre, eine ewige Vereinigung zu gründen, die sich die Verbreitung aller nothwendigen und nützlichen Kenntnisse zur besondern Aufgabe machte, deren Endzweck es wäre, unserer Nation in allen geistlichen und geistigen Bedürfnissen hülfreich beizustehen.“ Er fand in seinem Unternehmen viele Schwierigkeiten, ließ sich aber nicht abschrecken, sondern der Widerstand stärkte nur seinen Entschluß. In seinem 20. Jahre ward M. Priester und erhielt bald darauf von dem Wartapieid oder Doctor Mankar zu Garin den Doctorstab, der das Symbol eines armenischen Doctors ist, eines Grades, der mit dem eines Doctors der Theologie Ähnlichkeit hat. Jeder Wartapieid — ein Wort, das eigentlich Rosenhaupt oder rosiges Haupt bedeutet — hat das Recht, andere Doctoren zu ernennen, überall

*) So schreiben die Armenier, sprechen aber Mehitar aus.

im Lande zu lehren und zu predigen. M. machte sein Vorhaben mehren zu seiner Zeit in Armenien berühmten Doctoren bekannt, und erhielt theils abschlägige theils ausweichende Antworten. Er reiste nach Konstantinopel, kehrte nach Armenien zurück und ging 1700 wieder nach Konstantinopel. Hier predigte er mehrmals in der Kirche des heiligen Gregorius des Erleuchters, wo er immer viele Zuhörer um sich versammelte. Schon in dem ersten Jahre seines zweiten Aufenthaltes zu Konstantinopel gewann er Schüler und Freunde, die bald bis auf neun anwuchsen. Sie wohnten in einem Hause beisammen. M. führte eine Art geistlicher Regel ein, schrieb und übersezte für seine kleine Congregation Werke, die er zur Bildung des Geistes und Gemüthes brauchbar gefunden hatte. In diese Zeit fällt seine Übersetzung des bekannten Werkes des Thomas a Kempis, die Herausgabe mehrerer kleinen Schriften, die Erklärungen verschiedener Theile der heiligen Schrift enthielten, und einige Schulschriften. M., der sich, wie es scheint, bis jetzt zur armenischen Nationalkirche bekannt hatte, wurde wegen seines Umgangs und seiner Vorliebe für den wissenschaftlichen Theil der lateinischen Geistlichkeit zu Konstantinopel dem armenischen Patriarchen verdächtig, und entging nur durch den Beistand des damaligen französischen Gesandten bei der Pforte der ihm drohenden harten Strafe. Nachdem er am 8. Sept. 1701 seine Congregation, die nun aus 16 Mitgliedern bestand, förmlich organisirt hatte, reiste er zu Anfang des Jahres 1702, als Kaufmann verkleidet, nach Smyrna und von da mit einem venetianischen Schiffe nach Morea. Er hatte schon im Voraus seine Schüler oder Freunde, die wir von nun an Mehitaristen nennen werden, je zwei zu zwei nach Morea abgesendet. M. hielt sich einige Zeit zu Zante auf und wollte sich anfänglich mit seiner Congregation hier niederlassen. Die guten Nachrichten aber, die ihm seine Freunde aus Morea meldeten, bewogen ihn dahin abzugehen. Er kam 1703 in Mothon oder Mothoné an und erhielt von der venetianischen Regierung, unter welcher damals noch ganz Morea stand, einen Platz, um ein Kloster und eine Kirche zu errichten. Zu dieser Zeit oder etwas früher muß auch sein förmlicher Uebertritt zu den mit der katholischen Kirche unirten Armeniern geschehen sein; die armenischen Lebensbeschreibungen des Abt Waters, die von den Mehitaristen herausgegeben wurden, beobachten über diesen Punkt ein kluges Stillschweigen. So viel ist sicher, daß schon 1712 Papst Clemens XI. die Congregation der Mehitaristen, die nun von ihrem Stifter eine dem Benedictinerorden nachgeahmte Regel erhielt, bestätigte. Die unglücklichen Kriege der Venetianer gegen die Türken ließen M. mit Recht befürchten, daß Mothon von diesen eingenommen und er sammt seiner Congregation in die Hände der von Rache und Verfolgungssucht entbrannten schismatischen armenischen Geistlichkeit zu Konstantinopel fallen könnte. Um dieser Gefahr vorzubeugen, schiffte er sich mit 11 Schülern (Aschagard, wie die Mehitaristen ihrem Vorstand gegenüber genannt werden) nach Venedig ein und kam daselbst 1715 an. Das Vermögen der ganzen Congregation bestand damals bloß in 250 Piastern. Er ließ sich anfangs in einem Privathause zu Venedig nieder und druckte hier, obgleich in der größten Armuth, einen Auszug aus der heiligen Schrift. Als man 1717 zu Venedig erfahren hatte, daß das Kloster und die Kirche der Mehitaristen zu Mothon von den Türken zerstört worden, schenkte der Senat der Congregation für ewige Zeiten die Insel S. Lazaro, ungefähr eine Stunde von Venedig. M. und die Seinigen bezogen diese Insel am Stiftungstage des Mehitaristenordens, am 8. Sept. 1717. Er erbauete hier alsbald vom Grund aus ein neues Kloster und eine Kirche. M. war ein Mann von schöner Gestalt, von sanftem und ruhigem Gemüthe und großer Ausdauer und Beharrlichkeit: Eigenschaften, die ihm die Liebe und Achtung Aller erwarben. Es flossen ihm von allen Seiten reichliche Geschenke zu und der venetianische Senat gewährte der Congregation alle möglichen Erleichterungen. Nur auf diese

Weise ward es M. möglich, das Außerordentliche zu leisten, welches er in der That ausgeführt hat. Kloster und Kirche wurden schnell vollendet und die Congregation vermehrte sich, ungeachtet der wiederholten Anklagen und Beschuldigungen, gegen welche sich M. zu Rom persönlich vertheidigen mußte. Er endete sein arbeitsames und segensreiches Leben am 16. Apr. 1749 oder 1197 der armenischen Zeitrechnung. Ihm folgte als Abt der Doctor Stephanus Melkonean aus Konstantinopel, und diesem Stephanus Konzjo Biuver, dem der Papst den Titel eines Erzbischofs von Sunik, einer bedeutenden Provinz in Mittelarmenien, gab. *) Biuver ward 1740 in Siebenbürgen geboren und starb 1824 zu Venedig. Der jetzt regierende vierte Abt heißt Placidus Sukias Somal, ein schöner ehrwürdiger Greis mit langem weißen Barte. Nach dem Tode Somal's wird wahrscheinlich der gelehrte Herausgeber und Übersetzer des Eusebius, Baptista Kucher oder Aghhier, zum Abt gewählt werden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Zustand der armenischen Literatur vor und zur Zeit M.'s und betrachten die zahlreichen wichtigen Werke, die aus der Druckerei zu S. Lazaro hervorgegangen sind. Die armenische Literatur ist, wie theilweise alle Literaturen der christlichen Völker und selbst die der Araber, eine Tochter der griechischen. Sie beginnt mit den Geschichtschreibern Agathangelos und Faustus, von denen der erste ein Römer, der andere ein Grieche oder doch wenigstens ein Armenier aus Konstantinopel war. Beide lebten im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und führten die Geschichte Armeniens herab bis zum Jahre 390. Das armenische Alphabet war zu ihrer Zeit noch nicht erfunden; sie schrieben daher, wenn ihre Werke ursprünglich in armenischer Sprache abgefaßt waren, mit griechischen oder persischen Charakteren. Ins 5. Jahrhundert, von den Armeniern die Periode der heiligen Übersetzer genannt, fällt die Blüthezeit der Literatur der Söhne Haik's. Dsgleich sich die Literatur der Nation nicht auf der Stufe erhalten konnte, auf welche sie sich zu den Zeiten Sahag's oder Isaaq's des Parthers emporgeschwungen hatte, so verging doch kein Jahrhundert, in welchem nicht einige, theils durch ihre Schreibart, theils durch die Sachen, die sie berichten, höchst beachtenswerthe Schriftsteller erschienen wären. Das vierte Jahrhundert zählt 8, das fünfte 10, das sechste 5, das siebente 15, das achte 8, das neunte 12, das zehnte 23, das elfte 16, das zwölfte 18, das dreizehnte 23, das vierzehnte 19, das funfzehnte 12, das sechzehnte 10, das siebzehnte 24 und das achtzehnte 14 Schriftsteller. Die 208 Schriftsteller der armenischen Literatur, worunter aber mehre sich befinden, deren Werke verloren gegangen sind, gehören größtentheils zu den Historikern und Theologen. Armenien rühmt sich auch einiger ausgezeichneten Dichter und Philologen, in den exacten Wissenschaften hat sich aber, so viel wir wissen, nur ein einziger ausgezeichnet. Zu den Zeiten M.'s stand die armenische Literatur auf der tiefsten Stufe. M. ging vorzüglich darauf aus, die Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmenischen Schriftsprache im Lande zu beleben und zu verbreiten, denn das jetzt im Lande nach verschiedenen Provinzen verschiedenartig gesprochene Idiom ist von der alten classischen Sprache der heiligen Übersetzer nicht minder verschieden als unser jetziges Deutsch von der Sprache der Minnesänger. Außer den oben angeführten Werken schrieb M. noch ein ausführliches Wörterbuch der armenischen Sprache, das zu Venedig 1749 in zwei Quartbänden im Druck erschienen ist. Er besorgte auch 1733 eine vollständige Ausgabe der Schriften des Alten und Neuen Testaments, die mit vielen Holzschnitten verziert ist und von den Armeniern jetzt mit großen Summen bezahlt wird. Die Schüler und Nachfolger M.'s verfolgten den von ihrem Meister eingeschlagenen Weg; neben den geistlichen Pflichten übernahmen sie auch den Beruf einer armenischen Nationalakademie. Sie lieferten Ausgaben der alten Literaturdenkmale, übersetzten Werke aus allen

*) Die Mehitaristen schreiben den Namen im Italicischen *Ciunia*.

Sprachen in das Armenische und gaben selbständige Schriften in allen Zweigen der Literatur und Wissenschaft heraus. Folgende auf S. Lazaro erschiene Werke möchten hier vorzüglich Erwähnung verdienen: Die Chronik des Eusebius. Mehrere philosophische und ercegetische Abhandlungen des Juden Philo. Funfzehn Homilien des Sebastianus oder Seberianus von Emessa. Diese Werke sind sämmtlich in der griechischen Ursprache verloren gegangen und haben sich blos in armenischen Übersetzungen erhalten. Ausgaben von verschiedenen armenischen Classikern, wie Moses von Chorene, Elisäus, Esnik und ganz vor Kurzem erst Faustus von Byzanz. Die Übersetzungen aus den modernen Sprachen ins Armenische übergehen wir. Von den selbständigen blos in armenischer Sprache abgefaßten Werken sind wol die vorzüglichsten: Das Leben Gregorius des Erleuchters von Matthäus Carakascian aus Tokat, gedruckt 1749. Eine allgemeine Geschichte Armeniens in drei Quartbänden von Erschaffung der Welt bis 1784 von Michael Tschamschean aus Konstantinopel, der von 1738 bis 1823 lebte. Eine armenische Grammatik von Demselben. Eine allgemeine Geographie in 11 Bänden, von Aconzio Biuver und Lukas Indschidschean. Eine Geographie Altarmeniens von Demselben. Das Leben Mechitar's von Biuver. Eine ausführliche armenische Grammatik von Avedikean. Mehrere große Werke, wie z. B. ein ausführliches Wörterbuch und eine Sammlung aller armenischen Kirchenschriftsteller, nach Art und Weise der griechischen Kirchenväter, werden schon seit lange auf S. Lazaro zum Drucke vorbereitet. Die armenische Akademie auf S. Lazaro besteht aus allen Mitgliefern des Ordens, die den Grad eines Bartapieds oder Doctors erhalten haben, es werden aber auch Fremde als Ehrenmitglieder aufgenommen, wie z. B. 1828 Professor Neumann zu München. — Auch in Wien ist eine Mechitaristencongregation, welche sich außer literarischen Beschäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften besorgt. (84)

Medicin in ihrem neuesten Zustande. Die Medicin hat als Wissenschaft und als Kunst in den letzten Jahrzehnden der Veränderungen nicht wenige erfahren; die politischen wie die wissenschaftlichen Stürme unserer Zeit haben auf sie den größten Einfluß geübt. Nach solchen gewaltsamen Einwirkungen kann es nicht auffallen, wenn nicht alle Jünger Aesculap's einen Weg verfolgen, sondern vielmehr in Parteien getheilt sind, deren jede entweder das Wahre bereits gefunden zu haben behauptet, oder doch auf dem Wege zur Wahrheit zu sein sich schmeichelt. Betrachten wir diese Parteien genauer, so wird sich hieraus eine treue Schilderung der Schatten- und Lichtseiten der Medicin unserer Tage ergeben. Es würde jedoch zu weit führen, sollten hier alle Ursachen jener angedeuteten Licht- und Schattenseiten ausführlich erörtert werden, wir können nur auf die vorzüglichsten hinweisen. Wenden wir uns zuerst zu den Schattenseiten, die Lichtseiten werden dann um so heller hervortreten, und der Einfluß derselben auf die Fortschritte einzelner angewandten Theile der Medicin wird ganz ungetrübt sich zeigen, namentlich bei einer kurzen Schilderung des jetzigen Zustandes der Chirurgie, der Geburtshülfe, der Augenheilkunde, Zweige der Medicin, die einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben.

Betrachtet man die Schattenseiten der jetzigen Medicin, so wird man im Gewühle der Parteien und Spaltungen unter den Ärzten vorzüglich auf folgende Verirrungen als die nächsten Ursachen derselben stoßen. Viele Ärzte setzen mit großer Einseitigkeit das System ihrer Wissenschaft von der gesunden und kranken Natur über die Natur, oder sie räumen der Betrachtung des Todten ein Übergewicht über die Prüfung des Lebendigen ein, während endlich andere ihre Kunst und Wissenschaft leider nicht auf dem Gebiete des Sichtbaren, sondern im Reiche des Unsichtbaren suchen. Der Grund, warum viele Ärzte unserer Zeit ihr System über

die Natur stellen, liegt in jener Neigung des Verstandes, anstatt durch Prüfung vieler sinnlichen Erscheinungen zur Wahrheit zu gelangen, von einzelnen Erscheinungen und Erfahrungen aus auf das Allgemeine zu schließen und auf jene ein großes Gebäude aufzuführen, unbekümmert und sorglos, ob der Grund gut und unerschütterlich sei. Er liegt aber auch darin, daß man, die Natur der Medicin verkennend, nicht einsieht, daß ein System in derselben nur dann heilsam und nützlich sein könne, wenn es als ein wohlgeordnetes Fachwerk zur Sichtung, Ordnung und Übersicht der vorhandenen Erfahrungen dient. Seitdem man diese Bedeutung des Wortes System verkennt, ist dem Irrthume Thür und Thor geöffnet. Denn wie viele Ärzte verfallen, gleichviel ob Meister oder Schüler, in den Fehler, alle Erscheinungen nach einer einseitigen Wahrnehmung zu deuten und zu ordnen; einmal so weit gekommen, sind sie dann nur darauf bedacht, mit Hülfe der Philosophie auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft zu arbeiten, sie suchen nicht mehr die Grundpfeiler ihres Systems in dem Studium der Natur, sondern in ihren eignen Gedanken und Ansichten auf, und jetzt tritt der Irrwahn aus Anmaßung, jene Culturausartung in den Verirrungen philosophischer Schulen, auf das Gebiet der Heilkunde und macht dieses Saatzfeld der Gesundheit und des Lebens zum weitbebauten Todesacker. Der Beweis dieser Behauptung findet sich leider unter den noch lebenden Ärzten aller Nationen.

Wenden wir unsere Blicke nach dem Süden unsers Welttheils, so sehen wir hier die traurigen Überreste eines an Wunderglauben und an veraltetem Herkommen reichen Jahrhunderts; dort aber auch die traurigen Folgen einer geistigen Tyrannei auf dem Gebiete der Medicin. Ein heller aber einseitiger Kopf, Rasori, baut mit ein Wort ein ärztliches System — *contrastimulus*. Dieses Wort, das mit elektrischer Kraft von dem Fuße der Alpen bis zur Lava des Ätna fast alle Ärzte berührt, läßt nur eine Ansicht in der Seele aufkommen; es bestimmt die Namen der Krankheit, bezeichnet den Werth der Heilmittel und ihre Wirkungen, leitet die Beobachtung über den Verlauf und die Deutung des Leidens. Wäre es nicht Schicksal der Welt, von Worten regiert zu werden, sähe man nicht, daß der Einzelne, wie ganze Nationen, durch ein einziges Wort wie aus einem tiefen Schlafe aufgeschreckt werden könne: es würde fast unglaublich sein, welche Tyrannei jenes einzige Wort auf dem Gebiete der Medicin im Süden Europas ausübte. Und doch ist dem so. Wie hier ein halb dunkler Begriff, durch ein nicht viel helleres Wort bezeichnet, der Eckstein, wenn nicht der Grundstein eines Systems ist, mit welchem viele Ärzte des Südens die Natur schulmeistern wollen, so bildet, richten wir unsere Blicke auf ein großes Nachbarland, auf Frankreich, dort die Krankheit eines Organs das System, an welchem nach dem Vorgange von Broussais eine große Anzahl von Ärzten hängt. Diesen Männern ist der Magen und der Darmkanal die Quelle fast aller Krankheiten und die Erkenntniß einer Leidensform dieser Organe, die Entzündung (*gastritis* und *gastroenteritis*) ist ihnen der Schlüssel zur gesammten Pathologie, das Mittel zur Erkenntniß der gesammten Kranken Natur des Menschen.

Wenden wir uns zu unserm deutschen Vaterlande, so herrscht hier zwar nicht die Tyrannei eines Systems auf dem Gebiete der Heilkunde, wol aber sehen wir, daß, wie der Boden des deutschen Vaterlandes vielbenannt, vielregiert ist, wie hier neben mächtigen Reichen kleine Provinzen in Menge mit eignen Grenzen und eignen Namen sich vorfinden, eine große Zahl von Systemen und ein Heer von Satzungen das Gebiet der Heilkunde besetzt hält und sich über die Natur stellt. Der einen dieser Satzungen, die nie zur tiefen Forschung durchgedrungen ist — es sind die Anhänger des gastrischen Systems —, ist der menschliche Körper nichts Anderes als eine Retorte, bestimmt zur Scheidung des Brauchbaren vom Unbrauchbaren. Alles was den Namen Krankheit trägt, bezieht sich ihr von selbst

auf eine Störung jenes chemischen Processes. Einer andern Sazung — den Anhängern einer todten Humoralpathologie — ist unser Organismus ein Stück Land, das üppig grünt, wenn es von frischem Wasser in erforderlicher Menge durchströmt wird, das jedoch verdorrt, wenn jenes Wasser seinen Fall verliert, und stockend, hier Überschwemmung dort Dürre veranlaßt. Die Einseitigkeit des Gleichnisses führt hier von selbst zur Einseitigkeit der Ansicht und der Handlungsweise; jene Sekte kennt nur einen Heilweg, Beförderung der Trennung des Brauchbaren und Unbrauchbaren, Zurückhaltung jenes, Austreibung dieses; die andere Sazung kennt nur ein Lösungswort bei ihren Heilzwecken, es ist Eröffnung der Abzugskanäle, die sogenannte auflösende und abführende Heilmethode. So und nicht anders handelt sie häufig selbst dann noch, wenn auch der Boden unter der Hitze senkrechter Sonnenstrahlen vertrocknet, d. h. die Fieberhige einer auszehrenden Krankheit den Körper gleichsam verbrennt.

Wenden wir uns von diesen Sekten zu den ärztlichen Schulen und Systemen unserer Zeit. Hier ruft eine Schule — die phlogistische — Entzündung ist der Grund, die Ursache aller Krankheiten! Nennt mir, fährt sie fort, ein Leiden, eine Krankheit, eine Beschwerde, deren Natur und Wesen sich nicht durch die Entzündung erklären ließe? Ist es nicht diese, welche schon das ungeborene Kind im Schooße der Mutter heim sucht? Ist sie es nicht, welche den kaum Geborenen befallt, ist sie es nicht, die alle Leiden des Jünglingsalters herbeiführt, die das kräftigere Mannsalter nicht verschont und fast alle Greise in das Grab stürzt? Die Nerven, sagt dagegen eine andere Schule — die neuropathologische — sind die Ursachen und die Quellen aller unserer Leiden, durch sie empfängt der Körper alle unangenehmen Eindrücke, alle schädlichen Einwirkungen von der Außenwelt, sie halten dieselben zurück, von ihnen geht jedes Weh, jeder Schmerz aus, sie sind allein zu berücksichtigen, dorthin ist die ganze Thätigkeit der Heilkunst, dorthin die gesammte Beobachtung zu richten. Nach diesen Grundsätzen behandelt, sinkt nicht selten der Kranke unter den fürchterlichsten Leiden in das Grab, der ohne Zweifel wäre gerettet worden, wenn das System außer den Nerven auch Blut und andere Säfte hätte anerkennen wollen. Lenken wir unsere Blicke weiter, so finden wir, daß sich auf den Trümmern mancher schönen Theorie und Hypothese, die wie ein Meteor vorüberging, manches Systems, das auf unerschütterlichen Pfeilern stehen sollte, noch immer ein Haufe alter Streiter befindet — die Erregungstheoretiker. Denn der Krieg über die erhöhte und verminderte Lebenskraft, über directe und indirecte Schwäche, über Blut, Galle und Schleim ist auf dem praktischen Gebiete nichts weniger als ausgekämpft, und erbauen sich und ihrer Ansicht jene Streiter auch keine Tempel mehr, so ist doch fast jeder bemüht, wenigstens eine Hütte aufzuführen, in die er, dem Sisyphus vergleichbar, die Natur zu tragen umsonst sich abmüht.

Segen nun die Stifter und die Schüler aller hier mit kurzen Zügen geschilderten Sekten, Schulen und Systeme nicht ihre eignen Gedanken über die Natur? Fehlen sie nicht alle, indem sie vergessen, daß sie nur einen Theil des stehenden Adrers, höchstens eine Seite der kranken Natur aufzufassen vermögen? Irrten sie nicht alle deshalb, weil sie eine Copie, vom menschlichen Geiste erfaßt und von Menschenhänden entworfen, über das göttliche Urbild stellen? Es bilden sich aber auch ferner dadurch Parteiungen und Spaltungen unter den Ärzten auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft und Kunst, daß nicht wenige derselben der Betrachtung des Erstarren und des Todten ein Übergewicht über die Prüfung des Lebendigen einräumen. Es ist unstreitig nicht genug zu loben, daß viele Ärzte unserer Zeit die Erweiterung und Förderung ihrer Kunst der Gewalt der Verwesung und der Macht des Grabes abzuwingen suchen. Wer kann die Vortheile schildern, welche die Medicin durch tiefere Forschungen der pathologischen Anatomie gewonnen hat;

wer wird es leugnen wollen, daß hierdurch auf viele dunkle Regionen unserer Wissenschaft helles Licht gefallen ist, ja, daß viele Lehren derselben hierdurch erst Grund und Boden erhalten haben. Aber so großer Nutzen von diesen Forschungen auf dem Gebiete der Verwesung und in dem Reiche des Todes bereits erwachsen ist, so viele Vortheile noch zu erwarten stehen, so ist es doch nicht zu leugnen, daß jene Ärzte einen großen Fehler begehen, die ihre Krankheitslehre allein auf die pathologische Anatomie gründen, die nicht einsehen, wie bedenklich es ist, immer von Dem, was man im Todten findet, auf Das zu schließen, was im Lebenden Krankhaftes stattfindet, die vergessen zu haben scheinen, daß gar Vieles, was das Todte uns zeigt, die Wirkung des letzten Kampfes ist, den der Mensch auf Erden kämpft, oder daß es durch den Einfluß der Verwesung entstanden ist; die es überhaupt nicht wissen wollen, daß die tiefere Untersuchung des Todten zwar zur Erkenntniß des Daseins und des Sitzes der Krankheit viel beiträgt, daß sie aber nicht hinreichend ist, das Wesen oder gar den Charakter derselben in das gehörige Licht zu stellen. Wie viele Theorien, die auf den Leichenbefund, die auf nichts gegründet sind, als auf Das, was das Todte, was das Erstarrete gelehrt hat, zeigen den Nachtheil, daß sie keine Heiltheorien sind, sondern daß sie blos als naturhistorische Ergebnisse zur Zweifelsucht an der Heilkunst führen und die Aufmerksamkeit des Arztes zu oft an Dasjenige fesseln, was er nach dem Tode finden wird, und weniger auf Dasjenige richten, was die Kunst, wenn sie nur in ihren Hülfsmitteln nicht übersehen würde, wol zu leisten vermöchte. Noch schädlicher aber als auf dem Gebiete der Medicin wirkt diese Überschätzung des Todten auf andern Gebieten dieser Kunst, namentlich auf dem der Chirurgie. Während in unsern Tagen die Chirurgie, dieser wichtige Theil der Medicin, die tiefsten Aufschlüsse über sehr gefährliche und häufig vorkommende Krankheiten gibt, während sie mit sicherer Kühnheit nicht selten selbst dann noch Hülfe gewährt, wenn die Krankheit bis an die tiefsten Wurzeln des Lebens gedungen ist, wird derselben die Überschätzung des Todten, die hier und dort nicht zu verkennen ist, auf eine Weise gefährlich, die die Kunst schändet und den Künstler herabwürdigt. Es ist dies jene blinde Tollkühnheit, die alles Das dem Leben zu tragen zumüthet, was am Leichname die geübte Hand zu vollziehen nicht gehindert wird, die fast keinen Theil des Organismus für so wichtig hält, daß er nicht auch entfernt werden könnte, die, ohne die Natur und das Wesen der Krankheit zu würdigen, ohne die Ursachen derselben zu erforschen, ohne ihren unabänderlichen Lauf zu achten, nur die Gegenwart im Auge hat und nur ihrer kurzen aber freilich lauten Bewunderung ein williges Gehör leiht, nicht aber der nächsten traurigen Zukunft gedenkt; es ist jene unglückselige Leidenschaft, durch blutige Eingriffe Alles heilen zu wollen, welche den Arzt den Menschen nicht mehr als seinen leidenden Bruder achten läßt, sondern ihn verführt, denselben als Mittel zur Übung, als Gegenstand seines grausamen Versuchs zu betrachten; es ist mit einem Worte jene Blutgier, welche den Arzt zum Kannibalen macht und seine Laufbahn mit Strömen unnützig vergossenen Blutes besetzt, auf der er, nicht von dem Triumphzuge froher Geheilten, sondern von einer kleinen Schar klagender Krüppel geleitet, wandelt, und die ihn nicht zu einem erhabenen Ziele führt, sondern nur zu bald an dem Rande des nahen Abgrundes endigt.

Gefährlicher aber als alle bis jetzt geschilderten Verirrungen und Einseitigkeiten auf dem Gebiete der Medicin, ist die Ansicht der Ärzte, welche den Grund und Boden der Medicin, das Gebiet des Sichtbaren, verlassen und dieselbe im Reiche des Unsichtbaren suchen, oder gar schon gefunden zu haben wähnen. Man muß die Medicin durch die Fackel der Philosophie erleuchten; das ist der Ruf einer gewissen Partei. Der skeptische Geist, der in dieser waltet, macht auf dem Gebiete der Medicin gar bald das Gewisse ungewiß, das Erwiesene zweifelhaft, das Helle dunkel, das Wahre nur wahrscheinlich. Was ist der Erfolg? Die neue phi-

losophische Physiologie dieser Schule vermehrt die große Zahl der Ungläubigen in dieser Wissenschaft nur noch mehr, und fast ist es so weit gekommen, daß man auch an Dem zweifelt, was die treuen vielerprobten Wächter der Seele, die Sinne, verkünden. Eine Pathologie, die mit philosophischen Nachsprüchen Alles verdrängt, was nach dem neuen Systeme nicht annehmbar scheint, in welcher Alles mit unerbittlicher Strenge gestrichen wird, was sich nicht mit den Grundsätzen der neuen einzig wahren Philosophie vereinigen läßt, gleicht dem formlosen Torso, während sie das schöne Bild eines herrlich erhaltenen Denkmals alter Kunst darstellen sollte. Die Geschichte predigt es laut, daß das unbedingte Hinüberführen der herrschenden Philosophie auf das Gebiet der Medicin unendliche Streitigkeiten, Verkehrungen ohne Ende verursacht, den wahren Gesichtspunkt verrückt, des Gewisse dem Ungewissen, das Bekannte dem Unbekannten, das Alte dem Neuen aufgeopfert hat. Wie es nur zu gewiß ist, daß, je nachdem Aristoteles oder Plato, Ramus oder Descartes, Wolf oder Crusius in den Schulen der Philosophie herrschten, auch das ganze Gebiet der Medicin mit den Lehren derselben überschwemmt wurde, so verhält es sich auch mit der in Rede stehenden Partei unserer Zeit, welche die Medicin durch die Fackel der Philosophie erleuchten will, denn ihre ärztlichen Theorien und Hypothesen tragen immer das Gewand der Tagesphilosophie. Aber anstatt durch jene Fackel erleuchtet zu werden, sind jene Ärzte durch das zu grelle Licht derselben leider geblendet; denn sie bedenken nicht, daß die wahre Philosophie den Verstand des Arztes zwar durch geläuterte Begriffe aufhellen und ihn richtig denken und schließen lehren soll, ihm Regeln angeben muß, wie er Wahrheiten finden und beurtheilen, wie er Irrthümer berichtigen soll, denn diese kann, diese darf und muß der Arzt bei medicinischen Untersuchungen anwenden, wenn er die Wahrheit ohne Vorurtheil sucht; aber sie vergessen, daß eine Wissenschaft, wie die Medicin, durch die Philosophie höchstens geordnet, aber nie geschaffen werden kann, sie, die vorzüglich in ihrem so schweren praktischen Theile mehr als andere Bestrebungen geistiger Thätigkeit auf Ubertieferung und allmählig wachsender Erkenntniß beruht, deren Gegenstand nur nach und nach erfahren und erfaßt, nicht aber durch Schluß zur genügenden Erkenntniß gebracht werden kann. Die Ärzte gehen von der Erfahrung aus, und schließen mit der Erfahrung ab. Was diese unleugbar darthut, ist Wahrheit, die sie annehmen, schätzen, verwahren; was diese verwirft, wird von ihnen wie Spreu auf der Tenne ausgeschieden.

Noch nachtheiliger aber als die eben besprochene Verirrung sind zwei andere Arten medicinischer Irrthümer, zwei Aste eines Stammes, der Aberglaube und die Mystik in der Medicin. Kaum sollte man es glauben, daß der Aberglaube in einer Zeit auf dem Gebiete der Medicin zu finden sei, wo das Licht der Vernunft heller als je strahlt, wo alle Verhältnisse des Lebens, der Sitte, wo die Höhe und Tiefe aller Erkenntniß, die Geschichte selbst mit der Fackel derselben erleuchtet werden. Und doch ist dem so. Denn hat sich auch die Zahl der Wunderthäter, die durch das Murmeln kurzer Sprüche, durch die Wunderkraft ihrer Amulette, durch das Auflegen der Hände die Bande der Krankheit lösen und die Gewalt der Schmerzen hemmen zu können vorgibt, vermindert, so ist sie doch keineswegs ganz verschwunden. Während noch in vielen Ländern, unter dem Schutze des Cultus, die stille Wunderkraft alter Reliquien verehrt und angerufen wird, treten selbst in den Ländern, wo der Glaube an jene Wunderkraft verschwunden ist, von Zeit zu Zeit Personen auf, die im Geheimen von der unsichtbaren Hand eines unwürdigen Schülers des Aesculap geführt, oder gar öffentlich unter dem Schutze desselben stehend, aller Mittel und Gaukeleien des Aberglaubens sich bedienen, um Wahn und Täuschung zu verbreiten. Solche traurige Erscheinungen finden sich jedoch nicht blos auf dem praktischen Gebiete der Medicin, wir begegnen denselben auch bei Män-

nern, die berufen sind die Wissenschaft zu pflegen. Denn ist man nicht noch in unsern Tagen so weit gegangen zu behaupten, unsere Kunst gehöre unter den Schutz der Priester, nur am Altare könne sie gedeihen, nur die Diener desselben könnten sie kräftig pflegen und am wirksamsten üben? Und hat man nicht sogar in der neuesten Zeit eine der wohlthätigsten und größten Entdeckungen unserer Kunst, die Vaccination, die ihren Urheber in den Annalen derselben Unsterblichkeit verschafft hat, als einen kühnen Eingriff in die göttliche Ordnung der Dinge, nicht bloß verkehrt, sondern selbst mit der Strenge des Gesetzes verfolgt? Den Schleier über solche Schattenseiten unsers Jahrhunderts! Aber auch die Mystik hat in unsern Tagen auf dem Gebiete der Heilkunst sich geltend zu machen gesucht, und ist deshalb so verderblich und gefährlich, weil sie sich in ein wissenschaftliches Gewand hüllt und die vielen Vortheile trefflich zu benutzen weiß, die ihr die Medicin, diese Wissenschaft des Lebens, ihrer Natur nach nicht vorenthalten kann. Besteht nämlich das Wesen aller Mystik vorzüglich in der absichtlichen Verkennung vom Zusammenhange der Ursachen und ihrer Wirkungen, oder in einer absichtlichen Trennung derselben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe auf dem Gebiete unserer Wissenschaft um sich zu greifen droht, da auf demselben so häufig die Ursachen der Erscheinungen dunkel sind, und da der Arzt nur selten bei den Resultaten der Gegenwart stehen bleiben kann, sondern, dem Januskopfe vergleichbar, das Vergangene nicht übersehen und das Zukünftige gleichsam im Voraus zu sehen sich bemühen muß. Während nun aber der wahre Arzt nicht müde wird, in dieses Dunkel Licht zu bringen, während er sich abmüht, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erkennen, während er an der Hand des Verstandes und der Erfahrung durch die oft dunkeln Fergänge seiner Kunst wandelt, verhält es sich mit dem Arzte, der seine Wissenschaft auf das Gebiet der Mystik versetzt — dem Homöopathen — ganz anders. Diesem ist es nicht darum zu thun, jenen dunkeln Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen aufzuhellen, er benützt vielmehr dieses Dunkel dazu, seiner Handlungsweise, die den Resultaten der Erfahrung und den hellen Ansichten des Jahrhunderts widerspricht, den Schleier des Geheimnisses vollends überzuwerfen, und so reicht er Mittel in ungewöhnlicher Form, die ihre Heilkräfte nicht ihrem Gehalte, nicht ihrer Mischung, sondern bald der unendlichen Verdünnung, bald einer langen Friction, bald einem kräftigen Schütteln verdanken sollen. Mit solchem Arzneischatz ausgestattet, dem er, gleichsam ein neuer Prometheus, ein unsichtbares Leben eingehaucht hat, tritt er an das Lager der Kranken. Hier, als ein Mann der Gegenwart, kämpft er, uneingedenk eines durchgreifenden Naturgesetzes, nicht gegen die Ursachen des Leidens, nein nur gegen die Erscheinungen desselben und bildet sich so ein Heilgesetz, das ihn aller tiefem Forschungen überhebt, und zu dessen Erfüllung er nur die Berichte seiner Sinne anhört und den Ausspruch seines Gedächtnisses zu vernehmen braucht. Indem er aber hierdurch freiwillig auf jenen Genuß verzichtet, den eine tiefere Ergründung der kranken Natur mit sich führt, spricht er sich sein eignes Urtheil, das aus dem Munde des wissenschaftlichen Richters um so strenger sein muß, je verwerflicher die Hülfsmittel sind, deren sich ein solcher Arzt zur Erreichung seiner Zwecke bedient. Gestehen wir es offen, der Meister und die Schüler dieser Sekte versündigen sich an der Wissenschaft, indem sie die Dunkelheiten, die in der Natur derselben liegen, nicht bloß nicht zu erhellen suchen, sondern dazu benutzen, eine Ausgeburt ihrer Ansichten zu schmücken; sie versündigen sich an der Natur des menschlichen Geistes, weil sie jenen Hang zum Dunkeln und Übernatürlichen nicht zu läutern oder zu entfernen suchen, sondern weil sie denselben nähren, und nicht weniger an der leidenden Menschheit, weil sie entweder Das, was lange Erfahrung bestätigte, absichtlich versäumen oder kennen zu lernen verschmähen.

Wer könnte es leugnen, daß sich auf dem Gebiete der Heilkunde in unserer

Zeit Parteien und Spaltungen der verschiedensten Art gebildet haben, deren Ursprung sich von den Systemen und Schulen herschreibt; daß eine Überschätzung des Todten auf dem Gebiete des Lebens jetzt häufig dazu beiträgt, das wahre Ziel der Heilkunde zu verrücken; daß durch die Einwirkung einer falschen Philosophie, durch die Finsterniß des Uberglaubens, durch das Irrlicht der Mystik Sekten und Spaltungen unter den Ärzten entstanden sind? Die Wissenschaft, ein Kind der Erfahrung, des Verstandes, des Lichtes, wird hierdurch eine Misgeburt des Augenblicks, eine Sklavin des Irwahns, eine Frucht der Finsterniß. Soll die Heilkunde bessere Zeiten sehen, so müssen vereinte Kräfte die genannten, vielgegliederten mächtigen Feinde anhaltend bekämpfen; soll die Gegenwart den ganzen heilsamen Einfluß unserer Kunst erfahren, so müssen die echten Schüler Aesculap's den Gefahren zu entgehen suchen, mit welchen die genannten Feinde der wahren Heilkunde drohen, und die leider eine nicht unbedeutende Anzahl derselben bereits getroffen haben. Dieses ins Werk zu setzen, ist ein nicht geringer Theil der Ärzte Europas bemüht. Ihr vereintes Streben bildet die Lichtseite der Medicin unserer Tage, welche die Schattenseite derselben offenbar in den Hintergrund drängt. Fassen wir diese genauer ins Auge, so sind es vorzüglich folgende Ergebnisse. Die bessern Ärzte unserer Tage verbinden mit tiefen klinischen Forschungen das Studium der Geschichte der Medicin, also die Gegenwart mit der Vergangenheit. Mit großem Erfolg haben die Ärzte unserer Zeit die Natur vieler dunkeln Krankheiten dadurch enthüllt, daß sie nach gründlicher Sichtung der Meinungen und Ansichten der Ärzte früherer Zeiten die Symptome der Krankheiten nicht bloß als Erscheinungen einzeln auffaßten, sondern sie zu deuten sich bemühten, und mit dem Wesen des Leidens in Zusammenhang brachten; daß sie ferner durch fleißige Leichenöffnungen die Beschaffenheit der leidenden Organe gründlich untersuchten und so Aufschluß über das Entstehen und den Gang vieler Verbildungen erhielten, wohin vorzüglich Gefäßkrankheiten, Leiden des Herzens, der Lungen, der Muskeln, des Nervensystems, der Knochen u. s. w. zu rechnen sind. Man nennt diese Grundlage der Medicin die pathische Histologie, oder die Lehre von dem Erkranken der Gewebe des thierischen Körpers, in deren Geschichte französische, deutsche und englische Namen wetteifern. Diese wichtige, für die Praxis unentbehrliche Grundlage der Medicin hätte aber nicht gefunden, wenigstens nicht so großartig bearbeitet werden können, wenn nicht *Bichat* (s. d.) durch seine „Allgemeine Anatomie“ oder die Lehre von der Gleichartigkeit der Gewebe in den verschiedenen Organen, welche in Deutschland so vielfachen Anklang fand und wie hier in keinem andern Lande bearbeitet worden ist, die unentbehrlichste Vorarbeit gegeben hätte, wobei noch die Erinnerung Platz finden muß, daß die Physiologie, die größte Aufgabe der bessern Ärzte aller cultivirten Nationen, welche in den letzten Jahrzehnden in England, Italien, Frankreich und Deutschland die ausgezeichnetsten ärztlichen Talente anhaltend beschäftigt hat, hierbei vom größten Einfluß ist. Man hat ferner das Wesen der angeborenen Krankheiten dadurch näher erforscht, daß man in Deutschland die Bildungsgeschichte des Menschen und der Thiere zu bearbeiten anfang und mit großem Eifer fortsetzte, wodurch Licht, Ordnung, System in die sonst so dunkle und verworrene Lehre von den Misgeburten und den Bildungsfehlern gekommen ist, eine wissenschaftliche Frucht unserer Zeit, durch deutsche gründliche Forschung zur Reife gebracht. Die bessern Ärzte unserer Zeit arbeiten aber auch ferner an einer naturgemäßen Behandlung der Krankheiten. Wir sehen jetzt mehr und mehr die Vielmischerei aus den Recepten der Ärzte verschwinden und an ihre Stelle Einfachheit und vernünftige Auswahl treten, eine in wissenschaftlicher wie in ökonomischer Hinsicht wichtige Thatsache, welche zum Theil durch das Anknüpfen Hahnemann's gegen die verwerfliche Polypharmacie mancher Ärzte entstanden ist, zum größten Theil aber ihr Entstehen einer gründlichern Einsicht in das

Wesen vieler Krankheiten und den wichtigen Entdeckungen der neuern Chemie verdankt. Zugleich ist aber auch das Hospitalwesen sehr vervollkommenet worden, und die meisten Staaten, mit Ausnahme weniger, unter denen leider Sachsen obenan steht, obgleich es in Württemberg und Baden nachahmungswürdige Vorgänger hat, haben für die Errichtung zweckmäßiger Krankenanstalten sowol zum ärztlichen Unterricht als zur Krankheitsheilung die nöthige Sorge getragen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn hier die Ansicht aufgestellt wird, daß die Kenntniß des Hospitalwesens eine eigenthümliche Disciplin geworden ist, der deshalb die stets vorschreitende preiswürdige preussische Regierung ein eignes wissenschaftlich praktisches Comité in Berlin bestimmt hat. Es ist dieselbe für jeden Arzt, vorzüglich aber für den Physikatrarzt, unentbehrlich, und gewiß wird man auf deutschen Universitäten ihr bald eine ebenso große Aufmerksamkeit in theoretischer Hinsicht widmen, als sie die Verbesserung der Gefängnisse durch Dr. Julius gefunden hat. Sie bildet gewissermaßen einen Theil der medicina forensis. Diese sogenannte gerichtliche Medicin ist namentlich in Deutschland in den letzten Decennien mit großem Fleiß, theils durch Ärzte, theils durch Rechtsgelehrte bearbeitet worden und hat den wohlthätigsten Einfluß auf die Criminalgesetzgebung Deutschlands gehabt, und wo dies innerhalb der deutschen Grenzen noch nicht der Fall gewesen ist, übt sie wenigstens einen wahrhaft humanen Einfluß auf die Verhandlungen und Erkenntnisse der Strafrechtspflege. Weniger ist dieses in England und Frankreich der Fall. Leider ist man jedoch über viele wichtige Punkte der medicina forensis noch im Streite begriffen, wohin vorzüglich die Lehre von der Zurechnungsfähigkeit gehört.

Während eine große Anzahl ausgezeichnete Männer sich so mit den Forschungen der Gegenwart beschäftigt und für das nächste Geschlecht ausgezeichnet sorgt, richtet eine zwar kleine, aber durch Forschungsgeist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Zahl von Ärzten ihre Blicke auf die Vergangenheit und predigt durch Wort und Schrift die nicht leer verhallende, sondern hier und dort herrlich wirkende Warnung, die Weisheit unserer Zeit ja nicht für etwas aus sich und aus eigener Machtvollkommenheit Entstandenes, nicht mehr zu Verbesseres anzusehen, überhaupt die Geschichte nicht zu vergessen, und so verhindern diese Männer, daß das alleinige Studium der Natur nicht in jene, sich hier und dort plump und keck hervordrängende Beobachtungssucht ausarte.

Diese wichtigen und preiswürdigen Ergebnisse auf dem Gebiete der praktischen Medicin sind aber von dem größten Einflusse auf einzelne Theile derselben gewesen, wohin vorzüglich Chirurgie, Geburtshülfe und Augenheilkunde zu zählen sind, sowie auf der andern Seite die großen Fortschritte dieser Disciplinen den wohlthätigsten Einfluß auf die Vervollkommnung der Medicin gehabt haben, und sie sind nicht mehr von dieser zu trennen. Die Chirurgie unserer Tage hat nirgend ein gegen die Medicin geschlossenes und vermarktes Gebiet; sie steht überall im lebendigsten Zusammenhange mit derselben, und es ist durch keine dialektische Kunstflei eine logisch-richtige Theilung des wissenschaftlichen Gebiets der Medicin und Chirurgie, und durch keine policeiliche Verordnung eine gedeihliche Trennung des ärztlichen und chirurgischen Geschäfts zu Stande zu bringen. Der Gegensatz der Medicin und Chirurgie ist ein organisch-gebildeter: wie im lebenden Organismus zwei Organe miteinander verbunden sind, jedes für sich lebend und bestehend, und doch nur in dem Andern lebend und durch dieses bestehend, so ist das Verhältniß der Medicin und Chirurgie, daher man ebenso gut von einer medicinischen Chirurgie als von einer chirurgischen Medicin sprechen kann. Man hat jetzt erkannt, daß die Ausübung der Chirurgie keinem Handwerke zu vergleichen ist, denn der Gegensatz, mit welchem sie sich beschäftigt, ist der menschliche Körper. Die großen Leistungen auf diesem Gebiete des ärztlichen Wissens sind vorzüglich folgende: eine

naturgemäße Behandlung aller Verletzungen, Brüche und Geschwüre, ein leichteres und einfacheres Verfahren bei allen Operationen, eine sichrere naturgemäße Behandlung aller Verwundungen, sowol der zufälligen als der absichtlichen; größere Sicherheit in der Kunst Blutungen zu stillen, wodurch der Weg zu früher nie gewagten, jetzt häufig und fast immer mit Glück ausgeführten Operationen gebahnt ward, z. B. zur Unterbindung großer, dem Herzen naher Gefäßstämme, zur Extirpation großer Gliedmaßen, z. B. des ganzen Schenkels. Außerdem aber ist das Wesen vieler, früher dunkeln oder ganz unerkannten Krankheiten jetzt aufgeheilt, und somit sind die Mittel zu ihrer Heilung gefunden; sichrere Operationsmethoden sind jetzt vielfach erprobt zum organischen Wiederersatz verloren gegangener Theile, z. B. der Nase, der Lippen, der Augenlider (Morioplastik), oder zur Entfernung von früher für unheilbar gehaltenen Krankheiten, z. B. des gespaltenen Gaumens, der gespaltenen Harnröhre; kurz durch das große Streben ausgezeichneten Männer Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Amerikas ist es in unsern Tagen dahin gekommen, daß in der gesammten Chirurgie kein Theil aufzufinden ist, der nicht mit Erfolg bearbeitet worden wäre. Dasselbe gilt von der Augenheilkunde, die ebenfalls in dem letzten Jahrzehend eifrige Bearbeiter, namentlich in Deutschland, England und Italien, weniger in andern Ländern gefunden hat. Man ist in diesem Zweige der Medicin bemüht, Einfachheit der pathologischen und therapeutischen Grundlehren herzustellen, Einfachheit in die sonst sehr complicirte Lehre der Augenoperationen zu bringen und durch die pathologische Anatomie in die noch immer dunkle Natur vieler Augenkrankheiten, z. B. des schwarzen Staars, zu dringen. Es steht zu erwarten, daß, bei dem eifrigen Streben vieler Ärzte zur Vervollkommnung dieser Disciplin, dieselbe in kurzer Zeit eine Höhe erreichen wird, zu welcher andere Theile der Medicin nur nach Jahrzehnden erst gelangen können und werden. Aber auch die Geburtshülfe hat sich unendlich vervollkommt; man hat die Grenzen der jetzt naturgemäß gestalteten Kunsthülfe genauer bestimmt, als dies früher geschehen war: ein großer Vorschritt, der mit einer genauen Kenntniß des Gebärd- und Geburtactes auf das innigste zusammenhängt; man hat ferner jetzt Mittel gefunden, früher fast immer für Mutter und Kind tödtlich verlaufende Krankheiten der Gebärmutter und des Mutterkuchens rasch und glücklich zu beseitigen; man ist gründlicher über die Natur gefährlicher Wochenbettkrankheiten unterrichtet und hat endlich dadurch der Geburtshülfe eine in vielfacher Beziehung wichtige Bereicherung verschafft, daß man die künstliche Frühgeburt wissenschaftlich und praktisch basirt hat. (2)

Mednyanzky (Aloys, Freiherr von) stammt aus einer altadeligen Familie in Ungarn, die schon zu den Zeiten Ludwig's des Großen und Siegmund's von Luxemburg ritterliche Kriegsdienste geleistet, sich besonders durch ihre Anhänglichkeit an Ferdinand I. von Oestreich gegen Johann Zapolya ausgezeichnet hatte und deshalb von diesem König (1561) mit einem neuen Wappen und vielen Freiheiten begabt ward. Auch den Freiherrenstand dankt M.'s Haus der in den Unruhen des ältern und jüngern Rakoczyn gegen Leopold I. bewährten Treue und den bei den verfohnenden Unterhandlungen geleisteten wichtigen Diensten. Aloys M. wurde geboren am 20. Apr. 1784 zu Prieckopa in der thurozer Gespanschaft während eines zufälligen Besuchs seiner Ältern bei ihren Verwandten. Der alte Plan, die ungarische Nationalität durch deutsche Heirathen, durch deutsche Erziehung, durch Hofgunst und Militärdienst auszutilgen, war im Theresianum zu Wien, durch die scharfsinnige Thätigkeit des Ministers Grafen Saurau in erhöhten Umschwung gerathen. M. zeichnete sich an dieser Akademie sowie später in der Lehranstalt zu Preßburg und dann bei der ungarischen Hofkanzlei aus. In den Vorbereitungen zu jenem großen Kampfe von 1809 wurde M.'s Feuereifer schwerlich von irgend einem andern Edeln des gesammten Kaiserreichs überboten. Aber die überall auf-

fallenden Mängel der obersten Leitung, die Verfassung Tirols, die nach der Schlacht von Raab auf die gesammte ungarische Nation geschleuderte Schmach, blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf des Jünglings heldenmüthige Feuerseele. Auf dem Landtage von 1811 in Beziehung auf des Grafen Wallis Finanzmaßregeln stand M. mit allen Edeln Ungarns in der Opposition und daher lange in entschiedener Ungnade. Auf dem Landtage von 1825, bei der Krönung der Kaiserin, nahm M. wieder auf so würdige Weise das Wort in der Magnatenkammer, daß man es für nothwendig hielt, ihn sowie einen Bartal, Beszereidy, Ragaly, Nagy u. A. zu gewinnen, und sich dagegen der Namen Cótóvós, Ignaz Almassy, Marcus, Szpetits u. A. nach langem Widerstande zu entledigen. M. diente seither mit der überall bewährten Unerfrochtheit, Klugheit und Vaterlandsliebe, zumal in dem Aufstande wegen der Cholera im Jul. 1831 in Pesth. Auch als Sammler, als Kritiker und Geschichtsforscher hat M. ungemeines, immer mehr anerkanntes Verdienst. Seine vieljährige Verbindung mit Hormayr ist für die Geschichte, sowie jene mit dem Grafen Hugo Salm für Technologie und rationelle Landwirtschaft von den größten Folgen gewesen. Kein gemeinnütziges Unternehmen in Ungarn, das sich nicht M.'s eifrigster Mitwirkung zu erfreuen hätte. Seine Urkundensammlung gehört zu den reichhaltigsten in Ungarn. (17)

Meinecke (Johann Albert Friedrich August), Director des joachimsthalischen Gymnasiums in Berlin, der Sohn des durch verschiedene philologische Schriften nicht unbekanntem Directors der Schule zu Osterode, ward 1791 zu Soest geboren. Seine gelehrte Bildung erhielt er auf der Landeschule Pforte, wo er 1805 aufgenommen wurde und sich schon früh durch seine Leichtigkeit im Auffassen sowie späterhin durch seine gründlichen philologischen Kenntnisse auszeichnete. Mit den besten Empfehlungen versehen, bezog er die Universität Leipzig, wo Hermann's Vorlesungen und Gespräche seinen Eifer für die classische Literatur nur in einem noch höhern Grade steigerten. Er ward bald einer der namhaftesten unter den jüngern Philologen Leipzigs und lebte im engen Vereine mit den besten Schülern Hermann's aus jener Zeit, besonders mit Reifig. Mit ihm verband er sich auch zur Herausgabe von Xenophon's „Oeconomicus“ (Leipzig 1812), wo Reifig unter dem Namen Guilelmus Kusterus auftrat und beide Freunde sich unter Lachen und Scherzen in die Bearbeitung des Stoffes getheilt hatten. Die Kühnheit der jungen Männer blieb nicht ohne vielfache Rüge: aber es muß erinnert werden, daß keine Überredung oder besonnene Überlegung zu diesem Angriffe auf J. G. Schneider die Veranlassung gegeben habe, sondern, wie Reifig selbst erzählte (vgl. das Intelligenzblatt zur „Allgemeinen Literaturzeitung“, 1832, Nr. 6), nur ein momentaner Einfall. M. folgte bald darauf einem Rufe an das damals bestehende Conradinum zu Jenkau, wurde dann Professor der lateinischen und griechischen Literatur am Athenäum zu Danzig und trat endlich als Director an die Spitze dieser Anstalt (1821), die ihm ihre neue Organisation und ihr neues Leben verdankt. Namentlich betrieb er das Privatstudium der griechischen und lateinischen Classiker und der von ihm, nach dem Muster der Fürstenschulen entworfene Plan fand bei dem Ministerium zu Berlin so vielen Beifall, daß dasselbe diesen Plan im Jahre 1824 allen Gymnasien zur Nachachtung empfahl. Einige öffentliche Gegenerklärungen, welche erfolgten, konnten wol nur aus Mißverständnis des Einzelnen, nicht der ganzen wohlgemeinten Tendenz oder der löblichen Sache selbst, hervorgehen. Auch als Schriftsteller war M. in Danzig thätig. Von ihm erschienen: „Commentationum miscellaneorum fasciculus primus“ (Danzig 1822, 4.); ferner: „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis“ (Danzig 1823) und sein Hauptwerk: „Menandri et Philemonis reliquiae“ (Berlin 1823), welches er schon 1818 durch eine kleine Gelegenheitschrift angekündigt hatte. Diese Ausgabe der Fragmente Menander's ist durch eine Fülle von Ge-

lehrsamkeit und Scharfsinn in hohem Grade ausgezeichnet und ohne Zweifel eine der bedeutendsten philologischen Arbeiten aus der neuern Zeit. Später bearbeitete er in Teubner's Sammlung eine Handausgabe des Theokrit, Bion und Moschus mit kritischen Anmerkungen. Im Sommer 1826 vertauschte M. Danzig mit Berlin, um das Directorat des joachimsthal'schen Gymnasiums zu übernehmen. Auch hier, wo er mit veralteten Formen und eingewurzelten Übeln kämpfen mußte, hat er seine Geschicklichkeit im Dirigiren bethätigt und besonders durch eine durchgreifende Verbesserung der Schuldisciplin den alten Ruhm dieser Anstalt aufs Neue begründet. Bei amtlichen Veranlassungen schrieb er drei Programme: „Quaestiones scenicae“ (Berlin 1826 — 30), die zu gehaltvoll sind, als daß sie nicht, trotz der Masse von Gelegenheitschriften, einer großen Aufmerksamkeit des philologischen Publicums werth geworden wären. M. wurde 1831 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

(48)

Meisling (Simon), Professor und Rector der gelehrten Schule in Helsingör, geboren 1787, ein ausgezeichnete Philolog, hat die dänische Literatur mit vielen metrischen Übersetzungen griechischer und römischer Dichtungen bereichert. Seine Abhandlung über das Schicksal der heroischen Versart in ältern und neuern Zeiten bei den Völkern Europas („Underfølgelse om det heroiske Versmaals Skiebne“, Kopenhagen 1816) ist wichtig. Virgil's „Aeneide“ und „Eklogen“, Dvid's „Verwandlungen“, Martial's „Epigramme“, des Musäus „Hero und Leander“, die Idyllen von Theokrit, Bion und Moschus u. hat er in schöne wohlklingende, meistens sehr correcte Hexameter mit poetischem Sinn übersezt. Seine Übersetzungen sind mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Auch neuere poetische Meisterwerke hat er der dänischen Literatur angeeignet, z. B. Gozzi's dramatische Märchen, und interessante Aufsätze über die italienische Literatur geliefert.

(4)

Melbourne (William Lamb, Viscount), Staatssecretair für die innern Angelegenheiten, geboren am 15. März 1779, war der älteste Sohn des 1828 gestorbenen Sir Peniston Lamb, der bereits 1770 zum Lord Melbourn erhoben und 1815 Pair des vereinigten Königreichs ward. In Eton gebildet, ging er nach Oxford und gewann durch seine Kenntnisse früh Auszeichnung. Als er im Parlament auftrat, wo er zur Whigpartei gehörte, sprach er oft und mit einer Aufmerksamkeit erregenden Gewandtheit. Er verwaltete zwei Jahre hindurch die Stelle eines ersten Secretairs für Irland, die ihm vielfältige Gelegenheit gab, sich Geschäftskenntnisse zu erwerben. Als Lord Grey an die Spitze der Verwaltung kam, wurde M. Minister des Innern. Niemand spricht ihm ein vorzügliches Talent ab, aber, sagten seine Gegner unter den Radicalen, er zeige zu wenig, daß er gescheit sei, und für einen erklärten Whig habe er häufig Ansichten dargelegt, die weniger einem Volksfreunde als einem Tory aus Castlereagh's Schule ziemten. Bei dem Anfang der Verhandlungen über die Parlamentsreform meinte man, er sei viel zu aristokratisch für die neue Ordnung der Dinge, er stehe etwa mit Palmerston und Lansdowne auf gleicher Linie, und in Beziehung auf eine Rede, die er bei jener Gelegenheit im Oberhause hielt, hat man ihn einen Milch- und Wasserreformer genannt. Trat jene Rede auch gegen Grey's geistreiche Entwicklung, gegen Plunkett's eindringliche Worte, gegen Brougham's kräftigen Aufruf, selbst gegen des Widersachers Harrowby geschickte Angriffe in Schatten, so machte M. doch vorzüglich den Grund geltend, daß die Veränderung des Wahlgesezes als ein laut ausgesprochener Volkswunsch gewähret werden müsse, und daß, wer die Zeichen der Zeit verstehe, unmöglich glauben könne, die alte Verfassung des Hauses der Gemeinen aufrecht zu erhalten. Noch entschiedener verfocht er diesen Grund in einer spätern Rede. Wenn er den tief gewurzelten Unwillen des Volkes sehe, sagte er, so halte er es für nothwendig, die Repräsentation auf eine breitere, der Einsicht seiner Mit-

bürger angemessene Grundlage zu stützen. Er gebe sich dadurch nicht, wie man ihm vorgeworfen, den Binden und Wellen der Demokratie hin, aber er vertraue dem Verstande des Volkes, und diesem allein wolle er vertrauen, weil solches Vertrauen eine der Bedingungen einer volksmäßigen Regierung sei. Diese Äußerungen bewiesen, daß M. bei der Erwägung der großen Frage seine frühern Ansichten, auf welche er selber hindeutete, dem erkannten Zeitbedürfnisse zum Opfer gebracht habe. Er hat zwar, seit er einem der wichtigsten und schwierigsten Theile der Staatsverwaltung vorsteht, keine Maßregel von hoher Wichtigkeit ausgeführt; wenn man sich aber erinnert, daß zu der Zeit, als er in sein Amt trat, das Land durch Brandstiftungen, Mord und Geselzlosigkeit beunruhigt wurde, so wird man seiner Wirksamkeit ihr Verdienst nicht absprechen können, wie sehr auch die Erwartungen, welche das Volk von der gewährten Verbesserung der Verfassung hegte, dazu beigetragen haben, die Bewegung zu stillen. (Vgl. Lamb, Lady Caroline.) M.'s älterer Bruder, Sir Frederik James Lamb, war Gesandter in Frankfurt, bis er die Gesandtschaftsstelle in Madrid erhielt. Der jüngere, George Lamb, Mitglied des Hauses der Gemeinen, ist Unterstaatssecretair im Ministerium des Innern.

Melville (Robert Saunders Dundas, Lord), der Sohn des 1811 verstorbenen Lords Melville, der 1805 als erster Lord der Admiralität wegen einer gegen ihn erhobenen Anklage aus dem Staatsdienste trat, ward am 14. März 1771 in Schottland geboren. Nachdem er seine Studien auf der Universität zu Cambridge vollendet hatte, brachte ihn Pitt, ein Freund seines Vaters, in den Staatsdienst. Er wurde zuerst Generalsecretair für Irland, später Präsident der den indischen Angelegenheiten vorgesetzten Behörde und trat im März 1812 in die Admiralität ein, die er aber 1827 wieder verließ, als der Herzog von Clarence Oberadmiral ward. Als Wellington an das Ruder gelangte, wurde M. wieder Präsident des Board of control und kam nach dem Rücktritt des Herzogs von Clarence 1829 wieder in die Admiralität. In seinen Reden, die er über die Angelegenheiten der indischen Colonien oder zur Rechtfertigung der oft angegriffenen Admiralität und in andern Fällen gehalten, kündigte sich männliche Festigkeit, Einfachheit und Gründlichkeit an. Während er an der Spitze der Admiralität stand, wurde Algier gezüchtigt, eine Begebenheit, die ehrenvoll für die Flotte und deren Verwaltung war. Ganz besonders interessirten ihn die Angelegenheiten Schottlands, und er nahm stets den thätigsten Antheil, wenn es darauf ankam, seines Vaterlandes Wohl zu befördern. Noch verdienen seine vielfachen Bemühungen zur Verbesserung des Seewesens und besonders die Vollendung des Hafens von Plymouth Erwähnung. Sicher und geborgen gegen Sturm und Ungewitter, kann hier jetzt die englische Flotte liegen, wo ehemals manches Schiff seinen Untergang fand. Nie hat selbst die Verleumdung seine Ehre und Rechtlichkeit angegriffen. Bei der Verfolgung seines Vaters, die mit einer völligen Freisprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage endigte, benahm er sich so vortrefflich, daß er selbst den feindlichsten Gemüthern Bewunderung abzwang.

Mendelssohn Bartholdy (Felix), geboren zu Berlin am 3. Febr. 1809, einer der talentvollsten und in gewisser Beziehung unstreitig der bedeutendste aller jetzt lebenden bekannten Musiker. Schon in seiner frühesten Jugend äußerten sich, wie bei Mozart, seine außerordentlichen musikalischen Fähigkeiten. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, Sohn des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn, verschaffte diesen Anlagen die sorgfältigste Ausbildung. Sein Lehrer im Generalbass und in der Composition wurde Zelter; auf dem Fortepiano unterrichtete ihn Ludwig Berger. Der Knabe übertraf alle Erwartungen seiner Lehrer. Er war noch nicht 8 Jahre alt, als er schon die schwierigsten Aufga-

(12)

den des strengen Satzes mit spielender Leichtigkeit löste; ebenso schien, abgerechnet was die noch unausgewachsene Hand unmöglich machte, ihm auch im Klavierpielen keine Aufgabe mehr Schwierigkeiten zu machen. Die Schärfe seines Gehörs, die Stärke seines musikalischen Gedächtnisses und vor Allem seine bis ans Unergründliche grenzende Fertigkeit im Lesen vom Blatte erregten schon damals bei seinen Lehrern das höchste Erstaunen, und erweckten die Hoffnung, daß in diesem Knaben ein Nachfolger Mozart's heranwache. Als Beispiele von seinen Fähigkeiten führen wir nur an, daß er schon im achten Jahre die vielstimmigsten Partituren von Bach mit Sicherheit vom Blatt spielte, Cramer's Übungen vom Blatt transponirte, durch die bloße Schärfe seines Ohrs Quinten und andere Fehler oder Nachlässigkeiten in den verwickeltesten Compositionen sogleich entdeckte (unter andern in einer Motette von Bach, wo sie seit 100 Jahren kein Musikus bemerkt hatte), daß er selbst die größern Stücke, die er bei seinem Lehrer spielte, alsbald auswendig wußte. In seinem neunten Jahre spielte er zuerst öffentlich in Berlin. Es war das Concert militaire von Dussack, welches er mit einer solchen Leichtigkeit, Sicherheit und Anmuth vortrug, daß der geübteste Kenner nicht im Stande gewesen wäre zu errathen, daß ein neunjähriger Knabe am Instrument sitze. Nach dieser Zeit machte er mit seinen Aeltern eine Reise nach Paris, wo er durch seine musikalischen Anlagen das höchste Erstaunen aller Kenner erweckte. Zelter nahm ihn 1821 mit nach Weimar zu Goethe, dessen Liebe sich der auch im Übrigen ausgezeichnet begabte, geistvolle, muntere Knabe in einem hohen Grade erwarb. Er spielte dort Fugen von Sebastian Bach, Duverturen von Mozart, Sonaten von Beethoven, glänzende, nur auf Fertigkeit berechnete Stücke von Dussack, Field, Hummel und Andern, mit vollkommenster Meisterschaft. Zugleich phantasirte er frei über jedes gegebene Thema, mit einer beispiellosen Beherrschung der strengsten Formen. Neben diesen Eigenschaften der reifsten Studien und des männlichen Alters, interessirte der unbefangene, knabenhafte Muthwille, der kindlich offene Sinn. Als bei einem musikalischen Frühstück Hummel phantasirt hatte, und man darauf in den Knaben drang, nach diesem Meister zu spielen, fing er bitterlich zu weinen an, und war nicht dazu zu bewegen. In diesem Alter hatte er schon sehr viele Fugen, Klavierstücke und dergleichen mehr componirt, und schon damals oder wenigstens im nächsten Jahre darauf einige kleine Operetten, die, in freundschaftlichen Circeln aufgeführt, den Beifall aller Kenner fanden. Seine erste Composition erschien 1824, zwei Quartetten für Fortepiano, Violine, Bratsche und Cello. Bald darauf erschien eine Sonate mit Violinbegleitung in F-moll und eine sehr ausgezeichnete Arbeit, ein Quartett in A-moll. Im Sommer 1827 wurde in Berlin seine erste größere Oper: „Die Hochzeit des Gamacho“, gegeben. Das Werk hatte zwar, zum Theil wegen des der dramatischen Kraft entbehrenden Gedichts, keinen glänzenden Erfolg, fand jedoch viel Anerkennung bei den Sachverständigen und erregte die Theilnahme des Publicums in hohem Grade. Diese Oper ist seitdem im Stich erschienen. Von dieser Zeit an wurde die Laufbahn des Componisten eine öffentliche. Die letzten drei Jahre von 1829 an brachte er auf Reisen in Frankreich, Italien, England und Schottland zu. Fast in allen Hauptstädten, vorzüglich aber in London und Paris, erregte er sowol durch sein geistvolles Spiel auf dem Fortepiano, als durch seine Compositionen das Erstaunen des Publicums und der Kenner. In der Fertigkeit des Spiels, zumal aber in der unglaublichen Sicherheit des Lesens, übertrifft ihn von den lebenden Spielern wol Niemand; die Stärke seines Gedächtnisses hat sich ebenfalls bis zu einer unglaublichen Höhe ausgebildet. Nicht nur, daß er öffentlich die schwierigsten Sachen von Bach, Beethoven, Hummel u. s. w. ohne Noten spielt, sondern fast alle größern Meisterwerke, wie die Opern von Gluck, Mozart, Beethoven, Weber u. s. w., hat er so fest im Gedächtniß, daß er sie auswendig am Klaviere mit der

völligsten Sicherheit begleitet, sodaß er sogar nicht angestanden hat, dies in vorkommenden Fällen öffentlich zu thun, wo durch einen kleinen Irrthum das ganze Stück hätte umgeworfen werden können. Von seinen neuern Compositionen nennen wir folgende: Eine große Cantate zur Geburtstagsfeier Albrecht Dürer's; eine zweite zu einem Fest, welches Alexander von Humboldt den versammelten Naturforschern in Berlin gab; und eine dritte: „Die Walpurgisnacht“ von Goethe. Ferner eine große Symphonie zur Feier des Reformationsfestes geschrieben; zwei Ouverturen, deren eine: „Die Hebriden“, von seinem Aufenthalte auf diesen Inseln benannt, die andere zu Shakespeare's „Sommernachts Traum“ höchst geistreich und eigenthümlich gedacht ist. Nächst diesen größern Werken für Orchester und Singstimme hat er eine große Anzahl von Liedern, Quartetten für Bogeinstrumente, Klavierconcerten (das Neueste in G-moll), Sonaten, Etuden, ein Capriccio mit Orchester, größere Gesangsstücke u. s. w. gesetzt, sodaß ihm, in Erwägung seiner Jugend, an Fruchtbarkeit vielleicht kein jetzt lebender Componist gleichkommt. Sollen wir nun, nachdem wir historisch angegeben haben, was uns von dieser merkwürdigen Erscheinung bekannt ist, ein Urtheil wagen über Das, was in der Kunstgeschichte dereinst gelten wird, so möchte dasselbe bis jetzt doch nur sehr vorsichtig und keineswegs entscheidend auszusprechen sein. Der Künstler hat kaum sein 24. Jahr erreicht, und wer wäre in solchem Alter in sich vollendet gewesen! Wie die Sachen jetzt stehen, will es uns freilich scheinen, als ob die Leistungen des Componisten im Gebiete der Erfindung nicht ganz den Erwartungen entsprechen wollten, welche seine frühen außerordentlichen, selbst denen des Knaben Mozart nicht nachstehenden, Anlagen erregten. In technischer und praktischer Hinsicht aber steht der junge Künstler allerdings auf einer Höhe, wo er sich mit jedem Meister messen kann, sodaß wir ihn, wäre die Musik eine Wissenschaft, vielleicht an die Spitze aller Erscheinungen in diesem Gebiet stellen könnten. Da sie aber eine Kunst ist, die rein und tief aus dem Busen quillt, aus dem heiligsten Innern des Gemüths schafft, so möchten wir fast glauben, daß die überwiegende Verstandesrichtung, die wir in der Individualität des Componisten wie in seinen Werken wahrnehmen, der reinen Entfaltung jener unmitttelbaren Kunstblüten Eintrag gethan habe und auch künftig thun werde. Indessen sollte nichts uns lieber sein, als wenn wir dereinst zu dem Bekenntniß gezwungen würden, daß diese Ansicht als eine irrthümliche aufzugeben sei.

(20)

Menzel (Wolfgang), geboren am 21. Jun. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, verlor seinen Vater, einen Arzt, sehr frühe, lebte bei seiner Mutter auf einem Landgut, kam erst 1814 auf die Elisabethschule nach Breslau, wo er sich eifrig der Turnkunst widmete, studierte 1818 — 20 in Jena und Bonn Philosophie, kam 1820 nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule. Sein erstes Product waren die „Streckverse“ (Heidelberg 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Wis enthalten, allgemeines Aufsehen machten und M. unter Andern an Jean Paul einen warmen Freund erwarben. Im folgenden Jahr gab er die „Europäischen Blätter“ (Zürich) heraus, in welchen er zuerst den schonungslosen Vernichtungskampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine Polemik gegen Göthe und besonders gegen die Göthe'sche Schule sich zu den unbedingten und selbst zu den bedingten Verehrern dieses Dichters in ein kriegerisches Verhältniß setzte. Unter seinem Banner sammelten sich auch die bisher zerstreuten ausschließenden Bewunderer Schiller's, die in Süddeutschland von jeher der Zahl nach überwiegend waren, bis her von der Dictatur der Schlegel'schen Schule unterdrückt, größtentheils geschwiegen hatten und jetzt sich mit Freuden der unerwarteten Reaction angeschlossen. Um dieselbe Zeit erschien zu Zürich der erste Band seiner „Geschichte der Deutschen“,

die 1827 in drei Bänden
erschienen sind. Er
wird die Zeit der
unserer Freiheit der
Bewegung an sich
nicht von einem
christlichen Dichter
geboten, bis in die
beachtend und
darstellen, wie in
sich ein
und Ruhe, welche
was er aus, in
welchen berechnet
überließ er die
in welche er sich
was er der Ge
in hand darauf
übergeriet, a
Wörter heit
sich Wähler
sich schmeichele
in Geist des Ver
in 2 Bde., zwei
von den Deutschen
geschien, waren
zukommen; in
zurückzuführen,
der Literatur stellt
den Zunderstoff,
die Literatur zum
Kunstwerk. Das
merkmal auf
sich in Frankreich,
früher ausgesproch
langwierig hervor.
sich durch die planni
für den Jun. 1829
darficht, von welcher
ngann. Der Kampf
Licht der Begier und
sich von diesem Zeit
Kämpfer der poli
sunt plures et
sunt magis press
sunt et sich au
Licht, sich Dichte
und heiliges Wort
sunt gis- und p
sunt und Mar
re (Santant) dem
sunt, Sämtliche G
sunt. App. der

die 1827 in drei Bänden vollendet ward und zu deren Beendigung er 1825 nach Heidelberg ging. Er erklärte sich in einer ausführlichen Vorrede über seine organische Ansicht der Geschichte, und rechtfertigte sich über die Punkte, wo ihm die innere Wahrheit der Sachen einige Abweichung von der Darstellungsweise seiner Vorgänger anbefohlen. So glaubte er namentlich der katholischen Religion nicht den Nimbus entziehen zu dürfen, in welchem sie in den Jahrhunderten der christlichen Begeisterung gegläntzt, und die Wahrheit der Geschichte schien ihm zu gebieten, daß im Überströmen dieser Begeisterung früher die Kraft als deren Mißbrauch und Auswuchs erkannt werde. Im Allgemeinen wollte er jede Erscheinung darstellen, wie sie im Ganzen der Lebensentwicklung unsers Volkes ihren natürlichen Platz eingenommen. In Anordnung und Styl suchte er diejenige Klarheit und Ruhe, welche jede historische Darstellung erfordert, die eigentlich gelehrte Form schloß er aus, weil er das Werk für ein größeres Publicum und vorzüglich für Schulen berechnete. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift: „Voß und die Symbolik“ (Stuttgart 1825), durch welche er sich den tödlichen Haß jenes Gelehrten und seiner Anhänger zuzog, ohne daß er der Gegenpartei gehuldigt hatte. M. zog 1825 nach Stuttgart, wo er sich bald darauf als Bürger ansiedelte, mit Cotta in Verbindung trat und eine Würtembergerin, aus dem Geschlechte des berühmten Philosophen Georg Bernhard Vilfinger heirathete. Er übernahm nun das „Literaturblatt“, von dessen Redaction Müllner abgetreten war, anfangs nicht unter seinem Namen, um sich erst in dieses schwierige Geschäft einzuarbeiten. In seinem den originellen und universalen Geist des Verfassers glänzend beurkundenden Werke: „Die deutsche Literatur“ (2 Bde., Stuttgart 1828), machte er es sich zur Aufgabe, das Wort, das bei den Deutschen in Gegensatz mit dem Leben getreten ist, zu diesem Leben zurückzuführen. „Wir werden vom Leben ausgehen“, sagt er, „um beständig darauf zurückzukommen; an diesem Ariadnesfaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurechtzufinden. Indem wir uns im frischen Gefühl des Lebens über die todtte Welt der Literatur stellen, wird sie uns alle Geheimnisse aufschließen müssen, ohne uns in den Zauberschlaf zu wiegen.“ Von diesem freien Standpunkte aus betrachtete er die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, und sodann als ein Kunstwerk. Das Buch ward von dem deutschen Publicum mit der größten Aufmerksamkeit aufgenommen und begründete M.'s Ruf auch im Auslande, besonders in Frankreich. Der polemische Theil desselben, in welchem M. seine schon früher ausgesprochenen Ansichten weiter entwickelte, rief von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb M. beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatts“, an dessen Spitze er seit dem Jan. 1829 nun auch mit seinem Namen trat, einen Waffenplatz für seine Ansicht, von welchem aus er ordentlich als literarische Macht zu Felde zu ziehen begann. Der Kampf ist s: in Element; er setzte ihn ohne Rücksicht auf Ruhm und Zahl der Gegner und immer wachsende Feindschaften unermüdlich fort, und es läßt sich von diesem Todfeinde aller literarischen Aristokratie sagen, was Livius von dem Vorkämpfer der politischen Demokratie in Rom, dem ältern Cato, sagt: „Simultates nimio plures et exercuerunt eum, et ipse exercuit eas. Nec facile dixeris, utrum magis presserit eum nobilitas, an ille agitaverit nobilitatem.“ Inzwischen hat er sich auch viele und warme Freunde erworben, und ist namentlich zu Dieck, dessen Dichtergröße er in ihrem ganzen Umfange gewürdigt hat, in ein nahe und herzliches Verhältniß gekommen. Als Dichter ist M. hauptsächlich in den zwei geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rubezahl“ und „Marschall“ (Stuttgart 1829 — 30) aufgetreten. Schon 1826 hatte er (Stuttgart) den Almanach „Moosrosen“ herausgegeben; 1830 erschien von ihm „Politische Grillen“ in Rotteck's „Annalen“. Seine „Reise nach Ostreich“

(Stuttgart 1831) wird von *Streichern* selbst öffentlich als dasjenige Buch empfohlen, das sich am wahrhaftesten und treffendsten über den Nationalcharakter der *Streicher* und namentlich der *Wiener*, über die dortigen literarischen Verhältnisse u. s. w. ausspricht. Seit 1829 gibt *M.* das „Taschenbuch der neuesten Geschichte“ (Stuttgart) heraus, wovon bereits drei Bände erschienen sind. Als *Deputirter* des *Oberamts* *Bahlingen* in der *Ständerversammlung* von 1833 hat *M.*, während literarische Feinde ihm die Absicht, sich an die Spitze einer *Zwischenpartei* zu stellen, unterschoben, mit anspruchloser *Treue* an *Schott's*, *Uhland's* und *Pfizer's* Seite gekämpft, und in der *Opposition* für die vier in Anspruch genommenen *Gewählten*, für die *Wahl* des *Freiherrn* von *Wangenheim*, gegen die *Einmischung* der *Regierung* in den *Geschäftsgang* der *Kammer*, gegen das *aristokratische* Übergewicht der *Finanzcommission*, gegen das die *Motion* des *Abgeordneten* *Pfizer* betreffende *Geheimrathsrescript* (vergl. *Württemberg*) gesprochen und gestimmt. (43)

Mérilhou (*Joseph*), geboren zu *Montignac* im *Departement* *Dordogne* am 15. Oct. 1788, studirte in *Paris*, wurde 1810 *Advocat* und 1812 vom *Kaiser* zum *Auditor* beim *Gerichtshofe* ernannt. Nach der ersten *Restauration* war er *Berichterstatter* im *Criminalgerichte* beim *Processe* gegen *Carnot*; in den hundert Tagen *Substitut* des *Generalprocurators*, verlor er seine *Stelle* durch die zweite *Restauration* und wurde als *verdächtig* unter *policeiliche* Aufsicht gebracht. Er vertheidigte 1817 *Comte* und *Dunoyer*, *Redactoren* des „*Censeur*“, welche des *Hasses* und *Ungehorsams* gegen die *königliche* *Regierung* beschuldigt waren; Dieselben 1818 in der *Bretagne*, als man sie anklagte, den *Chouans* *Böses* nachgesagt zu haben, welchen *Proces* die *Regierung* aufgab. Im *Sept.* 1817 sprach er für die *Brüder* *Duclos*, welchen man *Theilnahme* an einer *Ver schwörung* vorwarf; sie wurden *freigesprochen*. Im folgenden Jahre führte *M.* das Wort für *Scheffer*, *Verfasser* des „*Etat de la liberté en France*“; *Brissot*, *Verfasser* des „*Rapports des bannis*“, und *Feret*, *Verfasser* des „*Homme gris*“, deren *Schriften* als *aufrehrisch* bezeichnet waren; er benutzte diese *Vertheidigungsreden*, um von der *Regierung* *Departementalfreiheiten*, *Wahlfreiheit*, die *Entlassung* der *Schweizertruppen*, die *Rückkehr* der *Verbannten* zu verlangen. In dem *Processe* der „*Bibliothèque historique*“ vertheidigte er 1820 die *Freiheit* der *Erörterung* über *Glaubensartikel*. Als das *Gesetz* vom 26. März 1820 den *Ministern* gestattete, die *Bürger* ohne *Urtheil* verhaften und festhalten zu lassen, gründete er die *Nationalsubscription* zum *Beistande* für die *Dpfer* dieses *Gesetzes*. In diesem *Vereine* wurde *M.* mit *Laffitte*, *Casimir Périer*, *Lafayette*, *d'Argenson*, *Kératry*, *Gévaudan*, *Dillon-Barrot*, *Etienne* und *General Pajol* zum *Mitgliede* des *Verwaltungsrathes* ernannt. Mit seinen *Collegen* *Etienne*, *Dillon-Barrot* und *Pajol* beschuldigt, zum *Hasse* gegen die *königliche* *Regierung* aufgereizt zu haben, ward er auf die *Vertheidigungsrede* *Dupin's* durch den *Spruch* der *Assisen* vom 30. Jun. 1820 *freigesprochen*. *M.* gehörte zu den *Gründern* des *Vereins* der *Freunde* der *Pressefreiheit* und blieb darin bis zu dessen *Auflösung* am 18. Dec. 1819. Zu Ende des *Jahrs* 1820 vertheidigte er, vor den *Assisen* zu *Bordeaux*, *Pujos*, den *Redacteur* der „*Tribune de la Gironde*“, welche den 12. März 1814, wo der *Herzog* von *Angoulême* in *Bordeaux* *eingezogen* war, als *einen* *Tag* des *Unglücks* und der *Schmach* dargestellt hatte. In *Bordeaux* verlor er den *Proces*, doch wurde der *Spruch* *cassirt*, und er war *glücklicher* vor den *Assisen* zu *Agen*, welche den *Redacteur* der *Zeitschrift* *freisprachen*. Vor den *pariser* *Assisen* vertheidigte er im *Nov.* 1820 und *Jan.* 1821 den *Manufacturbesitzer* *Paul Antoine Capolle*, der *angeklagt* war, *Oberhaupt* der *Zusammenrottungen* im *Jun.* 1820 gewesen zu sein; auch *Capolle* wurde *freigesprochen*. Im *Aug.* 1822 war *M.* *Vertheidiger* von *Bories*, *Chef* der *Carbonariverschwörung* von *la Rochelle*, und konnte durch

weisen Erbe die Zeit
nicht von ihm durch
Bretten herfür. um
vom Engelstempel
dort zu begeben.
Lautsch an der G
kränzen wahren Ber
rindhof, um zu
Affisen von Pajol
halten. Er war
Apr. 1823. D
schickte er ein
Bate freigespro
tämlichstem Pro
nicht, stimmte
Revolutionen
als zum Juri
ante zwischen d
Ketzerei die si
schickte, die Re
in alter Fre
journen, unterst
Assisen. Unter
die Schiffe und für
Oeuvres de Mar
Journal gene
Mérilhou
novbr am 1800
sich unter die Zeit
zur Literatur und
nen Ruf durch ein
Titel: „Théâtre
herausgab. Die
sen, die mit von
Rechnung und
die sehr aus, daß si
meinen französischen
eine Sammlung
Posten gab, u
hatte M. die Assisen
und nannte both u
ist. „La Jacq
Erwin und erim
von sehr schone
schlagen zu gebe
den sollen könn
denn du ter
sich Schwun
untersuchte Port
Wahrschick anspr
gen: „Mateo Pa
que“, „La fami

seinen Eifer die Todesstrafe, auf welche der königliche Advocat Marchangy antrug, nicht von dem Haupte des Angeklagten abwenden. Zu derselben Zeit vom General Berton berufen, um ihn vor den Assisen von Poitiers zu vertheidigen, konnte er vom Siegelbewahrer Peyronnet nicht die erforderliche Erlaubniß erlangen, sich dahin zu begeben. Vergebens trug er beim Präsidenten der Assisen auf die Erlaubniß an, den General Berton als Freund zu vertheidigen. Der General wollte keinen andern Vertheidiger annehmen. Vergebens wandte sich M. an den Cassationshof, um nachzuweisen, daß der Generalprocurator und der Präsident der Assisen von Poitiers sich in dem Proceß gegen Berton eine Verfälschung erlaubt hätten. Er war nicht glücklicher in dem Proceße des „*Courrier français*“ im Apr. 1823. Diese Zeitung wurde auf 14 Tage suspendirt. Im Dec. 1825 vertheidigte er den „*Courrier*“ gegen eine Tendenzanklage, und diesmal wurde das Blatt freigesprochen. Durch diese und andere Proceße ward M. einer der volksthümlichsten Männer Frankreichs. In seinem 40. Jahre zum Abgeordneten erwählt, stimmte er, einer der 221, für die Adresse gegen Polignac. Nach der Juliarevolution ward er Minister des Unterrichts, war aber dazu nicht so geeignet als zum Justizministerium, welches er unter Laffitte erhielt. Als bei dem Streite zwischen dem Generalprocurator Persil und dem Procurator Comte, welcher Letztere die strengen Maßregeln seines Vorgesetzten gegen die Presse ungern ausführte, die Regierung sich auf Anstiften Dupin's für Persil erklärte, verließ M., ein alter Freund Comte's, das Ministerium. Er blieb aber Anhänger der Regierung, unterstützte sogar oft den Minister Périer, zerfiel aber dadurch mit der Opposition. Unter M.'s Schriften nennen wir außer den gedruckten „*Plaidoyers*“ für Scheffer und für den „*Courrier français*“, die „*Notice sur Mirabeau*“ vor den „*Oeuvres de Mirabeau*“ (9 Bde., Paris 1825—26), und mehre Artikel im „*Journal général de législation et de jurisprudence*“.

Mérimée (Prosper), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs, wurde um 1800 geboren, und nachdem er in Paris die Rechte studirt hatte, ließ er sich unter die Zahl der Advocaten aufnehmen, seine Neigung aber zog ihn bald ganz zur Literatur und er ist, wie es scheint, nie vor Gericht aufgetreten. Er gründete seinen Ruf durch eine 1824 erschienene Sammlung von Schauspielen, die er unter dem Titel: „*Théâtre de Clara Gazul*“ als angebliche Übersetzungen aus dem Spanischen herausgab. Diese Leistungen, obgleich seine Erstlinge, gehören zu den vorzüglichsten, die wir von ihm haben, und zeichnen sich durch kühne Erfindung, geistreiche Behandlung und Ausführung der Einzelheiten, durch Wahrheit der Situationen so sehr aus, daß sie ihm gleich nach ihrer Erscheinung einen der ersten Plätze in der neuern französischen Literatur sicherten. Er ließ 1827 unter dem Titel: „*Guzla*“ eine Sammlung einzelner Dichtungen drucken, die er für Übersetzungen illyrischer Poesien ausgab, und viele einsichtsvolle Beurtheiler ließen sich täuschen, so treu hatte M. die illyrische Volkthümlichkeit wiedergegeben. Göthe verrieth die Maske und nannte bald nach der Erscheinung des Buchs den wahren Namen des Verfassers. „*La Jacquerie*“ (Paris 1828) ist eine Reihe dramatisirter historischer Scenen und erinnert durch diese Form an Vitez's „*Barricades*“. Man findet hier zwar sehr schöne Situationen und M.'s glänzendes Talent, doch sind diese Darstellungen zu gedehnt, als daß man sie mit seinen übrigen Leistungen auf gleiche Linie stellen könnte. Er erhöhte dagegen seinen Ruhm durch den Roman „*La chronique du temps de Charles IX*“ (Paris 1829), der sich durch Kraft, poetischen Schwung, jugendlich frische Phantasie, charakteristische Scenen, geschickt ausgeführte Portraits, einen lebendigen kräftigen Styl und oft durch historische Wahrheit auszeichnet. Seitdem hat M. nur Novellen geliefert. Die Erzählungen: „*Mateo Falcone*“, „*Tamango*“, „*La partie de trictrac*“, „*Le vase étrusque*“, „*La famille Carvajal*“, „*Le carosse du St. Sacrement*“ gewannen großen

Beifall. Ihre Eigenthümlichkeit besteht in einer bewundernswürdigen Wahrheit der Farbengebung und einer besondern Kunst, Einzelheiten auszuführen und mit einer Anmuth zu schildern, die fast an Tieck's Weise erinnert, womit M. oft eine echt dramatische Wirkung verbindet. Seine Werke sind sämmtlich in Prosa geschrieben, aber in einer ungemein harmonischen und gebildeten, dabei aber einfachen und von aller Ziererei entfernten Prosa. Sein Styl ist ihm ganz eigenthümlich und die Nachahmer, die er gefunden hat, waren unglücklich in ihren Versuchen. Nach der Juliusrevolution wurde M. Secretair des Grafen von Argout und seine amtlichen Arbeiten haben ihn seitdem von der literarischen Laufbahn abgezogen.

Merk (Joseph), Hofgerichtsrath zu Freiburg im Breisgau, geboren zu Donaueschingen am 21. Dec. 1780, ist der Sohn des ehemaligen fürstlich fürstenbergischen Hofraths Peregrin M., der sich um die Geschichte des Hauses Fürstenberg durch reiche Sammlung von Quellen und Urkunden verdient gemacht hat. Durch eine sorgfältige häusliche Erziehung und den Besuch des Gymnasiums zu Donaueschingen vorbereitet, bezog M. die Universität Freiburg, um Rechtswissenschaft zu studiren, und widmete sich nach vollendeten Studien, 1803, in seiner Vaterstadt dem Sachwalterberuf; doch vertauschte er denselben bald mit dem Staatsdienst, indem er 1806 als Amtschreiber in Stühlingen angestellt wurde, kam dann 1812 als Amtmann nach Hüfingen und wurde 1814 in gleicher Eigenschaft abermals nach Stühlingen berufen. Seine geschwächte Gesundheit, welche hauptsächlich in Folge der Anstrengungen in den Kriegsjahren von 1813 — 15, während deren er die Geschäfte des Kriegscommissariats in seinem Bezirke versah, gelitten hatte, nöthigte ihn 1822 zur Wiederherstellung derselben auf unbestimmte Zeit Urlaub zu nehmen. Während dieses Urlaubs nahm M. seinen Aufenthalt in Freiburg, wo er unter dem Einfluß einer wohlthätigen Muße und eines mildern Klimas sich allmählig erholte, sodas er schon 1825 wieder in Wirklichkeit treten konnte und als Rath in das dortige Hofgericht berufen wurde. In der so viele geistige Notabilitäten einschließenden Universitätsstadt fand M. ansprechende Verhältnisse, trat in nähere Verbindung mit Kottek, Münch und dem Alterthumsforscher Leichtlen, und constituirte mit diesen die freiburger historische Gesellschaft, zu deren Arbeiten er Beiträge aus der vaterländischen Geschichte lieferte. Ebenso nahm er später Antheil an dem von Duttlinger und Andern gegründeten „Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden“, bei welchem er jetzt noch als Mitarbeiter thätig ist. Als die Wahlen zum Landtag von 1831, großer Erwartungen und Hoffnungen voll, das badische Volk in Bewegung setzten, konnte ein Mann wie M. nicht ungesucht bleiben. Das Vertrauen, welches er sich schon als Beamter durch erklärte Anhänglichkeit an die Verfassung und einen in keiner Lage verleugneten Freimuth erworben hatte, gab ihm Beruf zum Volksvertreter, und so wurde er von dem Wahlbezirk, wozu das Amt Stühlingen, sein früherer Wirkungskreis, gehörte, zum Abgeordneten in die Ständeversammlung erwählt. Zum ersten Mal Deputirter und kaum eingetreten in die parlamentarische Laufbahn, zeichnete sich M. bald in den vordersten Reihen der Opposition aus, indem er überall für scharfe und consequente Durchführung echt liberaler Grundsätze in die Schranken trat, und in diesem Sinn, mit unerschütterlicher Charakterfestigkeit und vorzugsweise die praktische Richtung niemals aus den Augen lassend, an allen den großartigen und inhaltschweren Discussionen des Landtags wirksamen Antheil nahm. Unter seinen Motionen ist die über Tragung und Ausgleichung von Kriegslasten, auf das Princip gleicher Theilnahme aller Staatsbürger nach Verhältniß des Vermögens gegründet, und der wiewol nicht durch beide Kammern durchgedrungenen Antrag auf Leistung des Verfassungseides durch das Militair, bemerkenswerth. Bei den Discussionen über Gegenstände von höherer Bedeutung sah man

M. regelmäßig unter den eingeschriebenen Rednern auftreten. Unter diesen Vorträgen sind namentlich auszuzeichnen: die beiden Reden in Bezug auf Wiederherstellung der Verfassung und Freiheit der Presse, beide von eindringlicher, das Gemüth ansprechender Beredsamkeit, die Rede über Emancipation der Juden, mit zeitgemäßen Vorschlägen hierzu, die Rede über die standesherrlichen Verhältnisse, eine ausführliche staatsrechtliche Erörterung derselben, sowie des §. 14 der Bundesacte, und endlich die Rede über die Verantwortlichkeit der Minister, deren Inhalt zu dem Klarsten und dem Repräsentativsystem Entsprechendsten gehört, was über diesen Gegenstand noch gesagt worden. Außerdem war M. Berichterstatter über die Aufhebung der Administrativjustiz und über die Einführung der neuen Proceßordnung; auch nahm er wesentlichen Antheil an den Debatten über die Gemeindeordnung, wobei er durchaus auf demokratische Principien zurückging. Bei dieser ganzen parlamentarischen Wirksamkeit nahm er seine Haupttrichtung auf völlige Ausbildung der Verfassung nach ihrem Geist, Herstellung ihrer Garantien und praktischer Gestaltung des Repräsentativsystems; — eine Tendenz, in welcher er sich unausgesetzt gleich blieb und auch anerkannt sah, einmal sogar durch die eiznem Regierungskommissair entschlüpfte Aeußerung, welche ihn für „einen der consequentesten Liberalen“ erklärte. Als Redner ist M. gedankenreich, kräftig, lichtvoll, gedrängt, besonnen und mehr den Verstand als die Phantasie bestechend; in den oft von so vielen Rednern geführten Debatten erwarb er sich den Ruf, daß er auch einem schon vielseitig besprochenen Gegenstand oft noch eine neue oder eigne Seite abzugewinnen wußte. Bald nach dem Schlusse des Landtags sah sich M. auch als Richter in eine politische Stellung versetzt, indem nach der eingetretenen Reaction die Regierung als Partei auftrat und Fragen des constitutionellen Staatsrechts bei den Gerichtshöfen zur Entscheidung kamen. Bei dem Proceß Welcker's wegen eines Artikels im „Freisinnigen“, wobei der Gerichtshof, die Aufhebung eines Gesetzes durch eine bloße Verordnung und sogar eine rückwirkende Kraft der letztern anerkennend, die Öffentlichkeit der Verhandlungen versagte, war M. unter den vier die Minorität bildenden Hofgerichtsräthen, welche den Angeklagten völlig freigesprochen wissen wollten und eine motivirte Erklärung darüber zu den Acten gaben. Seit dem Oct. 1830 gibt M. mit Beck in Karlsruhe und Andern die „Annalen der badischen Gerichte“ heraus, wozu er Beiträge aus den Verhandlungen des freiburger Hofgerichts liefert.

(22)

Méry, s. Barthélemy und Méry.

Meteorologie ist derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Meteoron, d. h. mit den Erscheinungen in der Atmosphäre beschäftigt. Da die Reihenfolge, in welcher diese Erscheinungen sich an einem Orte zeigen, das Wetter, die Witterung bestimmt, so ist der Ausdruck gleichbedeutend mit Witterungskunde. Dieser Theil der Physik ist unstreitig derjenige, auf welchen die Menschen zuerst ihren Scharfsinn wendeten; zu auffallend ist z. B. das Gewitter mit den dazu gehörigen Erscheinungen, als daß es ganz unbeachtet hätte bleiben sollen. Die ältesten Völker, von welchen wir historische Überlieferungen haben, sowie viele derjenigen, mit denen wir in den letzten Jahrhunderten durch europäische Seefahrer bekannt geworden sind, haben diese Erscheinung Göttern zugeschrieben; einen solchen Eindruck aber machte dieselbe auf den Naturmenschen, daß es meist der höchste der Götter ist, welcher den Blitz zur Erde schleudert. Ja, es ließe sich leicht zeigen, daß die meisten Religionsysteme in Gegenden, wo die Völker ihre Wohnsitz behielten und nicht von andern unterrichtet wurden, ihren innern Grund zum Theil in dem Wechsel der Meteore haben. Im Innern Asiens, wo der Himmel fast stets heiter ist, die Sonne mit mächtiger Kraft wirkt und Wolken sich höchst selten zeigen, finden wir bei den Feueranbetern sowie bei Abraham die Idee eines einzigen Gottes, mehr oder weniger rein ausgebildet. In Aegypten,

wo der Regen zu den größten Seltenheiten gehört, mußte keine Naturerscheinung so auffallend sein, als die jährlich zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Überschwemmung des Nils und diese finden wir daher auch vorherrschend durch den ganzen Sagenkreis des Orients, während Typhon das Symbol des heißen Windes der Wüste (Chamsin, Samum) war. Entfernen wir uns nach der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers, so finden wir hier eine größere Mannichfaltigkeit von Erscheinungen, einen häufigen Kampf der Elemente und zugleich Vielgötterei. Da wo wir im Stande sind, die ursprünglichen Religionsideen zu erkennen, finden wir in der Götterlehre stets die wichtigsten Naturerscheinungen der Gegend, nur sind die Ansichten des Volkes je nach der Empfänglichkeit des Geistes und seinen Sitten mehr oder weniger geläutert. Es würde die Verfolgung dieses Gegenstandes hier zu weit führen, aber es sei erlaubt, Denjenigen, welcher sich für diese Untersuchung interessiert, auf eine Vergleichung zwischen dem Zeus der Griechen und dem Gott Kutka der Kamtschadalen (nach Steller's Berichten), sowie auf viele Stellen im Ossian aufmerksam zu machen. Griechen und Römer bemühten sich zuerst die Meteorologie wissenschaftlich zu bearbeiten und Gründe für den Wechsel der Erscheinungen anzugeben. Julius Ludwig Ideler hat die wichtigsten dieser Untersuchungen in seiner „*Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum*“ (Berlin 1832) zusammengestellt. Wir finden manche scharfsinnige Bemerkungen, manche wichtige Beobachtungen bei ihnen, aber bedeutend konnten sie nie werden. Theils fehlte es ihnen an meteorologischen Instrumenten, theils führten sie keine regelmäßigen Tagebücher und der ganze Zustand der Experimentalphysik war in seiner Kindheit. Dazu kommt, daß der Raum, über welchen sich ihre Erfahrungen erstreckten, sehr klein war, sie kannten nur die wichtigsten klimatologischen Erscheinungen des Mittelmeers und wenn sie daher in andern Gegenden Abweichungen fanden, so waren sie davon in hohem Grade überrascht. Daher die schrecklichen Schilderungen vom Klima Frankreichs und Deutschlands bei den Alten. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurden die Bemerkungen der Griechen und Römer hervorgesucht und auf Deutschland und Frankreich angewendet; viel derselben paßten nicht für das Klima dieser Gegenden, große Unsicherheit und Verwirrung waren eine Folge davon. Diese wurde noch durch die verkehrte Richtung der meisten Gelehrten vergrößert; sie machten die Meteorologie zu der Lehre von der Vorausagung des Wetters, und vergaßen, daß man erst die Gesetze der vorhergehenden Erscheinungen untersuchen müsse, ehe man es versuchen dürfe, die Folge künftiger Phänomene zu bestimmen. Diese Sucht, die Zukunft zu erkennen, ist auch jetzt noch nicht verschwunden und Dittmar und Genossen machen den Leuten noch von Zeit zu Zeit unnöthige Freude oder Furcht. Eine wichtige Epoche in der Geschichte der Wissenschaft bildet die Erfindung des Barometers und Thermometers. Diese Instrumente, welche die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre kennen lehrten, mußten zu einer tiefern Einsicht in die Natur führen als die Alten erlangen konnten; zugleich machten beide auf die Wichtigkeit genauer Tagebücher aufmerksam. Wie bedeutend der Gewinn der Wissenschaft war, davon überzeugt man sich sehr leicht, wenn man die meteorologischen Schriften aus der ersten und zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vergleicht.

Dem raschen Vorschreiten der Wissenschaft standen aber, ungeachtet dieser Hülfsmittel, mehre bedeutende Hindernisse entgegen. Wir dürfen nie vergessen, daß die Meteorologie nur eine angewandte Physik ist, alle Lehren der Experimentalphysik werden bei Erklärung der Phänomene vorausgesetzt und erst dann, wenn diese hinreichend begründet ist, lassen sich die atmosphärischen Erscheinungen davon ableiten. Sodann herrschte noch immer das Streben zur Vorausagung der Witterung zu sehr vor; man wollte aus einzelnen Phänomenen die Gesetze ableiten und den Lauf der Witterung vorausagen, und da dieses nicht möglich war, so wurden

Summe, Nach, Ein
 daß die Erscheinungen
 wieder aber noch nicht
 man zu sehen die der
 von Phänomenen weg
 daß die Beobachtung
 werden, bei unge
 Aufklärung der Beobach
 Aufklärung geben, m
 der man, wenn man
 die Phänomene, und
 die Ursachen und wa
 die Naturgesetze zu
 bestimmen, indem di
 die Meteorologie,
 welche zu Frankreich
 liegen nach oben.
 es sollte die E
 schen, bitten!
 dem gemacht. He
 klar im Gese
 schiedenen Erschei
 gleichzeit
 man zu über
 phänomene als über
 werden nach, we
 für sich nicht über
 als er in der Folge
 von dem richtigen
 handlungen ist
 davon über die B
 dieses Werk auch
 konnen, daß er
 über die Modificat
 über die Modificat
 für, da er ein voll
 höchsten der Physik
 in dieses System
 Die größten
 Beobachtungen, z
 zwischen Columbu
 Frankreichs zu Be
 zu wünschen über
 haben, ohne Ge
 von der Pfal
 nach mach viele
 sich nach Amerik
 17 Jahre von W
 werden" der ma
 den Meteorolog
 haben Gelehrte
 noch einem ym

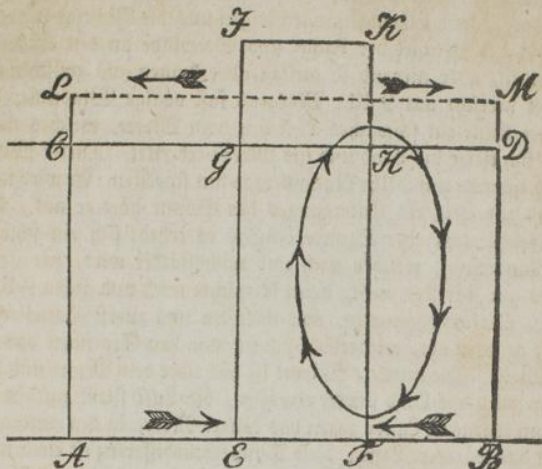
Sonne, Mond, Sterne und Inneres der Erde zu Hülfen gerufen. Man vergaß, daß die Erscheinungen hier im hohen Grade complicirt sind, daß ein Phänomen, welches aber noch Wirkung vorhergehender Erscheinungen war, im nächsten Momente bereits eine der Ursachen künftiger Phänomene wird; daß man hier Tausende von Phänomenen vergleichen müsse, um die Naturgesetze zu finden. Dazu kam, daß die Beobachtungen selbst nur auf einem kleinen Raume der Erde angestellt wurden, daß gewiß viele Gesetze, hätte man auch das richtige Verfahren bei Bearbeitung der Beobachtungen befolgt, local waren, daß sie nur klimatologische Thatsachen gewesen, welche erst dann zu eigentlich meteorologischen Gesetzen erhoben wurden, wenn man diese Untersuchungen auch zwischen den Wendekreisen und in den Polargegenden, an den Küsten des Meers und im Innern der Continente, in den Ebenen und auf Bergen anstellte und die gefundenen Resultate verglich. Die Untersuchungen von Newton und Huggens, in der Folge die elektrischen Phänomene, lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf andere Theile der Physik; die Meteorologie, an welcher alle Bemühungen scheiterten, ward vergessen. Da entdeckte Franklin die elektrische Natur des Blitzes und aufs Neue richtete man die Augen nach oben. Was bis dahin weder die Gestirne noch die Erde bewirkt hatten, das sollte die Elektrizität verursachen. Fast wäre aber auch hier der Eifer bald erloschen, hätten nicht zwei Genfer auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam gemacht. Horace Benedict von Saussure und J. A. Deluc bemühten sich die Natur im Großen zu erforschen; die Alpen wurden von ihnen häufig besucht, die wechselnden Erscheinungen in den Gebirgen verfolgt. Beide machten auf die Wichtigkeit gleichzeitiger Beobachtungen aufmerksam, beide verbesserten alte Instrumente oder erfanden neue. Während aber Saussure, ein ebenso genauer Experimentator als scharfer Beobachter, mit umfassendem Blicke auf Dasjenige aufmerksam machte, was in allen Theilen der Wissenschaft zu thun wäre, konnte Deluc sich nicht über das Detail erheben, ihm ging die allgemeine Übersicht verloren. Als er in der Folge nach London gegangen war, da entfernte er sich immer mehr von dem richtigen Wege, und während Saussure bei Bearbeitung aller seiner Abhandlungen stets seine heimatlichen Berge vor Augen behielt, schrieb Deluc seine „Ideen über die Meteorologie“ hinter seinem Studirtische. Mit so großem Beifall dieses Werk auch aufgenommen wurde, so kann man doch ohne Übertreibung behaupten, daß er durch seine gewagten und unhaltbaren Hypothesen der Wissenschaft ebenso viel geschadet habe, als er ihr durch seine frühern Untersuchungen über die Modificationen der Atmosphäre nützte. Dieser Schaden ward um so größer, da er ein vollständiges System schrieb, welches sich ohne Mühe in den Jahrbüchern der Physik mittheilen ließ; die Bemerkungen von Saussure, welche nicht in dieses System paßten, wurden übersehen.

Die größten Schwierigkeiten zeigten sich dem Physiker in dem Mangel guter Beobachtungen. Zwar hatte schon Réaumur seine Thermometer nach allen französischen Colonien geschickt, die medicinische Gesellschaft in Paris die Gelehrten Frankreichs zu Beobachtungen aufgefodert, aber theils ließen die Instrumente viel zu wünschen übrig, theils ruhten die Tagebücher in den Archiven der Gesellschaften, ohne Gemeingut der Gelehrten zu werden. Da entschloß sich Karl Theodor von der Pfalz zur Stiftung einer meteorologischen Akademie, Instrumente wurden nach vielen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien und selbst nach Amerika geschickt, die Tagebücher selbst abgedruckt, und wenn auch die 12 Bände von Beobachtungen nur zum Theile berechnet sind, so werden die „Ephemeren“ der manheimer Societät noch lange eine der wichtigsten Fundgruben für den Meteorologen sein. So dankenswerth auch die Arbeiten von Saussure und andern Gelehrten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind, so hatten sie doch einen gemeinamen Fehler. Es waren nur die Erscheinungen des westlichen

Europas erforscht, von dem meteorologischen Verhalten der übrigen Weltgegenden, namentlich der Aequinoctialgegenden, war wenig bekannt, man hatte nur einige Notizen ohne innern Zusammenhang. Alexander von Humboldt, innig vertraut mit den Phänomenen von Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und den Aequinoctialgegenden Amerikas, entwarf mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropenländer; er zeigt die Verschiedenheit in dem Witterungsverhalten in höhern und niedern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge paradoxer Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Leopold von Buch, welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südlichen Europas und der canarischen Inseln sorgfältig studirt hatte, entwarf mit Meisterhand eine gründliche Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen, welche uns das Barometer zeigt. Die Abhandlungen dieser beiden Gelehrten bilden die Basis, auf denen fortgeschritten werden muß, wofern die Wissenschaft ihrem Ziele näher kommen soll; von den Behauptungen derselben sind manche durch spätere Beobachtungen modificirt, keine erhebliche Bemerkung aber ist widerlegt. Lange Zeit standen beide Gelehrte isolirt, wenige betratden denselben Weg. Gleichzeitig, aber ohne etwas von ihren gegenseitigen Untersuchungen zu wissen, verfolgten Dove (damals in Königsberg, jetzt in Berlin), Schouw in Kopenhagen und Kämg in Halle denselben Weg; sie benutzten zum Theil dieselben Beobachtungen und kamen sehr nahe zu demselben Resultate. In einer Reihe von Aufsätzen in Poggenдорfs „Annalen“ (seit 1827) hat Ersterer manche treffliche Untersuchungen mitgetheilt; der Zweite hat theils in seiner „Pflanzengeographie“, theils in seiner „Klimatologie von Dänemark“ eine Reihe gründlicher Bemerkungen über verschiedene Gegenstände gegeben. Kämg endlich hat in seinem „Lehrbuche der Meteorologie“ (2 Bde., Halle 1831—32) alles Dasjenige zu vereinigen gesucht, was die Untersuchungen der erwähnten Forscher gezeigt hatten; er hat sich bemüht das Ganze der Erscheinungen aus wenigen Sätzen abzuleiten und hat er etwas Förderliches geleistet, so ist dieses nur den Arbeiten der Herren von Buch und von Humboldt zuzuschreiben. Durch Vergleichung so vieler Beobachtungen als möglich prüfte er die Behauptungen dieser Begründer der Wissenschaft und indem er diesen Weg der Erfahrung verfolgte, erkannte er nicht selten, daß Sätze, welche sie mehr geahnet als erwiesen hatten, vollkommen naturgemäß wären.

Es schien nöthig in der Kürze diesen Überblick über das Schicksal einer Disciplin zu geben, welche mehr als irgend eine andere verkannt worden ist und dennoch zu den interessantesten und wichtigsten Gegenständen gehört, mit denen sich der ernste Forscher beschäftigen kann, da das Klima eins der bedeutendsten Momente ist, welche auf den physischen und moralischen Zustand der Völker einen Einfluß haben. Die ersten Umrisse der Wissenschaft sind jetzt entworfen, es fehlt nur an einer vollständigen Ausführung des Gemäldes; damit diese aber möglich werde, sind sorgfältige Beobachtungen aus den verschiedensten Gegenden der Erde erforderlich. Die erste und wichtigste Ursache aller Veränderungen der Witterung ist die Sonne durch die Wärme ihrer Strahlen. Sie erzeugt unmittelbar den Wechsel der Wärme und Kälte im Laufe des Tages und Jahres, mittelbar durch Winde und Bewölkung die übrigen Erscheinungen. Wenn die Sonne am Morgen aufgeht, so zeigt uns das Thermometer eine mehr oder minder regelmäßige Zunahme der Wärme, bis diese etwa um 2 Uhr Nachmittags am größten wird und nun wieder bis zum folgenden Morgen abnimmt. Diese Erwärmung findet besonders in den untern Luftschichten statt, der feste Boden läßt die Sonnenstrahlen nicht als Licht in die Tiefe dringen, er wird lebhaft erwärmt und diese Wärme theilt sich den zunächst liegenden Luftschichten mit. Daher ist der Unterschied zwischen der niedrigsten Wärme am Morgen und der höchsten am Nachmittage auf Bergen im Durchschnitt kleiner als auf Ebenen. Diese stärkere Erwärmung des Bodens und der

unters Luftschichten hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab. Dunkles Ge-
stein, vegetationsleerer Sand sind am Tage weit wärmer, in der Nacht kälter als
bewohsene Gegenden; in diesen ist der Unterschied größer als auf den Meeren.
Aber dieser Zustand ist Ursache von Bewegungen und Veränderungen in der
Atmosphäre.



Stellen wir uns vor, es sei AB die Oberfläche der Erde und die Grenze der
Atmosphäre liege in CD, ist ferner die Luft an allen Stellen über AB gleich warm
und vollkommen in Ruhe, so ist C ebenso weit von A entfernt, als D von B und
ein Barometer steht allenthalben auf AB gleichhoch. Es werde nun der Boden
und die Luft über EF weit stärker erwärmt, als über AE und BF, so wird die
Luftsäule GHFE stärker ausgezehnt und ihre obere Fläche rückt nach IK, wäh-
rend CG und HD an derselben Stelle bleiben. Das Gleichgewicht ist aufgehoben.
Sowie sich ein Tropfen Wasser, den man auf die Oberfläche einer größeren Masse
gießt, sogleich ausdehnt, bis die Oberfläche wieder horizontal wird, so fließt die
Luftmasse IGHK so lange nach allen Richtungen, bis die gemeinsame Oberfläche
der Atmosphäre LM allenthalben gleich hoch ist; wir finden also in der Höhe einen
Wind, welcher von der wärmern Gegend nach der kältern geht; da ferner ein Theil
der über EF befindlichen Luftmasse abgeschlossen ist, so sinkt hier das Barometer.
Betrachten wir jetzt die unterste Luftschicht. Links von F ist zwischen E und F der
verticale Druck der Luft kleiner als zwischen F und B, und da die Luft als flüssiger
Körper ihren Druck nach allen Seiten fortpflanzt, so ist in der Tiefe der Druck,
welchen die über F befindliche Luftmasse erleidet, nach der Richtung BF größer
als nach der Richtung EF, es findet daher eine Bewegung der Luft nach der
Richtung BF, d. h. ein Wind statt. Eben dieses gilt von AE und wir sehen da-
her, daß in der Tiefe ein Wind von der kältern Gegend nach der wärmern stattfin-
det. Ist diese Luft hier angekommen und dauert die Temperaturverschiedenheit
zwischen den angeführten Gegenden noch fort, so entsteht hier bald ein regelmäßiger
Kreislauf. Die kalte Luft kommt in F an, wird dort erwärmt, steigt in die
Höhe, fließt abwärts und sinkt in die Tiefe, um den erwähnten Lauf aufs Neue zu
beginnen.

Der mitgetheilte Satz ist einer der wichtigsten der Meteorologie und eine un-
mittelbare Folge aus den einfachsten Gesetzen des Gleichgewichts flüssiger Körper.
Ohne zusammengesetzte Apparate läßt sich seine Richtigkeit auf folgende Art erken-

nen. Wird etwa im Winter die Thür eines geheizten Zimmers geöffnet, so fließt oben die Luft aus der warmen Stube nach außen, in der Tiefe die kalte Luft von außen nach der Stube. Um die Richtungen der Wärme zu erkennen, ist die Flamme einer brennenden Kerze die beste Windfahne, im obern Theile der Öffnung wird sie nach außen, im untern nach innen getrieben. Auf demselben Principe beruht die Einrichtung der Windböfen, der Schornsteine, der Glascylinder über den Lampen u. s. w. Wenige Erscheinungen zeigen uns die Richtigkeit des Gesetzes so auffallend, als der Wechsel der Land- und Seewinde an den Küsten, den wir zwar allenthalben, aber nirgend so auffallend erkennen als zwischen den Wendekreisen. Dort herrscht um 9 Uhr Morgens fast völlige Windstille, dann erhebt sich hart an der Küste ein schwaches Lüftchen vom Meere, welches nach und nach stärker wird, sich tiefer ins Land und ins Meer verbreitet. Dieser Wind heißt der Seewind und ist etwa um 3 Uhr Nachmittags am stärksten. Er wird nach und nach schwächer und zur Zeit des Unterganges der Sonne hört er auf. Es folgt eine Windstille, welche etwa eine Stunde dauert, es erhebt sich ein schwacher Wind vom Lande (Landwind), welcher nach und nach stärker wird, zur Zeit des Sonnenaufganges am stärksten weht, dann schwächer wird und gegen 9 Uhr Morgens verschwindet. Dieses Phänomen, von welchem uns zuerst Dampier eine richtige Beschreibung gegeben hat, wiederholt sich in manchen Gegenden das ganze Jahr auf dieselbe Weise. Die mittlere Wärme ist hier über dem Meere und Lande gleich, aber am Tage wird das Land stärker erwärmt, die Luft fließt mithin in den obern Schichten vom wärmern Lande gegen das kältere Meer, in den untern vom kältern Meere gegen das wärmere Land; diese Temperaturdifferenz ist etwa um 3 Uhr am größten, der Wind am lebhaftesten; sowie in der Folge das Land schneller erkaltet als das Meer, nähern sich beide Temperaturen, der Wind wird schwächer und verschwindet endlich ganz, wenn zur Zeit des Sonnenunterganges Festland und Meer gleich warm sind. Jetzt aber erkaltet das Land mehr als das Meer, der Unterschied wird am größten zur Zeit des Sonnenaufganges, die Luft fließt oben vom wärmern Meere gegen das kältere Land, unten vom kältern Lande gegen das wärmere Meer.

Es ließen sich eine Menge ähnlicher Fälle erwähnen; es möge genügen hier auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche sich mit Leichtigkeit in unsern Gegenden beobachten läßt. Wenn nach einem heißen Tage und bei großer Windstille sich plötzlich ein Gewitter erhebt und dieses zum Orte des Beobachters gelangt, so geht dem Gewitter meist ein sehr heftiger Sturm vorher, welcher von den Gewitterwolken ausgeht. Wendet man die Augen nach oben, so sieht man eine Menge kleiner Wolken, welche sich mit Schnelligkeit gegen die Hauptmasse bewegen. Beobachtet man das Barometer, so findet man ohne Ausnahme, daß es eine oder mehrere Linien steigt, sowie das Gewitter sich dem Scheitel nähert. Die ganze Atmosphäre war durch das vorhergehende Wetter stark erwärmt; mit Schnelligkeit bilden sich die Wolken, die beschattete Gegend wird kälter; sinkt der kalte, vielleicht mit Hagel verbundene Gewitterregen in die Tiefe, so nimmt die Temperatur mit ungemeiner Schnelligkeit ab, in einer Viertelstunde sinkt das Thermometer vielleicht um 10° . Es bewegt sich die Luft oben mit Schnelligkeit aus der wärmern Gegend nach der kältern und indem der Wind dahin große Wolkenmassen treibt, wird stets neuer Vorrath für den folgenden Regen herbeigeführt. In der Tiefe weht ein lebhafter Wind von der kalten Gegend, in der sich das Gewitter befindet, nach allen Seiten. Eine unmittelbare Folge dieses Gesetzes ist der ewige Wechsel der Winde und der Witterung in unsern Gegenden. Stellen wir uns vor, die Erde sei auf ihrer Oberfläche ganz eben und die Sonne stehe unverrückt in einem Punkte des Äquators. In diesem Punkte häuft sich eine große Menge von Wärme an, während alle übrigen Punkte desto kälter werden, je weiter sie von ihm ent-

fernt sind. Es würde in diesem Falle auf der ganzen Erde ein Wind wehen, dessen Richtung in den obern Schichten der Atmosphäre von dem wärmsten Punkte nach dem kältesten, in den untern von dem kältesten nach dem wärmsten gerichtet wäre. Dieser ideale Fall findet nicht statt; indem die Sonne sich während eines Tages scheinbar um die ganze Erde von Osten nach Westen dreht, erhalten wir eine wärmste Zone in der Nähe des Äquators und zwei kälteste Punkte an den Polen. Es wird, unserm Satze zu Folge, in den obern Schichten die Luft vom Äquator nach den kältern Polen, in der Tiefe von den Polen gegen den Äquator strömen müssen. Die Erscheinung wird noch durch einen andern Umstand modificirt. Die Kreise der Erde, welche parallel mit dem Äquator sind, werden desto kleiner, je weiter wir uns vom Äquator entfernen; da nun ein jeder Punkt auf der Erdoberfläche sich während eines Tages einmal um die Achse dreht, so wird der von ihm von Westen nach Osten in dieser Zeit beschriebene Weg, mithin auch seine Geschwindigkeit desto kleiner, je näher er am Pole liegt. Betrachten wir nun die Wirkung der sich bewegenden Luft an einem Punkte auf dem hohen Meere, oben in der nördlichen Halbkugel. Sie bewegt sich vom Pole zum Äquator und wir würden hier einen reinen Nordwind haben, wosfern die Erde ruhte. Da aber die ganze Atmosphäre an der drehenden Bewegung der Erde Theil nimmt, so dreht sich allerdings die gegen den Äquator strömende Luft zugleich von Westen nach Osten, jedoch aus höhern Breiten kommend, hat sie noch nicht die Geschwindigkeit erreicht, welche zu dem Punkte gehört, an welchem sie jetzt ankommt, sie leistet mithin den Körpern, die sich mit der Erde nach Osten drehen, einen ähnlichen Widerstand, als ob ein Ostwind wehte. Wird diese Thatsache mit der vorher mitgetheilten Strömung nach Süden zusammengefaßt, so ist die Windrichtung die zwischen Nord und Ost liegende Nordost.

Lange Zeit vorher, ehe Halley diese theoretische Ansicht entwickelt hatte, war den Seefahrern das Phänomen bekannt. Auf den beiden großen Meerbecken, die sich bis zu beiden Polen erstrecken, nämlich dem atlantischen Meere und dem großen Oceane, finden wir in etwa 30° N. B. den Nordostpassat, welcher in etwa 3—4° N. B. verschwindet; in ebenso viel Grad S. B. zeigt sich das ganze Jahr hindurch der Südostpassat, welcher in 30° S. B. verschwindet. In der Nähe des Äquators herrscht kein bestimmter Wind, Windstillen wechseln mit heftigen Dränen und die Richtung des Windes ändert sich häufig; hier ist es, wo die erwärmte Luft mit Schnelligkeit in die Höhe steigt, sich oben nach den Polen bewegt und so den Luftmassen Platz macht, welche durch die Passate herbeigeführt werden. Die Luft der obern Luftschichten, welche sich vom Äquator zu den Polen bewegt, hat die große Geschwindigkeit erlangt, welche dem Äquator eigenthümlich ist; diese Geschwindigkeit ist größer als diejenige, welche zu den Gegenden gehört, nach denen sie kommt, sie bewegt sich also aus Westen. In den höchsten Luftschichten haben wir in der nördlichen Halbkugel einen Wind, welcher eine Richtung zwischen Süden und Westen hat, d. h. Südwest. Aus derselben Ursache finden wir in der südlichen Halbkugel Nordwest. Dieser obere Strom, welcher häufig der zurückkehrende Passat genannt worden ist, war bis vor wenigen Jahren nur noch eine Vermuthung gewesen. Da erfolgte 1812 ein großer Ausbruch des Vulkans auf St.-Vincent in den Antillen. Im Osten liegt die Insel Barbados in geringer Entfernung, aber durch den Nordostpassat so bestimmt von ihr geschieden, daß eine directe Seereise von St.-Vincent nach Barbados nicht möglich ist. Dieser Ostwind bringt nach Barbados weder Regen noch Wolken, stets ist der Himmel heiter. Plötzlich aber erschienen finstere Wolken über der Insel und die Asche aus dem Vulkan von St.-Vincent fiel, zur größten Bestürzung und zum Schrecken der Einwohner, in großer Menge herab. Diese hätten mit nicht geringerm Erstaunen Berge sich bewegen als solche Stoffe von Westen durch

die Luft her sich zuführen sehen. Die Existenz eben dieses Stromes wird durch die heftigen Westwinde bewiesen, welche fast alle Reisende auf dem Pic von Teneriffa beobachtet haben, und die hier um so auffallender sind, da am Meere der Nordostwind weht.

Auf demselben Satze, der nothwendigen Bewegung der Luftmassen zwischen wärmern und kältern Gegenden, beruhen auch die Moussons im indischen Meere. Vom Apr. bis Oct. weht dort im Allgemeinen der Wind aus SW., d. h. vom kältern Meere gegen das stärker erwärmte Land; in der übrigen Hälfte des Jahres aus N., d. h. vom kältern Lande gegen das wärmere Meer. Doch wollen wir weniger bei diesem Wechsel verweilen, als bei einem näher liegenden Phänomene, den etefischen Winden der Alten auf dem mittelländischen Meere. Südlich von diesem Meere liegt die afrikanische Wüste, welche im Sommer von der fast senkrecht stehenden Sonne lebhaft erwärmt wird. Mit Schnelligkeit steigt die stark erhitzte Luft in die Höhe und fließt hier nach Norden, wo sie häufig als warmer Föhnwind in den Alpenhaldern in die Tiefe sinkt. In den untern Luftschichten finden wir dagegen Ströme nach Süden. Reisende haben schon längst auf die Häufigkeit dieser Nordwinde (den eigentlich etefischen der Alten) auf dem Mittelmeere während des Sommers aufmerksam gemacht. Unebenheiten des Bodens verändern die Richtungen der Luftströmungen auf eine ähnliche Art, als der Lauf von Flüssen durch Ungleichheiten im Bette geändert wird. Daher zeigen sich die erwähnten Erscheinungen in ihrer größten Regelmäßigkeit nur auf dem hohen Meere, fern von den Küsten. Aber weshalb zeigt sich der Nordostpassat nur zwischen den Wendekreisen? Die Ursache, durch welche er erzeugt wird, wirkt in höhern Breiten auf dieselbe Art als am Äquator und mithin müßte er sich bis zum Pole zeigen. Wir müssen auch hierbei wieder die Erscheinungen in der Höhe und Tiefe näher betrachten. Indem der rückkehrende Passat sich nach Norden bewegt, nähert er sich allmählig dem Boden und erreicht endlich in einer Breite von 30—50° die Erdoberfläche. Schiffer finden hier häufig Südwestwind und allenthalben in Europa ist dieser Wind der vorherrschende. Er würde ein noch größeres Übergewicht haben, wofen nicht auch in höhern Breiten der Nordostwind wehte. Diese beiden Winde sind bei uns die häufigsten; bald hat der eine, bald der andere das Übergewicht, es ist ein unaufhörlicher Kampf zwischen beiden und durch diesen Kampf wird dann die große Veränderlichkeit des Windes und Wetters in unsern Gegenden erzeugt.

Wir haben bisher bloß die Bewegungen betrachtet, welche durch die Temperaturverschiedenheit benachbarter Gegenden erzeugt werden; es gibt eine andere nicht minder wichtige Classe von Phänomenen, welche für die Wissbegierde der meisten Menschen weit wichtiger sind, als die Windrichtung, dieses sind die wässrigen Erscheinungen (Hydrometeore). Wird Wasser in einem offenen Gefäße an die Luft gesetzt, so wird keine Menge nach und nach kleiner; es verwandelt sich in Dampf, dieser ist stets in der Luft vorhanden und so lange unsichtbar, als er eine hinreichend hohe Temperatur hat, und wenn diese sinkt, wird er niedergeschlagen, er schwebt in Gestalt sehr kleiner hohler Bläschen in der Luft, oder er schlägt sich an kalten festen Körpern in Gestalt von Tropfen (bei niedrigen Temperaturen als Eis) nieder. Beispiele der ersten Art liefern uns die Nebel und Wolken, aus denen das Wasser ebenfalls in Gestalt von Tropfen herabfällt, wenn die Temperatur sehr niedrig wird; ein bekanntes Beispiel der zweiten Art liefert uns das sogenannte Schwitzen der Fenster. Wenn in der kalten Jahreszeit das Innere der bewohnten Zimmer wärmer ist als die äußere Luft, so entwickeln sich darin viele Dämpfe, welche sich an den kalten Scheiben unter der Gestalt von Tropfen niederschlagen. Die Menge von Dämpfen, welche ein Raum enthalten kann, ehe ein Niederschlag erfolgt, hängt von der Temperatur ab, sie wächst sehr schnell mit der Zunahme der Wärme. Hat ein Raum diese Menge von Dämpfen aufgenommen, so heißt er gesättigt, jeder spätere Zusatz wird sogleich niedergeschlagen.

Lange Zeit waren die Geseze unbekannt, welche der Dampf bei seiner Ent-
stehung und seinem Niederschlage befolgt. An dieser Unbekanntschaft scheiterten
alle Versuche, die Hydrometeore zu erklären. Da stellte Hutton einen Satz auf,
welcher durch alle spätern Untersuchungen bestätigt wurde. Mischen sich zwei ge-
sättigte Luftschichten von ungleicher Temperatur, so erfolgt stets ein Niederschlag;
ja, es ist ein solcher Niederschlag schon möglich, wenn beide nur fast gesättigt sind.
Wenn nach einem windstillen schönen Tage der Boden stark erwärmt wurde, so
steigen viele Dämpfe in die Höhe, ohne daß jedoch so viel Dämpfe in der Luft sind,
um Wolken zu bilden. Ist die Sonne untergegangen, so erkaltet die Oberfläche
des Bodens sehr stark, sie ist mehre Grad kälter als die Luft wenige Fuß über dem
Boden. Diese Wärmeverschiedenheit läßt sich leicht auf einer frei liegenden Wiese
erkennen. Indem aber auf diese Art der Boden erkaltet, schlägt sich der Dampf
aus der Luft am Grase als Thau, im Winter als Reif nieder. Je heiterer und
windstillter die Luft, desto größer die Erkaltung und desto reichlicher bei gleichem
Dampfgehalte der Atmosphäre der Thau. Schon lange hatte man diesen Zusam-
menhang zwischen reichlichem Thau und großer Nachtkälte gesehen; aber erst Wells
hat gezeigt, daß die Thaubildung nicht Ursache, sondern Folge dieser Erkaltung
sei. Ist zu andern Zeiten der Erdboden feucht und bedeutend wärmer als die um-
mittelbar darüber ruhende Luftschicht, so steigt unaufhörlich Dampf in die Höhe,
wird hier aber sogleich niedergeschlagen, es bilden sich Nebel. Im Herbste sind
unserer stehenden und stießenden Gewässer häufig weit wärmer, als die Luft am kal-
ten Morgen, daher alsdann oft Nebel über Flüssen. Auf dieselbe Art entstehen
die häufigen Nebel auf den Polarmeeren und die Nebel, welche sich in unsern Ge-
genden häufig an kalten Wintertagen bei schwachen Nordostwinden zeigen.

Nebel in höhern Luftschichten heißen Wolken; ihr Bau und ihre Ent-
stehungsart ist völlig dieselbe als bei Nebeln. Temperaturverschiedenheiten sind es,
aus denen die großen Änderungen in dem Ansehen und der Gestalt der Wolken, ihr
Entstehen und Verschwinden abgeleitet werden muß. Nirgend kann man die Um-
bildungen so häufig bemerken als in Gebirgsgegenden. Nicht selten sieht man an
der Spitze eines Berges Stunden lang eine Wolke in derselben Gestalt verweilen;
befindet man sich auf dem Berge selbst, so ist man in dichtem Nebel, es herrscht
ein lebhafter Wind, welcher die Dampfbläschen pfeilschnell fortreibt; man könnte
glauben, die ganze Gegend, nach welcher der Wind weht, müßte in kurzer Zeit
bewölkt sein, und doch ist hier der Himmel ganz heiter. Indem nämlich der Wind
die warme und feuchte Luft bis zur Spitze des Berges treibt, kommt sie in kältere
Luftschichten, der Dampf wird niedergeschlagen und es bildet sich die Wolke. In-
dem die Bläschen auf der andern Seite in die Tiefe sinken, gelangen sie in wär-
mere Luftschichten und verwandeln sich wieder in unsichtbaren Dampf. Gegenden
der Erde, welche weit vom Meere entfernt sind, haben wenig Regen, ja es gibt
manche, in denen der Regen selbst in der Nähe der Küsten fehlt. Agypten zeigt
uns ein Beispiel dieser Art. Die vom Meere kommenden Nordwinde bringen
allerdings viele Dämpfe mit sich, aber indem diese Luft über den heißen Ebenen
stark erwärmt wird, entfernt sie sich immer mehr vom Zustande der Sättigung.
Daher finden wir hier einen ewig heitern Himmel, und Regen, noch mehr Ge-
witter, werden noch jetzt ebenso wie zu Moses' Zeiten als eine Strafe der Gottheit
angesehen.

Nirgend zeigen sich die Geseze des Regens in einer solchen Regelmäßigkeit als
zwischen den Wendekreisen; aus keiner Gegend der Erde aber sind auch die Phä-
nomene von einer solchen Meisterhand beschrieben, als dieses Humboldt für Süd-
amerika gethan hat. Nördlich vom Äquator ist vom Oct. bis März der Himmel
stets heiter, Wolken gehören zu den größten Seltenheiten, der Wind weht regel-
mäßig aus N. D. Sowie die Sonne höher am Himmel steigt, wird der Himmel

matter, es zeigen sich einzelne Wölkchen, welche mit Schnelligkeit am Himmel fortziehen, man sieht häufig Blitze am südlichen Himmel. Im Apr. fällt zuweilen Regen, diese werden zahlreicher und reichlicher im Mai und Jun. und erreichen an jedem Orte ihre größte Stärke, wenn die Sonne im Scheitel steht, dann regnet es alle Tage. Je weiter die Sonne nach Süden rückt, desto mehr nimmt der Regen ab, es vergehen oft mehre Tage, ohne daß derselbe fällt, der Wind, der bis dahin häufig veränderlich war, kehrt nach N. zurück, und wenn sich die Sonne in der südlichen Halbkugel befindet, folgt wieder heiteres Wetter. So auffallend und bestimmt ist dieser Wechsel, daß man zwischen den Wendekreisen nur zwei Jahreszeiten unterscheidet, die nasse und die trockene. Aber sowie uns das Phänomen eine große jährliche Periode zeigt, so sehen wir auch eine kleinere tägliche. Heiter geht die Sonne auf, die Hitze ist drückend, um 11 Uhr zeigen sich einzelne Wolken, die sich mit ungläublicher Schnelligkeit vergrößern, es entsteht ein heftiges Gewitter, Blitz folgt auf Blitz, der Regen stürzt in Strömen herab, die Wolken zerstreuen sich, die Sonne geht bei heiterem Himmel unter, und eben dieser Himmel dauert auch während der Nacht fort. In der Gegend, in deren Scheitel die Sonne steht, wirkt sie mit der größten Intensität, hier ist der aufsteigende Luftstrom, welchen wir als Ursache der Passate angesehen haben, am lebhaftesten; dadurch wird nicht bloß die Regelmäßigkeit des allgemeinen Ostwindes gestört, sondern es steigen viele Dünste nach den obern kältern Gegenden der Atmosphäre und werden hier niedergeschlagen. Wie groß die Bewegungen der Atmosphäre alsdann sind, wie häufig Luftschichten von ungleicher Temperatur gemengt werden, geht daraus hervor, daß die Sterne in der nassen Jahreszeit lebhaft funkeln, eine Erscheinung, die man in der trockenen nie oder höchst selten beobachtet. Die Wassermasse, welche während der nassen Jahreszeit herabfällt, ist sehr bedeutend, und daraus müssen wir das periodische Anschwellen aller großen Flüsse erklären, deren Quellen zwischen den Wendekreisen liegen, wie dieses schon den Alten vom Nil bekannt war. Diese Jahreszeit ist der Gesundheit der Menschen sehr nachtheilig; Fieber entstehen sehr häufig. Nicht bloß in Küstengegenden ist dieses der Fall, selbst im Innern Afrikas wiederholt sich die Erscheinung auf dieselbe Art, wie uns dieses die Schilderungen von Mungo Park, Caillié, Denham, Clapperton, Browne und Andern beweisen. In unsern Gegenden hängt der Regen von keiner bestimmten Jahreszeit ab, genauere Untersuchungen zeigen aber auch hier kleine Differenzen, die wir jedoch nicht weiter verfolgen wollen. In Deutschland sind es vorzüglich die Südwestwinde, welche den meisten Regen bringen; sie kommen aus wärmern Gegenden und führen eine Menge Dämpfe vom atlantischen Meere herbei; sowie sie sich nach dem kältern Norden bewegen, werden die Dämpfe niedergeschlagen. Derjenige Wind, welcher im Allgemeinen den wenigsten Regen bringt, ist der Nordostwind. Er kommt aus einem kältern Lande, enthält wenig Dämpfe und wenn er nach den wärmern Gegenden kommt, wird die Luft noch weiter vom Zustande der Sättigung entfernt. Nur dann, wenn etwa längere Zeit feuchte Südwestwinde geweht haben, und der Nordostwind sich mit Schnelligkeit erhebt, regnet es bei ihm; er findet eine Menge von Dämpfen vor, diese werden erkaltet und niedergeschlagen.

Es ist bereits bei der Entstehung der Winde des Barometers gedacht worden; wir haben erwähnt, daß in der Gegend, wo die Temperatur ungewöhnlich stieg, das Barometer auch sank. Allgemein läßt sich der Satz, welcher allen Bewegungen des Barometers zum Grunde liegt, auf folgende Art ausdrücken: Wird eine Gegend durch irgend eine Ursache weit stärker erwärmt als die benachbarten Gegenden, so sinkt in ihr das Barometer, während es in der kältern Gegend steigt. Eine große Zahl von Erfahrungen bestätigt die Richtigkeit dieses Satzes. Stellt man regelmäßig zu bestimmten Stunden des Tages Beobachtungen des Barometers und

Thermometers an und vergleicht stets die Stände, welche beide Instrumente an zwei aufeinander folgenden Tagen zu derselben Stunde zeigen, so findet man meistens, daß das Barometer von einem Tage bis zum folgenden gestiegen ist, wenn das Thermometer gesunken war, und umgekehrt. Im Winter tritt dieses Befes weit auffallender hervor als im Sommer, jedoch gibt es auch manche Ausnahmen. Man findet z. B. nicht selten, das Barometer sei gestiegen, während das Thermometer unverändert blieb. Hat man jedoch Gelegenheit, bei Anomalien dieser Art Beobachtungen von sehr entfernten Gegenden zu vergleichen, so findet man hier meistens eine sehr bedeutende Zunahme der Wärme mit sinkendem Barometer; die Luft der obren Regionen war aus dieser Gegend nach derjenigen geflossen, deren Temperatur sich nicht geändert hatte. Die Winde haben noch zum Theil die Temperatur der Gegenden, aus welchen sie kommen; hat man längere Zeit Beobachtungen an einem Orte angestellt und stellt nun die Temperaturen nach den Winden zusammen, so sind Südwestwinde in unsern Gegenden die wärmsten, Nordostwinde die kältesten. Diese Temperaturdifferenz wird auch durch das Barometer angezeigt; mehre Linien steht dieses bei Nordostwind höher als bei Südwestwind. Der Unterschied würde noch weit größer sein, wosern die Windfahnen nicht so häufig von örtlichen Stürmen bewegt würden, die sich nur an der Oberfläche der Erde zeigen. Je mehr man sich überhaupt mit diesem Phänomene beschäftigt, desto mehr gelangt man zu der Überzeugung, daß das Barometer nur Temperaturverschiedenheiten benachbarter Gegenden anzeigt. Wären diese Verschiedenheiten nicht zugleich von andern Phänomenen begleitet, so würde das Barometer nicht zu der Ehre gekommen sein, die Stelle eines Wetterpropheten zu begleiten. Wir haben soeben bemerkt, daß das Barometer bei Südwestwind am niedrigsten steht, und früher bereits haben wir erwähnt, daß eben dieser Wind uns den meisten Regen bringt. Wenn daher das Barometer sinkt, so schließen wir auf baldiges Regengewetter. Meistens ist allerdings die Wärmevertheilung in Fällen dieser Art so beschaffen, daß Südwestwinde wehen, und dann erfolgt Regen; es sind aber hier so viele andere Combinationen möglich, daß zu solchen Zeiten sehr wohl gutes Wetter folgen kann. In Fällen dieser Art sagt man: das Barometer zeige falsch; man sollte sagen: die Vorstellung, die man vom Barometer hat, sei falsch.

Je größer die Temperaturverschiedenheiten benachbarter Gegenden sind, desto größeren Schwankungen ist das Barometer unterworfen, und dann zeigen sich häufig heftige Stürme. Untersucht man dann, wenn das Barometer an einem Orte ungewöhnlich niedrig stand, Temperatur und Luftdruck an einem großen Theile der Erde, so überzeugt man sich nicht nur von dem Zusammenhange beider, sondern man erkennt auch, daß alle großen Bewegungen der Atmosphäre sich über einen großen Raum erstrecken. Beobachtungen aus Europa genügen nicht; es müssen dieselben sich über Amerika und Asien erstrecken. Nicht selten geschieht es, daß das Barometer an warmen Wintertagen in ganz Europa einen sehr niedrigen Stand hat; da dieses nur die Gegenden sind, aus denen wir in der Regel Beobachtungen vergleichen können, so wurde angenommen, hier sei ein Theil der Luft auf irgend eine Art verschwunden; kann man jedoch in Fällen dieser Art Beobachtungen aus Asien oder Amerika vergleichen, so findet man hier gewöhnlich sehr starke Kälte mit hohem Stande des Barometers.

Eine nähere Vergleichung dieses Gegenstandes zeigt uns, daß dann, wenn die Witterung in einer Gegend der Erde sehr von dem gewöhnlichen Gange abweicht, dieses auch in andern Gegenden stattfindet. Ein Beispiel dieser Art liefert uns der Winter 1821 — 22. So niedrig, als es früher nie bekannt war, stand das Barometer um Weihnachten, heftige Stürme aus SW. herrschten auf dem atlantischen Meere, und der ganze Winter war sehr naß und so mild in Europa, als es selten geschieht. In dem nächstfolgenden Sommer regnete es in den meisten

Gegenden Europas weniger als gewöhnlich. In Amerika, Persien und Afrika zeichnete sich eben dieser Winter durch große Kälte, der darauf folgende Sommer in Afrika sowol als Hindostan durch vielen Regen aus. Ebenso war der Sommer 1824 und der folgende Winter in Europa ungewöhnlich naß, in Hindostan ungewöhnlich trocken.

Der große Raum, auf welchem sich diese Anomalien zeigen, ist auch Ursache, daß man dieselben nie genau verfolgen kann, da es zu sehr an Beobachtungen in entfernten Gegenden fehlt. Aber zugleich liegt in diesem Zusammenhange die Schwierigkeit, das Wetter vorauszusagen. Im Allgemeinen sind alle Bemühungen fruchtlos, das Wetter auf wenige Tage zu bestimmen. Da man unter Wetter in der Regel die beiden Fälle versteht, ob es regnet oder nicht, so scheint es allerdings, als ob sorgfältige Beobachtungen des Hygrometers diesem Uebelstande abhelfen könnten. Aber vergessen dürfen wir nie, daß das Hygrometer nur die Erfahrungen desjenigen Punktes angibt, an welchem es sich befindet; was in der Höhe von 1000 und mehr Fuß über uns geschieht, wissen wir nicht. Es kann in der Tiefe sehr feucht sein, Dämpfe steigen in die Höhe, und jeden Augenblick könnte das Wetter trübe werden. Jedoch sind die obere Luftschichten ungewöhnlich warm, es erfolgt kein Niederschlag, und das Wetter bleibt heiter. Zu andern Zeiten kann es in der Tiefe sehr trocken sein, jedoch sind die obere Luftschichten sehr kalt, und es fällt Regen. Sollte es einst möglich werden, das Wetter im Voraus zu bestimmen, so muß der Charakter einzelner Jahreszeiten zunächst angegeben werden. Und hier können mancherlei Combinationen möglich sein. Gesezt es wäre im Innern Rußlands und Sibiriens während des Sommers ungewöhnlich trocken und warm, so wird sich die Luft des westlichen Europas dahin bewegen, Westwinde und Regen sind im Sommer vorherrschend. Während des folgenden Winters wird das heitere Wetter in Rußland fort dauern, die Kälte daselbst sehr bedeutend sein, die Luft aus dem westlichen Europa in den oberen Schichten dahin strömen, Regen werden an der Küste häufig sein, während in Deutschland Nordostwinde mit trockenem Wetter und Kälte vorherrschen. Aber nicht bloß auf die Bewegung der Atmosphäre in Europa hat diese Witterung in Sibirien Einfluß, es erstrecken sich diese Strömungen südlich nach Hindostan und östlich nach Kamtschatka. Wäre uns zu solchen Zeiten der Gang der Witterung an recht vielen und entfernten Orten bekannt, dann ließe sich der Charakter einiger Jahreszeiten ziemlich nahe bestimmen. Aber der europäische Physiker kennt diesen Gang in entfernten Gegenden nicht; er kann nur sagen, wenn das Barometer sehr tief gesunken ist, es werden noch bedeutende Störungen stattfinden; ob aber ungewöhnlich nasse oder ungewöhnlich trockene Witterung darauf folgen werde, kann er nicht sagen. Lage die Ursache des tiefen Standes vorzugsweise in Sibirien, so würden wir in Deutschland Nordostwinde und starke Kälte haben; es kann aber auch die Ursache ebenso wol in Amerika liegen, dann haben wir Seewinde, Regen und geringe Kälte. Diese Betrachtungen mögen genügen, um zu zeigen, wie trügerisch alle Bemühungen der Wetterpropheten sind, welche den Leuten noch von Zeit zu Zeit das Geld mit ihren Schriften aus der Tasche locken.

Meulenaere (J. A. von) wurde 1793 unweit Brügge von bürgerlichen Eltern geboren und von Geistlichen in den Grundsätzen erzogen, die auf sein ganzes Leben Einfluß gehabt haben. Seine glücklichen Anlagen, zu welchen auch eine angeborene Beredsamkeit gehörte, bildeten sich schnell aus, und er war noch sehr jung, als er bei dem Untergericht in Brügge angestellt wurde, wo er sich einen nicht unbedeutenden Ruf erwarb, indem er seine empfehlenden Eigenschaften geltend machte und durch geschickte Vermeidung civilrechtlicher Erörterungen die schwache Seite seiner Kenntnisse zu verbergen wußte. Als er 1824 Mitglied der zweiten Kammer wurde, fand sein Rednertalent allgemeine Anerkennung, und sein

geschmeideliges, einschmeichelndes Wesen gewann ihm die Gunst der Minister. Eben diese Eigenschaften aber setzten ihn in Stand, mit Erfolg für den Ultramontanismus und an dem Umsturz der durch das Staatsgrundgesetz gegebenen Bürgschaften zu arbeiten. Er wurde zwar 1826, aber nicht 1829 wiedererwählt, und wirkte nun, wenn nicht thätiger doch gewiß offener für das Interesse der Priesterpartei, welcher er durch seine Ränke mehre redliche und vaterländisch gesinnte Männer zu gewinnen wußte. Als der Pöbel zu Brügge im August 1829 das Eigenthum der ultramontanen Partei verhaßten Sautelin beraubte und plünderte, wurde M. von der öffentlichen Stimme einer Nachsicht beschuldigt, die seinem bis dahin unbescholtenen Rufe schadete. Nach dem Ausbruche der Revolution, welche das Werk der von M. so eifrig begünstigten katholisch-liberalen Partei war, sehen wir ihn als Mitglied des Congresses, der zweiten Kammer und endlich als Gouverneur von Westflandern. Er war einige Zeit im Ministerium und zeigte besonders als Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Geschicklichkeit, die ihn über seine Vorgänger wie über seine Nachfolger stellte. Später ward er wieder Gouverneur von Brügge, was er noch jetzt ist. (74)

Mexico (Mejico), oder die Republik der 21 mexicanischen Staaten. Die vereinigten Staaten von Mexico bildeten durch die Constitution vom 4. Dec. 1824 ihre Verfassung nach dem Vorbilde der nordamerikanischen. Neunzehn Staaten und neun Gebietstheile, letztere nördlich und an den Grenzen der Vereinigten Staaten gelegen, waren die Bestandtheile der Conföderation. Ein Senat von zwei Mitgliedern auf jeden Staat und einem Deputirten für jede Volkszahl von 80,000 Seelen bilden den Congress. Jedes männliche Individuum von 18 Jahren ist Wähler, ohne Rücksicht auf Eigenthum, Steuerabgabe oder Farbe. Indianer und Mestizen, Neger und Mulatten sind gleich freie Bürger und Wähler, und das mexicanische Staatsgrundgesetz weicht darin wesentlich von dem nordamerikanischen ab. Die Volkszahl beträgt jetzt gegen 8 Millionen, 1794 nur 5½ und 1825 etwa 6½ Millionen; die Bevölkerung hat also seit der Unabhängigkeit des Staats beträchtlich zugenommen, obgleich man berechnet, daß 300,000 Einwohner durch Kriege und die Revolutionen ums Leben gekommen sind. Sie theilt sich: 1) in Indianer reiner Rasse, die zahlreichste Volksclasse, ungefähr 4 Millionen; 2) Mestizen, oder Abkömmlinge von Spaniern und Indianern, ungefähr 2 Millionen; 3) Creolen, oder Abkömmlinge von Spaniern, gegen 1,200,000 Seelen; 4) Zambos, oder Abkömmlinge von Indianern und Negern, ungefähr 600,000, wenn man die von Weißen und Schwarzen abstammenden und mehre andere Rassen farbiger Menschen dazu rechnet; 5) Neger, die gegen 100,000 Köpfe zählen; 6) Guachupins, oder Spanier, die in Spanien geboren und gegenwärtig auf etwa 10,000 herabgeschmolzen sind, während sie vor der Revolution und den letzten Vertreibungen 80,000 Köpfe zählten; endlich 7) Esteros, oder Fremde aus verschiedenen Nationen; Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, etwa 15,000. Die Herrschaft der Spanier ging in der Revolution an die Creolen über, diese mußten den Indianern, um die Revolution durchzuführen, Rechtsgleichheit gestatten. Die Indianer bilden die Hauptmasse des Volkes; neun Zehnteile von ihnen sind Landbauer; sie werden als sanftmüthig, höflich, fleißig, gut, ehrlich und dankbar geschilbert, die einander liebten, ihre Ältern verehrten und weder zu stehlen noch zu betrügen suchten. Die in der Nähe der großen Städte, welche durch das Beispiel der Creolen verdorben, machen jedoch hinsichtlich dieser guten Eigenschaften eine Ausnahme. An Körperkraft stehen sie den nordamerikanischen Indianern nach. Ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich rothbraun, ihr Wuchs klein. In den Gebirgen sind sie so hellfarbig als die Creolen, ihre Frauen sind schön und weißer als die Creolinnen. Die Indianer sind gute Soldaten zu Pferd und zu Fuß. Vor der Revolution war ihnen der Gebrauch der Gewehre verboten; gegenwärtig sind sie als Miliz gut bewaffnet und dis-

ciplinirt. Nach dem Gesetze sind alle Bürger, also auch die Indianer, von 18—21 Jahren, zu dreijährigem Dienste im stehenden Heere verpflichtet. Jeder Staat hat eine Miliz, von welcher ein Theil zum Bundesheere gehört, das gegenwärtig 25,000 Mann stark ist. Nach den drei Dienstjahren können sie in ihre Heimat zurückkehren, oder sich von Neuem dem Heere einreihen lassen; im Nothfalle aber können sie auch nach Hause zurückkehren. Auf diese Weise gelang es ein ansehnliches Heer zu bilden, das größtentheils aus Indianern besteht. Jedes indianische Dorf hat seinen Alcalde, oder indianischen Vorsteher, welche auf zwei Jahre gewählt werden. Da, wo sich noch Abkömmlinge der alten Raxiken vorfinden, fiel die Wahl meist auf diese. Nächste dem Alcalde ist der Pfarrer die vornehmste Person im Orte. Die spanischen und creolischen Priester, welche ihre Stellung zum Zusammenscharren von Geld benutzen und die Indianer auf jede Weise tyrannisieren, dabei gewöhnlich einen höchst ärgerlichen Lebenswandel führen, sind verhaßt. Es herrscht unter den Indianern noch eine große Neigung zu dem Götzendienste ihrer Väter vor, und die Furcht, daß die ganze Urvölkerung, also die Hauptmasse des Staats wieder zu dem alten Heidenthume zurückkehren möchte, ist einer der Hauptgründe, warum das mexicanische Grundgesetz die katholische Religion zur Staatsreligion erhob. Der Unterricht unter den Mexicanern ist noch sehr zurück. Es sind unter ihnen Lancaster Schulen errichtet, und sie sind gehalten bei ihren Pfarrern schreiben und lesen zu lernen; aber da Viele die spanische Sprache, welche in Mexico die herrschende ist, nicht verstehen und eine Abneigung gegen dieselbe haben, in den indianischen Dialekten aber keine Bücher gedruckt werden, so verhindert dies die Verbreitung der Kenntnisse sehr. Die Sklaverei wurde ohne große Schwierigkeiten abgeschafft. Die Neger und Mulatten befreiten sich selbst oder erlangten ihre Freiheit während des Krieges. Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch finden Verbindungen unter ihnen statt. Die Abkömmlinge aus solchen Mischungen, die Zambos, sind stark und geschickt, ertragen das tödliche Klima in den Niederungen besser und sind gegen das gelbe Fieber mehr als die Weißen, Indianer und selbst die Neger geschützt. Die Mestizen vereinigen die guten Eigenschaften ihrer Aeltern; sie haben schöne Gesichtszüge, sind thätig, betriebsam und anständig und ihre Weiber häufig besser als die Creolinnen. Die Weißen in Mexico sind in drei Classen getheilt. Alle außer Landes Geborene heißen, wenn sie nicht Spanier sind, Esteros. Die Indianer lieben diese Fremdlinge, wenn sie ihre Sitten und Gebräuche annehmen, vorzüglich wenn sie ihre Sprache lernen. Durch fünfjährigen Aufenthalt im Lande erlangt jeder Fremde das Bürgerrecht. Die katholischen Franzosen und Italiener amalgamiren sich bald mit den Eingeborenen; die frühere Vorliebe für die Nordamerikaner hat aufgehört; die Engländer sind wegen ihrer Sitten und wegen ihres Stolzes nicht beliebt, aber sie verschaffen sich durch ihr Geld und ihre Talente Achtung. Guachupins, Spitzköpfe und Spanier sind in Mexico gleichbedeutend; sie waren einst im Besitze aller Ehrenstellen und Einkünfte in der Regierung, im Heere und in der Kirche, deren Verbindung sonst von den schönen Creolinnen eifrig gesucht wurde, jetzt aber sind sie allgemein, selbst von ihren Kindern verabscheut. Seit der Vertreibung der Spanier ist die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der durch Reichthum und höhere Kenntnisse vor den Indianern sich auszeichnenden Creolen; sie sind beinahe im Besitze aller Stellen, müssen jedoch einige schon mit den Indianern theilen, welche allmählig auf dem Congreß und in der Legislatur die Majorität bilden werden. Diese beiden Classen verschmelzen sich unter dem erneuerten Nationalnamen der Mexicaner. Die Mestizen, obgleich sie sich mehr zu den Indianern neigen, bilden das Verbindungsglied zwischen diesen und den Creolen. Der Charakter der Creolen ist eine Mischung von vielen guten und schlechten Eigenschaften. Sie sind liebenswürdig, heiter, thätig; aber auch eitel, leichtsinnig und betrügerisch, zu

schonen Kreisen
ten, rauen und
Prinzipien behauptet
für Gewöhnlich
fähig und zum Bey
wacht man in der
wird und beschließt
von selbstschändlich
Die Schätze
von Gold in der
Español in Mex
nach vertrieben
alten Namen
beschäftigt
erlangen in
Spanier in
die Kleebe,
Dritte Theil
haben saßen
innen Wm
überen das
mexische Com
man in seine
at zu dem Wohl
sich zu erheben
nachdem er unter
anderer Mächte, wie
sich nachste ein
wacht sich der An
zeugung. Die Grit
wisse zugehen und
erben angesetzt.
Ermordet, wächte
gine Staaten wird
den Jacatas; di
Kerns die Erhebe
igen Juntas, in
mestizigen mexico
gehört beschließt
wacht sich alle
die Kerkendiecht
von Kaufmännern,
ten auf und such
amerrevolution
lösung und Eric
man beachtet um
er, ten die Effe
spanier und die le
fremden Blätter
Congreß um 14.
den Soldaten
auf so lange er

schweren Arbeiten zu träge, aber zu jeder andern Beschäftigung geschickt. Sie spielen, rauchen und vergnügen sich gern, sind dabei jedoch mäßig und edelmüthig. Hefigen Leidenschaften unterworfen, sind sie dennoch nicht streitsüchtig und grausam, für Freundschaft und edle Gefühle empfänglich, oft hochherziger Gesinnung fähig und zum Vergeben und Vergessen geneigt. Die unterste Classe der Creolen, welche man in den Städten Leperos nennt, eine Art Lazzaroni, ist lasterhaft, träg und habfüchtig, zu stolz zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich erpicht, unwissend und aufrührerisch.

Diese Schilderung der verschiedenen Elemente der mexicanischen Bevölkerung wird Vieles in der neuesten Geschichte des Freistaats erklären. Mit der Übergabe von San-Juan de Ulua, der Hafenseite von Vera Cruz, am 19. Nov. 1825, ein Jahr nach der Einführung der Constitution, hatten die Spanier den letzten Punkt ihrer alten Besitzungen verloren; von diesem Tage an datirt sich Mexicos vollständige Unabhängigkeit von dem Mutterlande. Das Jahr 1826 verfloß mit Staatseinrichtungen in der jungen Republik in tiefem Frieden. Selbst ihrem Haß gegen die Spanier entsagten die siegreichen Mexicaner, versöhnten sich mit denen, die im Lande blieben, und erhoben sie selbst zahlreich zu Stellen in dem neuen Staate. Der dritte Theil der öffentlichen Ämter war in den Händen der Altspanier; Viele von ihnen saßen im Congresse, oder waren Offiziere im Heer oder Beamte der verschiedenen Ministerien; einige hatten sogar Theil an der vollziehenden Gewalt oder führten das Obercommando in den Provinzen und an den Küsten. Als der mexicanische Congreß am 1. Jan. 1827 zusammentrat, wünschte der Präsident Vittoria in seiner Eröffnungsrede dem Lande Glück zu der Ruhe, deren es genoß; und zu dem Wohlstande, der aus der fortschreitenden Entwicklung der freien Verfassung erwachsen würde. Der Staat war bereits von Nordamerika und England anerkannt und unterhandelte mit diesem wie mit Frankreich einen Handelsvertrag; andere Mächte, wie Preußen, hatten Handelsconsuln in Mexico angestellt. Um diese Zeit veranlaßte ein Hirtenbrief des Papstes, in welchem die Independenten ermahnt wurden, sich der Autorität des Mutterlandes wieder zu unterwerfen, eine große Bewegung. Die Geistlichkeit war der großen Mehrheit nach ganz dem spanischen Intereße zugethan und viele Altspanier benutzten die dargebotene Gelegenheit, um Unruhen anzuzetteln. Das Volk aber war gegen ein mit dem Papste abzuschließendes Concordat, welches von den Altspaniern gewünscht wurde; die Legislaturen einzelner Staaten widersetzten sich demselben förmlich, wie in den Staaten Durango und Zacatecas; die Generalversammlung des Staats Kalisco entzog sogar dem Klerus die Erhebung des Zehnten und übergab die Verwaltung desselben einer eignen Junta, in welcher nur ein Geistlicher war. Während der Congreß der vereinigten mexicanischen Staaten mit der Berathung der römischen Angelegenheiten beschäftigt war und über den Entwurf zu einer eignen Kirchenjunta, welche sich alle zehn Jahr versammeln und ohne Einmischen des Papstes in die Kirchendisziplin einschlagende Angelegenheiten anordnen sollte, Verhandlungen stattfanden, trat der Mönch Arenas als Gesandter des Königs von Spanien auf und suchte mit Hilfe vieler Altspanier zu Gunsten des Mutterlandes eine Contrerevolution zu Stande zu bringen. Aber dieser Versuch nahm mit der Verhaftung und Erschießung Arenas' ein schnelles Ende, erweckte jedoch bei der Regierung Verdacht und bei den Eingeborenen den schlummernden Haß gegen alle Spanier, den die Eifersucht der Creolen über das Ansehen und den Reichthum der Altspanier und die leidenschaftlichen Angriffe und Satiren auf die Spanier in den öffentlichen Blättern Mexicos noch bedeutend steigerten. Die Folge war, daß der Congreß am 14. Mai 1827 eine Verordnung erließ, wodurch alle in dem Heere, den Zollämtern und der Postverwaltung angestellten Spanier von ihren Stellen auf so lange entfernt wurden, bis das Mutterland Mexicos Unabhängigkeit aner-

Der Kampf der Parteien entspann sich zuerst 1827 in Vera Cruz, wo sich die legislative Versammlung, in welcher die Escoceses vorherrschend waren, in einer Specialjunta zur Vertreibung des von der Regierung ernannten Seeintendanten und Generalcommissärs der Duanen Don Jose Ignacio Esteva, welcher der Grundsätze des Yorkismus beschuldigt wurde, vereinigte. Esteva war genöthigt nach Mexico zurückzukehren und die Escoceses verdächtigten zugleich Poinsett, den Generalconsul der Vereinigten Staaten, daß er sich auf eine ungeeignete Weise in die Politik des Landes mische und ein Haupt Rathgeber der Yorkinos sei, welche Partei mit der der Patrioten oder Demokraten der Nationalpartei häufig verwechselt wird, weil sie einen starken Anhang unter den niedern Classen der Eingeborenen, namentlich in Mexico und andern größern Städten hatte und als Werkzeug benutzte. Poinsett sah sich genöthigt auf diese Anschuldigungen öffentlich zu antworten. Um diese Zeit zwang das Drängen der Patrioten den Congress zu einem neuen Schritt gegen die Altspanier, und nach fünf tägiger Berathung erließ er einen Beschluß, durch welchen alle verheiratheten Altspanier, selbst die im Militairdienst der Republik, aus dem Lande verbannt und diejenigen, welche davon ausgenommen, aber an den Küsten wohnten, ins Innere versetzt wurden. Nur die seit wenigstens acht Jahren ansässigen Handelsleute waren davon ausgenommen. Die Zahl der durch dieses Decret Vertriebenen war gering. Kurz nach Bekanntmachung dieser Verordnung brach eine Verschwörung der Escoceses gegen die Regierung aus. An ihrer Spitze stand der tapfere General Bravo, der Vicepräsident der Republik, welcher am 1. Jan. 1828 in der Stille von Mexico abreiste, sich mit Montano vereinigte und mit 600 Mann auf Tulancingo marschirte. Das Volk gerieth in Unruhe über Bravo's Flucht, der Präsident Vittoria erklärte die Republik in Gefahr und erließ einen Ausruf an die Vaterlandsliebe der Bürger. Der General Guerrero stellte sich an die Spitze der Regierungstruppen und machte durch raschen Angriff und schnellen Sieg in weniger als einem Monat dem ausgebrochenen Bürgerkriege ein Ende. Bravo selbst wurde gefangen und durch ein Congressdecree mit seinen Mitschuldigen zur Deportation verurtheilt; er begab sich nach den Vereinigten Staaten. Diese Verschwörung der Escoceses hatte ein neues Verbannungsdecree gegen die Altspanier zu Folge; Vittoria befahl, daß Diejenigen, welche den meisten Einfluß ausübten, unverzüglich das mericanische Gebiet räumen sollten. Der übrige Theil der ersten Hälfte des Jahres 1828 verfloß ruhig; der schlimme Zustand der Finanzen wurde bald, nach Garcia's Zurücktritt, durch den neuen Schatzdirector Esteva verbessert. Aber im Sommer wurden die politischen Leidenschaften aufs Neue heftig aufgeregt. Es sollte am 1. Sept. nach der Anordnung des Grundgesetzes der neue Präsident gewählt werden; zwei Candidaten traten auf, für oder wider welche sich die ganze Nation in zwei Parteien theilte: der General Guerrero, der Held der Südprovinzen, als Messias der Abgott der Patrioten, ein guter Soldat, welcher unter den Ersten zu der Sache der Independenten trat und ihr auch im traurigsten Misgeschick nicht untreu wurde, aber ohne Kenntnisse in der Staatsverwaltung; und der Kriegsminister Gomez Pedrazza, ein Mann nicht ohne Kenntnisse und Talente, aber ein entschiedener Anhänger der Aristokratie und, wie ihm vorgeworfen wurde, im geheimen Einverständnisse mit den Spaniern. Wie die Spanier alle Mittel anwandten, ihm den Sieg zu verschaffen, so waren die Patrioten für Guerrero thätig. Sie erklärten, daß, wenn Pedrazza gewählt werden sollte, sie ihn nicht anerkennen würden, und riefen die Mexicaner zu den Waffen. Schon vor der Wahl im Jul. erklärte der General Santana in Talapa, auf das Gerücht, daß die Altspanier den größten Theil der Wähler für Pedrazza gewonnen, daß er Guerrero's Wahl mit den Waffen in der Hand unterstützen werde. Dessenungeachtet stimmten 11 Staaten der Union für Pedrazza, und nur 8, unter diesen Mexico, für Guerrero; jener

ward Präsident, dieser Vicepräsident. Sobald diese Wahlfresultate bekannt wurden, griff der General Don Antonio Lopez de Santana, Commandant des Staats Vera Cruz, welcher sich auch zuerst gegen den Kaiser Iturbide empört und durch den Abschluß der Convention von Casamata bei Vera Cruz, am 2. Febr. 1823, dessen Absetzung herbeigeführt hatte, zu den Waffen, brach gegen Mexico auf und rückte mit 1500 Mann bis Perote, wo er sein Hauptquartier aufschlug und eine Proclamation erließ, in welcher er Annullirung der Wahl, Ernennung des Generals Guerrero, die definitive und vollständige Verbannung sämmtlicher Spanier aus dem ganzen Gebiete der Republik foderte und versprach kein Bürgerblut zu vergießen, außer zur Selbstvertheidigung, und die Waffen sogleich niederzulegen, wenn die Forderungen zugestanden würden. Mit Santana verbanden sich der Oberst Gomez, der Oberst Corde, Commandant des wichtigen Punktes Puente, 14 Stunden von Vera Cruz; Zavala, Catanio und Montes in Acapulco erklärten sich ebenfalls für die Insurrection, viele Indianer schlossen sich Santana an, selbst in der Hauptstadt erklärten sich 500 Mann des 4. Cavalieregiments für ihn und rückten, nachdem sie ganz Mexico in Bestürzung gesetzt, mit Waffen und Gepäck aus, um zu ihm zu stoßen. Die Regierung ihrerseits war nicht unthätig; Vittoria wurde mit dictatorischer Gewalt bekleidet und mußte, gegen seine eigne Ansicht, Santana für einen Hochverrätber erklären, wenn er nicht gleich die Waffen niederlege; auch wurden unter des Generals Rincon Befehlen 5000 Mann gegen ihn abgeschickt. Santana mußte vor der Übermacht weichen und verlegte sein Hauptquartier nach Taxaca, wo es ihm bald gelang, den ganzen Süden aufzureizen. In Mexico selbst erklärten sich die Milizen für Guerrero und bemächtigten sich unter der Leitung des Generals Lobato des Arsenal und der Batterien. Am 2. Dec. wurden beide Parteien in den Straßen Mexicos handgemein, der Kampf dauerte drei Tage und war blutig; am 4. Dec. entschied sich der Sieg für die indianischen Milizen, mit denen sich Linientruppen und Leperos vereinigt; Raub und Plünderung, welche auch viele europäische Handelshäuser traf, dauerten drei Tage lang; nur strenge Maßregeln der Militairchefs waren im Stande, wieder Ruhe und Gehorsam herzustellen; vom 6. Dec. an herrschte wieder Ordnung und Achtung des Eigenthums. Bei dem Ausbruche der Insurrection hatte der Congress seine Sitzungen aufgehoben und Pedrazza mit den ersten Behörden die Stadt verlassen; nur Vittoria blieb und vereinigte sich mit den Insurgenten. Am 6. Dec. wurden die Behörden aus Anhängern Guerrero's besetzt und die ganze Verwaltung, Vittoria ausgenommen, erneuert; Lobato erhielt das Militaircommando von Mexico, Guerrero übernahm bis zum Antritt der Präsidentenwürde das Kriegsministerium, Santana und die Generale, welche die Waffen für die Volkssache ergriffen hatten, erkannten die neue Verwaltung an und die conföderirten Staaten gaben nachträglich ihre Zustimmung. Pedrazza verzichtete auf die oberste Staatsstelle, verließ Mexico und besuchte Europa, wo er sich längere Zeit in Frankreich aufhielt. Der wieder versammelte Congress bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl zum Präsidenten, erklärte das Proscriptionsdecret gegen Santana und seine Anhänger für ungültig und erließ am 20. März ein von allen Patrioten oder der ganzen Nationalpartei laut gefodertes und mit allgemeiner Freude aufgenommenes Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme definitiv und für immer von dem Boden des mexicanischen Gebiets verbannte. Es wurde ihnen gestattet, alles bewegliche Gut, was auf 140,000,000 Doll. geschätzt wird, mitzunehmen; 22,000 Spanier verließen das Land; nur einige Militairpersonen von erprobter Treue für die Republik und die Seeleute durften bleiben, welche 1825 das spanische Linienschiff Asia, gegenwärtig der Congress genannt, ausgeliefert hatten.

So wurde das Land durch eine an sich harte aber nothwendige Maßregel von einer Classe der Bevölkerung befreit, welche eine fortdauernde Verschwörung gegen die

gesegnete Ordnung des Staats gebildet hatte, der ehemaligen Tyrannie stets aufs Neue die Hand reichte und sich als unversöhnlich mit dem Geiste und den Interessen des Landes, das sie bewohnte, erklärte. Ihre Vertreibung geschah für den Staat zur rechten Zeit; denn Spanien, mit dem Geiste in der neuen Welt ebenso unbekannt als in der alten, aber angespornt von den vertriebenen Mönchen und Geistlichen und andern Altspaniern und den Gedanken an die ehemals reichen Goldquellen, die ihm bei der steten Verlegenheit seiner Finanzen nur noch reizender und lockender vorkamen, hatte der Hoffnung auf Wiedereroberung seiner amerikanischen Besitzungen nie entsagt und hielt die innere Zerrissenheit der Republik durch die verschiedenen Parteien für den günstigen Zeitpunkt, seinen Eroberungsplan auszuführen. Die Küstungen zu dieser wichtigen Unternehmung wurden zu Havana gemacht und zum Theil mit dem Geld der aus Mexico vertriebenen Spanier bestritten. Der Brigadegeneral Don Isidoro Barradas erhielt den Oberbefehl über die Truppen. Der Generalcaptain der Insel Cuba, Dionisio Vives, erließ am 17. Jun. 1829 einen Aufruf an die Einwohner von Neuspanien, das ein Meisterstück einer wahnwitzigen Sophistik genannt zu werden verdient. „Die alten und heiligen Bande, die euch mit dem Mutterlande verknüpften“, heißt es darin, „wurden durch Gottlosigkeit und Verrath zerrissen, und es werden bald acht Jahre zu Ende gehen, in welchen ihr nicht einen einzigen Augenblick jener unschätzbaren Ruhe und des gesegneten Überflusses genossen, die drei Jahrhunderte hindurch euer Glück ausmachten. Hierarchien und Rangstufen sind durcheinander geworfen, die Diener des Altars gemishandelt, die Verehrung des göttlichen Erlösers des Menschengeschlechts ist vergessen und vielleicht verhöhnt worden und an ihre Stelle wurden geheime Gesellschaften autorisirt und beschützt, in deren schwarzen kegerischen Synoden nichts als Sünde geschmiedet wird. Eure Heerstraßen, große und kleine Städte, durch Geächtete geplündert, eure schmutzige Bevölkerung der Unordnung und dem Wahnsinne preisgegeben, und um Jeden zu reizen, daß er in die vorübergehenden Plane eingehe, die täglich in dem Gehirne eurer unsinnigen Regierer entsprangen, ist euch erlaubt worden, Raub, Plünderung, Mord und jeden Unfug zu begehen. Was ist jetzt noch übrig von jenem friedlichen Lande, dem Muster der Christenheit und dem würdigen Nachbilde des europäischen Spaniens in der Übung aller Tugenden?“ Die Proclamation verspricht, daß Ferdinand VII. mit erbarmenden Augen auf das Unglück und Elend seiner geliebten Kinder in Neuspanien herabgesehen habe und sie wieder in seinen Schutz nehmen wolle. Als die Plane Spaniens in Mexico bekannt wurden und man sich von der Wahrheit des wahnwitzigen Unternehmens überzeugte, vereinigten sich alle Parteien brüderlich zum Schutz und zur Vertheidigung des Landes gegen den Angriff der Spanier; Santana erließ unter dem 29. Jul. 1829 von Jalapa aus an die Einwohner des Staats von Vera Cruz, als Gouverneur und Generalcommandant einen begeisterten Aufruf: „Wollt ihr Sklaven sein? Wollt ihr den Namen Mexicaner verlieren und in Schande und Knechtschaft leben? Dann vereinigt euch mit ihnen. Wollt ihr eure Freiheit befestigen, glücklich sein und die Würde freier Männer behaupten? Dann thut eure Pflicht. Wer Ruhm oder Tod sucht, der folge meinen Fußtapfen. Die Vorwacht ist mir anvertraut, und von diesem Augenblicke an bereite ich mich zum Kampfe u.“ So redete der wegen seiner Tapferkeit geachtete Führer und das ganze Volk war voll Enthusiasmus für den Kampf gegen die Spanier. Santana war es auch, der durch seine Entschlossenheit den Einfall der Spanier abwehrte und sie in kurzer Zeit besiegte. Der spanische Kriegszug, welcher am 5. Jul. den Hafen von Havana verließ, erschien an der mexicanischen Küste, bis auf das Transportschiff Bingham, welches durch Sturm an die Mündung des Mississippi verschlagen wurde, wo die Truppen ausgeschifft werden mußten, und warf am 24. Jul. Anker bei Punta de Xeres, ein niedriges Vorland auf

der Ostseite der Barra, welche sich von der Laguna de Tamiagua nach Süden erstreckt, 4½ Meilen von Tampico de las Tamaulipas, 5 Meilen nordwestlich von Cabo de Rojo und etwa 48 Meilen nordwestlich von Vera Cruz. Die Flotte wurde von dem Admiral Laborde commandirt, der die Ausschiffung am 27. Jul. bewirkte. Am folgenden Tag traten die spanischen Truppen, gegen 3300 Mann stark, unter denen viele Neger und Mulatten sich befanden, und von denen 600 Reiter waren, den Marsch nach Tampico de las Tamaulipas, der von europäischen Schiffen stark besucht 57 Meilen nördlich von Vera Cruz gelegenen Hafenstadt an, während die erleichterten Schiffe die Barra am Eingange des Flusses Panuco passirten und dieselbe Richtung nahmen. Am 7. Aug. besetzten sie ohne bedeutenden Widerstand die Stadt Tampico, nachdem sie sich des Tags zuvor des gegenüberliegenden Ortes Pueblo viejo de Tampico bemächtigt hatten. Sie verbreiteten unter den Einwohnern die von Vives und Barradas erlassenen Proclamationen; die des Letztern, vom 4. Jul. 1829, war an die Mexicaner gerichtet, denen er verkündete, daß die Zeit gekommen sei, wo sie Frieden und den frühern Überfluß wieder gewinnen sollten. Er fodert sie auf, sich von der verderbten Partei der Anarchisten zu trennen, welche das schöne Land verwüsteten, bloß um ausländische Abenteuerer und die Räubersführer, von welchen sie tyrannisiert würden, zu bereichern. Er befiehlt ihnen ruhig zu Hause zu bleiben und ihren Berufsgeschäften obzuliegen und verheißt ihnen Sicherheit der Personen. Auch andere lockendere Mittel wurden angewendet, das Volk zum Abfall zu verführen; jedem Infanteristen, welcher die Fahne der Republik verließ, wurden 8 Piafter und jedem Reiter 15 Piafter zugesichert; die Kriegskasse der Expedition war reichlich mit Geld versehen. Am 4. Aug. wurde der in Folge der Landung der Spanier außerordentlich versammelte Congreß von dem Präsidenten Guerrero mit einer Anrede eröffnet, in welcher er sie an die Wichtigkeit des Augenblicks erinnert, die zuversichtlichste Hoffnung des Sieges ausspricht und sie zur Aufbringung der nöthigen Geldmittel auffodert. Aber mehr als der Congreß und die Regierung, die durch die heimlichen Anhänger der Spanier gehemmt wurde, wirkte der zum Befehlshaber der Truppen gegen die Spanier ernannte General Santana durch seine Energie und die schnelle Ausführung seiner Unternehmungen, obgleich er beinahe von allen Hülfsmitteln, die ihm die Regierung zwar versprochen hatte, aber bei dem traurigen Zustande der Finanzen nicht leisten konnte, entblößt war. Er brach mit seinem zum Schutze der Küsten schnell zusammengetrafften Heere, welches vorzüglich von Patrioten und Indianern, die ein tödtlicher Haß gegen die Spanier besaß, verstärkt wurde, am 3. Aug. von Vera Cruz auf, wo er bei den Kaufleuten eine Unterstützung von 50,000 Piaftern zu erlangen suchte, aber nur 16,000 erhielt, und schlug sein Lager bei Tuspan, 10 Meilen südöstlich von Tampico, auf. Vor seinem Aufbruch erließ er an seine Soldaten eine neue Proclamation, worin er sie zum Muth und zur Ausdauer in dem letzten Kampf mit einer thörichten Nation, welche Mexico die Unabhängigkeit zu rauben suchte, anfeuernd und den Spaniern Tod und Verderben droht. Trotz seinem gänzlichen Mangel an Geld und Lebensmitteln und den geringen Streitkräften, über die er verfügen konnte, gelang es Santana, Barradas mit seinem Heere gänzlich einzuschließen und zur Uebergabe zu zwingen, welche am 11. Sept. 1829 durch eine zwischen Santana und Barradas abgeschlossene Capitulation erfolgte. Die Spanier mußten ihre Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe ausliefern, Tampico räumen, sich nach Vittoria zur Einschiffung nach Havana begeben und versprechen, nie wieder die Waffen gegen die Republik Mexico zu ergreifen. So schmachlich endete die lange vorbereitete, kostbare Expedition, auf welche Spanien so große Hoffnungen gebaut hatte, und Mexico bestand rühmlich die letzte ihm vom Mutterlande her drohende Gefahr. Santana wurde allgemein als der heldenmüthige Befreier gepriesen und gelangte unter den Patrioten zu großem Ansehen.

Aber kaum war der Boden von dem fremden Feinde befreit, als der Parteilampf aufs Neue im Innern entbrannte. Guerrero hatte seine Wahl zum Präsidenten mit Waffengewalt erzwungen, als Nestizte war er den aristokratischen Parteien aller Farben gleich verhaßt, vorzüglich die Anhänger der vertriebenen Spanier waren unzufrieden mit seiner Regierung und verschworen sich gegen ihn. An der Spitze seiner Gegner standen Anastasio Bustamente, der am 6. Jan. 1829 von dem Congresse zum Vicepräsidenten erwählt worden war, die Generale Bravo, der bei der allgemeinen Gefahr des Vaterlandes aus seiner Verbannung in Nordamerika zurückkehrte und seine Dienste gegen die Spanier anbot, Luis Quintanar, Lucas Alaman und Andere. Bustamente stand mit einem Reservearmecorps am Abhange des Hochplateau zu Jalapa, während Santana die Spanier an der Küste besiegte. Von Jalapa aus erließ Bustamente mit seinen Offizieren eine Erklärung gegen den Präsidenten, welcher die Einwohner der Stadt beistimmten, brach dann mit seinen Truppen auf und rückte über Puebla gegen die Hauptstadt vor. In Mexico hatte sich unter Quintanar's Leitung eine Verschwörung gebildet, welche am 22. Dec. ausbrach; von 2 — 8 Uhr Morgens kämpften die Truppen des Präsidenten mit den Verschworenen, welche von der Erklärung, die Bustamente erließ und der sie beitraten, Pronunciados genannt wurden, in den Straßen Mexicos; doch wurde von den kämpfenden Parteien die Pöbelmasse niedergehalten und nicht geplündert. Die Pronunciados bemächtigten sich des Regierungspalastes, Guerrero legte seine Präsidentenstelle nieder und begab sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in den südlichen Theil des Landes. Nach dem Siege der Anhänger Bustamente's wurde die Ordnung und Sicherheit in der Stadt Mexico schnell wiederhergestellt; eine provisorische Regierung, aus Belez, Quintanar und Alaman bestehend, übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und berief den Congress der föderirten Staaten, welcher sich den 1. Jan. 1830 versammelte und Bustamente zum Präsidenten erwählte. Da Guerrero's Partei vorzüglich unter den Eingeborenen zahlreich war, bereitete sie sich vor, der neuen Regierung Widerstand zu leisten; im Jun. 1830 wurde in Mexico eine Verschwörung unter den Soldaten entdeckt, welche den Plan hatten, Bustamente und seine vornehmsten Anhänger zu ermorden und Guerrero zum Präsidenten auszurufen; Guerrero selbst sammelte eine Schar und drang im Jul. 1830 in der westlichen Provinz Daraca vor, wurde aber bei Tepere von dem mit Regierungstruppen gegen ihn abgeschickten General Bravo geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde nach Puebla de los Angeles, 18 Meilen von Mexico, gebracht und dort einer Escorte unter dem Befehle eines Obersten Vittoria übergeben, welcher ihn nach der Hauptstadt bringen sollte, aber mit Guerrero und seinen Truppen selbst zu den Insurgenten überging. So begann die Fehde aufs Neue, welche Guerrero bis zum Nov. 1830 an der Grenze der Staaten Daraca und Chiapas fortführte, bis er den Bundestruppen weichen mußte, durch Verrath in die Hände der Regierung fiel und nach dem Urtheil eines parteiischen Kriegsgerichts am 17. Febr. 1831 zu Daraca erschossen wurde. Die aristokratische Creolenpartei verbreitete allgemein die Meinung, als habe Guerrero nach der Wiederherstellung des Kaiserthums gestrebt und die Absicht gehabt, nach Turbide's Vorbild sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Guerrero's Talente waren unbedeutend, er wird mit Paez von Venezuela verglichen. Der Oberst Vittoria war schon am 20. Aug. 1830 wieder von den Bundestruppen gefangen, nach Puebla geführt und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden; er entkam aber dem Gefängniß und begab sich in das Gebirge, wo er aufs Neue eine Guerilla bildete, welche der Schrecken der ganzen Gegend ward. Am 10. Sept. wurde seine Schar von dem Oberst Alende umringt und nach blutigem Gefecht vernichtet; Vittoria selbst, schwer verwundet, wurde gefangen und in Puebla erschossen. Ehe ihn das tödt-

liche Blei traf, hielt er an das Volk eine kurze Anrede, die von Energie und Selbstgefühl zeugt. „Ich sterbe“, sprach er, „weil ich eine Sache vertheidigte, welche ich für die gerechte hielt und noch halte; mein Tod wird zahlreiche Rächer finden; die Nachwelt, die für mich beginnt, wird mich Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Nach Guerrero's Tod schien in Mexico und den Provinzen die Ruhe hergestellt und Bustamente's Regierung fing unumwundener an ihr System zu entwickeln. Sie war vorzüglich den Fremden in der Republik, die nicht spanischer Herkunft waren, feindlich gesinnt und benutzte die Gelegenheit, da einige Franzosen und Engländer sich in das Parteigetriebe gemischt hatten, die Fremden als die Ursache und Urheber des Bürgerkriegs zu verdächtigen. In ihrer Vorliebe für die Altspanier hob sie das Decret, welches unter Guerrero's Regierung zur Austreibung der Altspanier erlassen worden, im Sept. 1831 auf und beleidigte dadurch das Nationalgefühl der Patrioten und Indianer, deren Werk die Vertreibung war, welche nicht als eine barbarische, sondern als eine nothwendige politische Maßregel betrachtet werden muß. Auch hatte sie dem Expräsidenten Pedrazza, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, wo er die Vorzüge europäischer Civilisation kennen und schätzen lernte und seine aristokratische Richtung modificirte, den Eintritt in die Republik verweigert. Bustamente bewies in seinen Maßregeln viel Talent, aber er war zu sehr Aristokrat, um nicht den Haß einer mächtigen Partei auf sich zu laden; vorzüglich waren ihm die Patrioten abgeneigt und erregten schon im Sept. 1831 bei Anlaß des Widerrufs des Vertreibungsdecrets der Spanier in der Hauptstadt Mexico eine gefährliche Bewegung. Im Jan. 1832 erhob der General Santana, der Held des Südens, der Besieger der Spanier, den die Regierung fürchtete und vernachlässigte, in Vera Cruz die Fahne der Insurrection gegen Bustamente's Regierung und den von Aristokraten und Theokraten beherrschten Congress; er proclamirte Pedrazza als den allein rechtmäßigen Präsidenten, dessen Absetzung er 1828 vorzüglich bewirkt hatte, und fand bald einen starken Anhang, namentlich unter der Nationalpartei, sodas er gegen die Regierung sich im offenen Felde zu behaupten wagte. Mit wechselndem Glücke dauerte der Kampf das ganze Jahr hindurch; die Mehrheit der Staaten erklärte sich für Pedrazza; endlich entschied auch das Kriegsglück für Santana's Waffen. Zwar hatte Bustamente mit den Regierungstruppen am 18. Sept. bei San-Miguel Dolores die unter Montezuma's Befehl stehenden Insurgenten geschlagen; aber Montezuma wandte sich nach Tampico, sammelte neue Truppen und besiegte Bustamente, welcher sich nach dem Staate Zacatecas, der für Pedrazza stimmte, begeben hatte und nöthigte ihn sich nach Dolores zurückzuziehen. Während Bravo die südlichen Provinzen, durch eine Convention mit Alvarez, dem Commandanten der Streitkräfte von Acapulco und der Küste von Tecpam, im Interesse der Regierung zu beruhigen suchte, erfocht Santana am 1. und 2. Oct. einen entschiedenen Sieg bei Puebla, eroberte am 4. Oct. diese, 23 Leguas von Mexico gelegene Stadt mit mehr als 50,000 Einwohnern, und bereitete sich zum Marsche nach der Hauptstadt vor. Von Tag zu Tag vergrößerte sich die Partei Pedrazza's und Santana's, und Bustamente, dessen Truppen ohne Geld, ohne Lebensmittel, an allem Nothwendigen Mangel litten und der einsah, daß er für eine verlorene Sache kämpfe, schloß mit den beiden Führern der Gegenpartei eine Übereinkunft ab, durch welche Pedrazza als Präsident bis 1. Apr. 1833 anerkannt und verabredet wurde, wann und wie die nächsten Wahlen des Präsidenten, Vicepräsidenten und des Generalcongresses stattfinden sollten. Das Föderalsystem soll nach dieser Convention unangetastet bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten. Die Kammern verworfen diesen Vertrag als eine Verletzung der Constitution. Aber diese Protestation von einem Körper, der seit 1828 in seinem Privatinteresse das feile Werkzeug jeder herrschenden oder siegenden Faction war, und durch die Ver-

treibung Pedrazza's, durch die Absetzung und Hinrichtung Guerrero's die Verfassung ebenso gewaltsam verletzt hatte, hatte kein Gewicht. Als endlich noch die Nachricht in Mexico eintraf, daß San-Luis sich an Montezuma ergeben habe, erklärten sich alle Civil- und Militärbehörden für Pedrazza; General Herrera wurde an die Spitze der Truppen in Mexico gestellt und Oberst Lenes zum Stadtcommandanten ernannt. Am 2. Jan. 1833 marschirten die vereinigten Truppen, etwa 10,000 Mann stark, in Mexico ein, unter Glockengeläute und Freudenbezeugung aller Art. Am folgenden Tag hielt Pedrazza, von Santana und Bustamante begleitet, seinen feierlichen Einzug und bezog den Nationalpalast. So endete der vierjährige Partekampf, welcher die Republik in die größte Gefahr zu stürzen drohte. Im März 1833 wurde Santana zum Präsidenten, General Furiás zum Vicepräsidenten erwählt, und diese Wahlen scheinen die Ruhe auf längere Zeit zu sichern. Fest gegründet aber wird sie erst dann sein, wenn die Elemente der Nationalpartei in ihrer intellectuellen Entwicklung weiter fortgeschritten sind, der Sinn für gesetzliche Ordnung und Freiheit unter den Indianern ausgebildeter ist und die aus der Creolenpartei hervorgehenden militairischen Factionen sich an dem festen Damm des Volkswillens brechen müssen. Dann werden auch die finanziellen Verlegenheiten der Republik aufhören und Mexico durch die großen innern Mittel, welche es besitzt, einer der blühendsten Freistaaten der westlichen Welt bilden, der durch seine indianische Bevölkerung ein eigenthümliches interessantes Colorit hinsichtlich der Sprache, Religion und Sitten erhalten muß. (29)

Mey van Streeffkerk (Jan Gisbert, Baron), geboren am 16. Apr. 1782 zu Leyden, aus einer patricischen Familie stammend, wurde 1802, nachdem er die juristische Doctorwürde erhalten hatte, als Gesandtschaftssecretair in Paris angestellt. Er wurde von dem Großpensionnair Schimmelpenninck, der ihn dort von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatte, zum ersten Cabinetssecretair ernannt, und versah dieses schwierige Amt mit Eifer und Einsicht. Als Ludwig Bonaparte König wurde, gab M. seine Stelle auf und nahm nur das Amt eines Generalsecretairs bei der Steuercommission an. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, erhielt er eine Anstellung bei der Domainenverwaltung und dem Hypothekenwesen in Rotterdam. Nach der Wiedergeburt seines Vaterlandes ward er nacheinander Secretair im Departement des Innern, Staatsrathssecretair und 1815 erster Cabinetssecretair des Königs. Drei Jahre später kam er mit dem Titel eines Staatsraths an die Spitze des Staatssecretariats und fuhr fort, dieses Amt seit 1822 als Minister Staatssecretair zu verwalten. Er wurde 1826 zum Baron erhoben. Das Vertrauen, das der König ihm geschenkt hat, rechtfertigt er durch seltene Thätigkeit, ungemeine Geschäftsgewandtheit, umfassende Kenntnisse und erprobte Redlichkeit. (74)

Meyer von Knonau (Ludwig), der Enkel des gleichnamigen, von seinen Zeitgenossen Bodmer und Breitinger, von Klopstock, Wieland und vielen Andern geschätzten Fabeldichters, wurde am 12. Sept. 1769 zu Zürich geboren. Zuerst auf dem Lande, dann bis in sein 10. Jahr beinahe ganz im häuslichen Kreise erzogen, Jahre lang mit keiner Kinderschrift, ausgenommen den alten englischen Robinson, bekannt, konnte er sich nur an den für Erwachsene bestimmten Geistesproducten emporarbeiten. Ein glückliches Geschick hatte seine Jugend in die Zeit des Aufblühens der deutschen Poesie und classischen Literatur versetzt. Die Musenalmanache, die ersten Jahrgänge des „Deutschen Merkur“, Shakspeare nach Eschenburg's Übersetzung, „Don Quixote“ und wenige andere ähnliche Bücher wurden von dem Knaben gelesen und wieder gelesen. Später studirte er mit dem nämlichen Heißhunger die bändereichen Schriften des längst verschollenen Happel, die nicht weniger zahlreiche Sammlung aller Nachahmungen des „Robinson“. Hierauf ging er zu der bessern neuern deutschen Literatur über, in welcher

vorzüglich Geschichtschreiber, Dichter, Reisebeschreiber ihn anzogen, und endlich kam die Reihe an ausgezeichnetere Schriftsteller Frankreichs. Beim Eintritt ins Jünglingsalter führte ihn eine unwiderstehliche Neigung in das Gebiet der classischen Literatur, wo der Kanonikus Steinbrüchel sein Führer war; er machte sich zugleich mit den Schriften der Italiener und Engländer bekannt und that später Blicke in noch andere neue Sprachen. Während er in Halle studirte, war er Tischgenosse Eberhard's, zugleich aber auch eifriger Schüler Wolf's. Im Frühjahr 1790 besuchte er Berlin, Norddeutschland, Holland, durchzog Belgien während der Revolution in einem Zeitpunkte, wo dieses Land von fremden Reisenden ganz verödet war. In Paris wohnte er am 14. Jul. 1790 dem großen Bundesfeste bei und kehrte durch das mittägliche Frankreich und Oberitalien in seine Heimath zurück. Er trat bald in die Kansteigeschäfte ein und verband einige Jahre später mit diesen die richterliche Laufbahn. Nach seiner Rückkehr hatte ihm sein Vater die Verwaltung zweier Familienherrschaften fast ganz übertragen, die hinsichtlich ihrer Gerechtfame den deutschen reichsritterlichen Herrschaften ähnlich waren. Als die Wirkungen der französischen Staatsumwälzung sich auch über die Schweiz zu verbreiten anfingen, hielt M. sich immer zu Denjenigen, welche zu Milde und Nachgiebigkeit riefen. Er war tief überzeugt von der Unhaltbarkeit des Herkömmlichen, allein da er sich nicht verbarg, daß jede gewaltsame Umwälzung unvermeidlich der französischen Politik den Weg in das so lange von keinem Feinde betretene Land der Eidgenossen bahnen würde, sah er der Katastrophe nur mit Besorgniß entgegen. Als eidgenössischer Gesandtschaftssecretair auf dem Friedenscongresse zu Rastadt hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß ein bedeutender Theil von Europa in einer Art von Auflösung und die Schweiz bereits von den großen Mächten aufgegeben war. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich dem Lehrerberufe zu widmen, als er von Männern, die ihn kannten, wieder in die öffentlichen Geschäfte gezogen ward; schon damals aber faßte er, um immer unabhängig zu sein, den festen Vorsatz, weder mittelbar noch unmittelbar um irgend ein Staatsamt sich zu bewerben. Viele Stellen, die ihm angeboten wurden, lehnte er ab, theils wegen häuslicher Verhältnisse, theils in Zeiten, wo er nicht hoffen konnte nach seiner Überzeugung etwas zu wirken, wie 1803 die Zuziehung zu der von Napoleon angeordneten Organisationcommission des Cantons Zürich. Am Ende d. J. 1799 hatte ihn die Wahlversammlung des Cantons mit der Stelle eines Cantonrichters überrascht, 1803 wurde er in das Obergericht, 1805 in den Rath gewählt und in dieser Stelle mit mehren Sendungen beauftragt. Er verfaßte den Entwurf des neuen Ehegesetzes, später, vornämlich mit Usteri, den Entwurf eines Strafgesetzbuches und nachher größtentheils allein den der Criminalproceßform, welche beide, ohne zu Gesetzen erhoben zu werden, nachher von den Gerichten als Anleitung benutzt wurden. Bei der Errichtung des politischen Instituts in Zürich wurde M. beinahe gezwungen, das Lehrfach der Rechtswissenschaften zu übernehmen. Er that es mit der Bedingung, diese Stellen wieder niederzulegen, sobald man jüngere, mit dem Stande der Wissenschaften vertrautere Männer gefunden haben würde; doch machte ein Angriff, den seine doppelte Anstellung im folgenden Jahre erfuhr, ihm das Lehramt zur Ehrensache, so daß er dasselbe noch fünf Jahre lang unentgeltlich beibehielt. Nach der langwierigen Tagssagung zu Solothurn 1811 und einer Conferenz in Schaffhausen überfiel ihn eine schnell fortschreitende Abnahme seines schon von Kindheit her schwachen Gesichts. Der Zustand zeigte sich sehr bald als Anfang des schwarzen Staars. Er erkannte das Übel und faßte den Entschluß, aller Augengläser, alles Lesens und Schreibens, mit Ausnahme des Nothwendigsten, auch jeder künstlichen Hülfe sich gänzlich zu enthalten. Mehrere geschickte Ärzte, auch der berühmte Ebel, misbilligten seinen Entschluß keineswegs und statt einer nahen Erblindung, der er entgegenzugehen erwartet hatte, ist sein Gesicht seit

20 Jahren mit
 am 10. Decem
 wurde demsel
 der politischen Zei
 und Cantons die Ze
 1811 in Luzern
 Zeit vor ihm den
 zum Vorgesetz
 Schriften und wei
 gen" und in ande
 gefordert" von
 mensliche im l
 schriftlichen Welt
 buch der Geschich
 erkannt werden
 ist bis jetzt das ei
 der Schweizergesell
 seit eine vollstän
 der frühern Zeiten
 sich aus den an
 nach gelobt er zu
 gehalten für ein hoch
 wert ist. "Wer
 von ihm abhängen"
 wohnt! Der wach
 von ihm das Ansehen
 Leben, mit der Ge
 gung zum Nutzen si
 ländes Ehre, we
 ltern sorgfältig gen
 ist in der letzten E
 Ermöglicht und
 Staatsmänner
 Name in der
 für den der Kath
 Me 1330 fanti
 des Bekanntheit
 von ihm genante M
 Corresponden
 der Lage angegriff
 er zwar nicht etwa
 die Sprache ver
 nem, späten doch
 und alle die
 Anzeigen Bolog
 von Kume im „
 wesen, indem man
 nicht und Spr
 schließig gewisse
 kommt nach dem
 von, die sich nach
 von Montaigne

20 Jahren nur wenig schwächer geworden. Von dieser Zeit an beschränkte er seine amtliche Thätigkeit fast ganz auf die innern Angelegenheiten seines Cantons und wurde dennoch von dem großen Rathe 1829 in den Staatsrath gewählt. Nach der politischen Veränderung 1830 besuchte M. an der Spitze der Gesandtschaft seines Cantons die Tagsatzung, die im Dec. in Bern sich versammelte und im Mai 1831 in Luzern sich endigte. Ein volles Vierteljahr vertrat er in jener bewegten Zeit dort allein den Stand Zürich und wurde mittlerweile bei der neuen Organisation zum Regierungs- und Staatsrathe gewählt. Neben verschiedenen kleinern Schriften und zerstreuten Aufsätzen, die in der „Zürcher“, den „Zürcherischen Beiträgen“ und in andern Zeitschriften zerstreut sind, mögen hier seine Artikel in die „Encyclopädie“ von Ersch und Gruber, die 1822 erschienene „Geistesreligion und Sinnenglaube im 19. Jahrhundert“, nebst einem Anhang über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse“ (2 Bde., Zürich 1826—29) und vorzüglich sein „Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (2 Bde., Zürich 1826—29) erwähnt werden, welchem auch das deutsche Publicum Aufmerksamkeit schenkte. Es ist bis jetzt das einzige Werk, das eine zusammenhängende unparteiische Darstellung der Schweizergeschichte von 1789 bis in die zunächst verfloffenen Zeiten liefert, und gibt eine vollständige aber gedrängte Darstellung aller bemerkenswerthen Ereignisse der frühern Zeiten. Der Geist und Charakter des Mannes, von dem wir sprechen, sind aus den angeführten Werken zu erkennen. Seiner politischen Gesinnung nach gehört er zu der gemäßigten, aber echt liberalen Partei; er hält die politische Freiheit für ein hohes Gut, aber noch weit höher steht ihm die geistige, ohne welche jene todt ist. „Wer wollte nicht lieber unter Katharina und dem großen Friedrich sein Leben zubringen“, schreibt er an einen Vertrauten, „als in Wallis oder Unterwalden? Dort wachte der menschliche Geist auf, hier erstickt er.“ Er ist entschieden für das Aufheben aller Vorrechte in der Schweiz, für die Begräbung alles dessen, was die Cantone einander fremd macht; aber er hält Einheit oder zu große Centralisation für gefährlich. Er sieht den ganzen Werth des echten republikanischen Sinnes, der — wie er sagt — nur wenigen Menschen angeboren sei, sondern sorgfältig gepflegt und ausgebildet werden müsse, wenn die zarte Pflanze nicht in der kalten Selbstsucht der Aristokratie erstarren, oder von dem Gewühle der Demagogie und ihres Trostes zertreten werden solle. Er ist einer der erleuchtetsten Staatsmänner Zürichs, und einer der redlichsten Eidgenossen der Schweiz, dessen Name in der Geschichte neben denen eines Pestalozzi, Lavater, Usteri und Escher von der Linth, seiner Mitbürger und Zeitgenossen, glänzen wird. (29)

Mezzofanti, Custos der vaticanischen Bibliothek, gehört zu den gekanntesten Gelehrtennamen des neuern Italiens und doch hat es nicht gelingen wollen, über ihn genauere Nachrichten aufzufinden. Durch eine Notiz des Herrn v. Zach in seiner „Correspondance astronomique“ (1820), wurde er als ein Mithridates unserer Tage angepriesen, der 32 Sprachen nicht allein verstiehe, sondern auch spreche; und zwar nicht etwa bloß die des römischen Sprachstammes, sondern selbst Walachisch und die Sprache der Sigeuner. Das Wunder, zu dem ihn die Italiener gradezu rechnen, schien dadurch größer zu werden, daß er Bologna, seine Vaterstadt, nie verließ, und alle diese Kenntnisse gleichsam nur gelegentlich von den verschiedenen Besatzungen Bolognas sich aneignete. Indessen ist durch spätere Reisende, wie durch Blume im „Iter italicum“, das Wunderhafte dieser Angabe sehr ermäßigt worden, indem man auf den großen Unterschied zwischen oberflächlicher Sprachfertigkeit und Sprachkenntniß aufmerksam machte. M., als Bibliothekar nicht gleichmäßig gepriesen, wurde in die Bewegungen verwickelt, welche die Besetzung Anconas durch französische Truppen 1831 herbeiführte. Er gehörte zu der Deputation, die sich nach Rom begab, bei dem Papste Vorstellungen zu thun, wurde dort zum Monsignore befördert, büßte aber die Aufregung durch eine Krankheit, von

der er nur langsam genas. Später ward er in Rom angestellt, und als Angelo Majo, der Custos der vaticanischen Bibliothek, im Apr. 1833 zum Secretair der Congregation de propaganda fide befördert ward, erhielt M. dessen Stelle. (14)

Miaulis (Andreas Vokos), Admiral des neugriechischen Staats, von sehr niedriger Herkunft, wurde 1772 zu Negroponte geboren. Von Jugend auf dem Seeleben gewidmet, verdankte er seiner Thätigkeit und Unererschrockenheit bei einem beschränkten Küstenhandel nach den Marktplätzen des Archipels den Anfang eines kleinen Vermögens und den Beinamen Miaulis, welcher ihm von einem gleichnamigen Fahrzeuge, das er von einem kandiotischen Türken gekauft hatte, beigelegt worden sein soll. Sein Vermögen verlor er jedoch bald wieder, da er sich an das kleine Geschwader des Lampros Kanzonis angeschlossen hatte, welcher seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. den Kampf für die Unabhängigkeit allein fortzusetzen unternahm, aber endlich der Übermacht der Osmanen erlag. Der Verlust, den M. dabei erlitt, ward in kurzer Zeit wieder ersetzt. Zur Zeit der französischen Revolution nämlich gelang es ihm ungeachtet der englischen Blockade zu wiederholten Malen mit Getreideladungen von Odeffa aus in die französischen und spanischen Häfen einzulaufen, und ein unermeßlicher Gewinn war die Frucht des Kühnen Unternehmens. Später ließ er sich auf Hydra nieder und fastete zuerst den Gedanken, ein größeres Schiff zu bauen, als man bisher im Archipel zu gebrauchen pflegte. Noch einmal aber verlor er seine ganze Habe auf einer Fahrt nach Lissabon durch Schiffbruch an der portugiesischen Küste. Nichtsdestoweniger erholte er sich nach und nach, wurde wegen seiner ausgebreiteten Erfahrungen im Seewesen, welche den Mangel einer höhern Bildung völlig ersetzten, wegen persönlicher Tapferkeit und der Tüchtigkeit seines Charakters überhaupt allgemein geachtet, unter die Primaten von Hydra aufgenommen und bekam bald großen Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Insel. Daß M. unter solchen Umständen bei dem Aufstande der Hellenen im Jahr 1821 eine bedeutende Rolle spielen werde, ließ sich erwarten. Gleichwol suchte er sich anfangs aller persönlichen Theilnahme an dem Befreiungskriege zu entziehen und soll selbst Willens gewesen sein, mit einigen andern Primaten seine Heimath zu verlassen, um dem ungestümen Verlangen des Volkes nach allgemeiner Bewaffnung zu entgehen. Erklärt sich diese Zögerung leicht aus der Rück Erinnerung an die traurigen Erfahrungen, welche M. unter ähnlichen Verhältnissen zur Zeit des Lampros Kanzonis gemacht hatte, so verdient seine enthusiastische Theilnahme, sobald er über Zweck und Art des Aufstandes zu klarer Ansicht gelangt war, desto mehr Anerkennung. Hydra erklärte sich am 18. Apr. 1821 durch einen förmlichen Beschluß des Senats für die Theilnahme an der Befreiung Griechenlands, und kurz darauf wurde Jakob Tombasis zum Befehlshaber der kleinen Flotte ernannt, welche schnell aus den Schiffen der Hydrioten und einiger andern Inselaner des Archipels gebildet ward. An diese schloß sich auch M. an, um an den Streifzügen Theil zu nehmen, welche im ersten Jahre nach verschiedenen Gegenden des Archipels hin unternommen wurden. Schon im Frühjahr 1822 erhielt er den, nach dem Gesetze wechselnden Oberbefehl, dessen er sich sogleich am 5. und 6. März durch einen glänzenden Sieg über die feindliche Flotte bei Patras würdig machte. Gleich darauf übernahm er selbst mit der hydroiotischen Abtheilung seines Geschwaders die Blockade der Westküste von Morea und dem Festlande bis in die Gegend von Butrinto, während die übrigen Abtheilungen theils nach dem Archipel, theils an die Küste von Kleinasien geschickt wurden, um die weitem Bewegungen des Feindes zur See zu beobachten. Als jedoch hier seinen Unternehmungen gegen die noch von den Feinden besetzten Küstenplätze von Seiten der Engländer auf den ionischen Inseln viele Hindernisse in den Weg gelegt wurden, sah er sich genöthigt, die Blockade bald aufzugeben, zumal da die Operationen einer neuen feindlichen Flotte gegen die Insel Chios seine Gegenwart

an jenen Inseln
Befreiungskriege
Schiffen auf ein
hellenischen Küste
Griechen, die der
die See, von er
in dem Kanal von
mit dem Schiff von
den Seiten von
lang seine Befreiung
welche für ein
zu Konstantinopel
bisher geschickte
bringen, wo er
M. wurde 181
und obgleich er
sich zu zeigen, so
hellenischen Streit
hellenischen Exer
Ländern machte er
von Doro an
eine Abtheilung
von Patras geschickte
von Euboea abge
Revolutionskrieg
gleichem Erfolg
und ungeschick
in die Küste
in der Nähe
rückend hatte
sich von
wäre unter
Fogel und
dem
bei einem ab
nach verurtheilte
Aber in der
für die See
zum Teil
Körper eine
beobachten
und in Morea
seinen Befehl
Geschwader auf
bis M.
aufgeschickten
den großen Flot
ausgeführt
in Syon, richte
von 11
schickten. Das
unabhängiger Sch

in jenen Gewässern doppelt zu erheischen schienen. Leider kam er aber erst nach der Katastrophe dieser unglücklichen Insel an, und so beschränkte sich hier seine ganze Thätigkeit auf einige unbedeutendere Gefechte, welche der völligen Zerstörung der feindlichen Flotte durch Kanaris vorhergingen, und die Rettung einiger hundert Schioten, die der allgemeinen Niederlage entgangen waren. Desio glänzender war der Sieg, den er am 20. Sept. über die nach Nauplia bestimmte feindliche Flotte in dem Kanal von Spezzia erfocht, und welcher den Rückzug des Kapudan Pascha aus dem Golf von Argos zur Folge hatte, wobei dieser von den Hydrioten bis in den Hafen von Suda verfolgt wurde. Von hier begab sich M. mit einer Abtheilung seines Geschwaders nach der kleinen Insel Samothrake, um einige Mönche, welche sich mit einem angeblich von Konstantin dem Großen einem Nonnenkloster zu Konstantinopel geschenkt, später nach dem Berge Athos gebrachten Kreuze hierher geflüchtet hatten, zugleich mit dieser Reliquie nach Hydra in Sicherheit zu bringen, wo er den Winter verlebte.

M. wurde 1823 abermals zum Befehlshaber der gesammten Flotte ernannt, und obgleich er weniger Gelegenheit fand, seine Talente in entscheidenden Seegefechten zu zeigen, so wußte er doch durch geschickte Vertheilung der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte, die sich etwa auf 80 wohlbemante Fahrzeuge beliefen, der feindlichen Seemacht fortwährend große Hindernisse in den Weg zu legen. Unter Andern machte er selbst im Sept. einen glücklichen Streifzug gegen die in dem Hafen von Olivaro auf Mitylene unter dem Kapudan Pascha Khoreb liegende Flotte, schlug eine Abtheilung derselben, welche, von Brandern verfolgt, nach dem Golf von Bolo geflüchtet war, in der Nähe des Berges Athos, nahm kurz darauf einige von Salonichi abgeschickte Transportschiffe weg und nöthigte endlich durch seine Brandier die schon sehr geschwächte Flotte zur Flucht nach den Dardanellen. Mit gleichem Erfolge trat er im nächsten Jahre, in Gemeinschaft mit dem gewandten und unerschrockenen Sachturis, dem neuen Kapudan Pascha Kosrew entgegen, dessen Absichten auf das noch verschont gebliebene Samos durch mehre siegreiche Gefechte in der Nähe dieser Insel während des Aug. und Sept. völlig vereitelt wurden. Fliehend hatte sich Kosrew Pascha mit den Resten seines Geschwaders nach dem Hafen von Stanko auf der Insel Kos gerettet, wo damals bereits die ägyptische Flotte unter Ibrahim Pascha lag. Selbst die so vereinten Flotten, obgleich sie 263 Segel und darunter 133 Kriegsschiffe zählten, griff M. am 9. Sept. mit seinem kleinen Geschwader von 26 Fahrzeugen nicht ohne Erfolg an, schlug sie am 17. Sept. bei einem abermaligen Versuche gegen Samos mit Verlust nach Stanko zurück und verursachte ihnen, als sie eben in Begriff waren, nach Morea zu segeln, am 8. Nov. in der Nähe von Spina Longa auf Kandia einen so bedeutenden Verlust, daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußten und zum Theil bei Kandia liegen blieben, zum Theil nach Alexandrien zurückkehrten, während M. bei der kleinen Insel Kapo eine Stellung einnahm, von wo aus er die fernern Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Im Febr. 1825 gelang es jedoch Ibrahim Pascha von Suda aus in Morea zu landen, ehe es M. zu verhindern vermochte, und auch bei mehren kleinen Gefechten, die hierauf zwischen dem ägyptischen und dem griechischen Geschwader auf offener See stattfanden, blieben die Griechen fast immer im Nachtheile, bis M., von Kanaris unterstützt, den Entschluß faßte, die oft mit Glück ausgeschickten Brandier auch gegen die in dem Hafen von Modon ruhig vor Anker liegende Flotte des Feindes zu versuchen. Der Plan ward am 12. Mai Abends ausgeführt und gelang vollkommen. Mit 28 Schiffen näherte sich M. dem Hafen, rückte dann mit sechs Brandern vor und zündete selbst die große Fregatte Asia von 44 Kanonen an, während die übrigen Brandier mehre andere Schiffe erreichten. Das Feuer, von dem Winde nach der Landseite getrieben, griff mit ungläublicher Schnelligkeit um sich, vernichtete in kurzer Zeit zwei Fregatten, zwei

Corvetten und 20 Transportschiffe, drang dann selbst in die belagerte Stadt und wüthete hier mehre Stunden, bis ein großer Theil derselben und alle Vorräthe des Feindes an Pulver, Munition und Proviant ein Raub der Flammen geworden waren. Dieser Schlag konnte zwar das damals am meisten bedrängte Navarin nicht retten, hatte aber doch auf die Bedingungen der Capitulation dieses Places, welche am 18. Mai abgeschlossen wurde, einen den Belagerten sehr günstigen Einfluß. Wenige Wochen nach diesem Vorfalle vereinigte M. sein kleines Geschwader wieder mit dem des Admirals Sachturis, welches um dieselbe Zeit, am 1. und 2. Jun, eine andere Abtheilung der feindlichen Flotte unter Topal Pascha bei der Insel Andros in die Flucht geschlagen hatte. Der Hauptzweck dieser Vereinigung, Ibrahim Pascha so viel als möglich die Verbindung mit Alexandrien abzuschneiden, wurde indessen nicht erreicht. Eine Branderepedition gegen den Hafen von Alexandrien im Aug. mißlang völlig, und als M. im Sept. ein ähnliches Unternehmen gegen den Hafen von Suda, wohin sich der Kapudan Pascha begeben hatte, um die aus Aegypten angekommenen Verstärkungen nach Navarin zu bringen, ausführen wollte, nöthigten ihn widrige Winde zum Rückzuge, sodas der Kapudan Pascha ohne Hinderniß den Hafen verlassen konnte und glücklich bei Navarin landete. M. folgte der 120 Segel starken Flotte, legte zuerst bei der kleinen Insel Sapienza an, wo er den Hafen von Navarin genau beobachten konnte, begleitete dann von fern den Kapudan Pascha auf seiner Fahrt nach Patras, nahm bei Cap Tornese etwa 400 Griechen, die hier von Aegyptern belagert wurden, an Bord, um sie nach Zante zu führen, und wagte bereits am 25. und 26. Nov. bei Cap Papas und Cap Skrophes einige Angriffe auf das 40 Segel starke Hintertreffen der feindlichen Flotte, welches sich hierauf, obgleich ohne wesentlichen Verlust, nach der Rhede von Patras zurückzog. Auch hierhin folgte M., nachdem er sich zuvor abermals mit Sachturis vereinigt hatte, steckte am 8. Dec. eine feindliche Fregatte in Brand und nahm Tags darauf mehre Transportschiffe weg. Gleichzeitige Unfälle zu Lande brachten den Zorn Ibrahim Paschas aufs höchste, sodas er den Kapudan Pascha Mehemed Topal veranlaßte, den Griechen ein Seetreffen zu liefern, von welchem man sich den besten Erfolg versprach, da man von der Verstärkung der hellenischen Flotte durch Sachturis noch nicht unterrichtet war. Sie belief sich jetzt aber auf 76 Fahrzeuge und hatte eine vortheilhafte Stellung hinter Cap Papas eingenommen; mit 98 Segeln bot ihr am 8. Jan. 1826 der Feind die Schlacht. Lange schwankte die Entscheidung; M.'s Admiralschiff wurde durch das feindliche Feuer so zerkümmert, daß er sich genöthigt sah, die Admiralsflagge während des Gefechts auf einem andern Schiffe aufzupflanzen; ja der Sieg neigte sich schon ganz auf die Seite des Feindes, als endlich die griechischen Brander seine Linien in Unordnung brachten; drei Fregatten gingen in Feuer auf, ein Linienschiff lief bei Missolonghi auf den Strand, und 14 kleinere Kriegsschiffe wurden die Beute der Hellenen, welche im Ganzen nur vier Briggs verloren. Der Kapudan Pascha zog sich hierauf unter die Kanonen des Forts von Lepanto zurück, erschien aber schon zu Ende des Monats wieder in offener See, um die von M. beabsichtigte Verproviantirung des hart bedrängten Missolonghi zu verhindern. Nach mehren kleinen Gefechten behielten die Griechen abermals durch ihre Brander die Oberhand, schiffen bei dem Fort Bassiladi einen bedeutenden Transport von Lebensmitteln und Kriegsvorräthen aus und zogen sich ohne weitem Verlust zurück. In gleicher Weise wiederholten sich die Kämpfe zwischen Admiral M. und dem Kapudan Pascha noch einige Male, ohne daß die Katastrophe von Missolonghi, welches am 22. Apr. fiel, abgewendet werden konnte.

Seitdem wandte sich die Seemacht der Hellenen wieder nach dem Archipel, um theils die Verbindung des Feindes mit den Dardanellen und Alexandrien zu verhindern, theils sich gegen die östlichen Inseln zu versuchen, welche man noch der

Vertheidigung der
 Corvetten und 20
 Transportschiffe,
 drang dann selbst
 in die belagerte
 Stadt und wüthete
 hier mehre Stunden,
 bis ein großer Theil
 derselben und alle
 Vorräthe des Feindes
 an Pulver, Munition
 und Proviant ein
 Raub der Flammen
 geworden waren.
 Dieser Schlag konnte
 zwar das damals
 am meisten bedrängte
 Navarin nicht retten,
 hatte aber doch auf
 die Bedingungen der
 Capitulation dieses
 Places, welche am
 18. Mai abgeschlossen
 wurde, einen den
 Belagerten sehr
 günstigen Einfluß.
 Wenige Wochen
 nach diesem Vorfalle
 vereinigte M. sein
 kleines Geschwader
 wieder mit dem des
 Admirals Sachturis,
 welches um dieselbe
 Zeit, am 1. und 2.
 Jun, eine andere
 Abtheilung der
 feindlichen Flotte
 unter Topal Pascha
 bei der Insel Andros
 in die Flucht
 geschlagen hatte.
 Der Hauptzweck
 dieser Vereinigung,
 Ibrahim Pascha so
 viel als möglich die
 Verbindung mit
 Alexandrien abzuschneiden,
 wurde indessen
 nicht erreicht.
 Eine Branderepedition
 gegen den Hafen
 von Alexandrien
 im Aug. mißlang
 völlig, und als M.
 im Sept. ein
 ähnliches
 Unternehmen
 gegen den Hafen
 von Suda, wohin
 sich der Kapudan
 Pascha begeben
 hatte, um die aus
 Aegypten
 angekommenen
 Verstärkungen
 nach Navarin zu
 bringen, ausführen
 wollte, nöthigten
 ihn widrige Winde
 zum Rückzuge,
 sodas der Kapudan
 Pascha ohne
 Hinderniß den
 Hafen verlassen
 konnte und
 glücklich bei
 Navarin landete.
 M. folgte der
 120 Segel
 starken Flotte,
 legte zuerst bei
 der kleinen Insel
 Sapienza an, wo
 er den Hafen
 von Navarin
 genau beobachten
 konnte, begleitete
 dann von fern
 den Kapudan
 Pascha auf seiner
 Fahrt nach
 Patras, nahm bei
 Cap Tornese
 etwa 400
 Griechen, die
 hier von
 Aegyptern
 belagert wurden,
 an Bord, um
 sie nach Zante
 zu führen, und
 wagte bereits
 am 25. und 26.
 Nov. bei Cap
 Papas und
 Cap Skrophes
 einige Angriffe
 auf das 40
 Segel starke
 Hintertreffen
 der feindlichen
 Flotte, welches
 sich hierauf,
 obgleich ohne
 wesentlichen
 Verlust, nach
 der Rhede von
 Patras
 zurückzog.
 Auch hierhin
 folgte M.,
 nachdem er
 sich zuvor
 abermals
 mit Sachturis
 vereinigt hatte,
 steckte am
 8. Dec. eine
 feindliche
 Fregatte in
 Brand und
 nahm Tags
 darauf mehre
 Transportschiffe
 weg.
 Gleichzeitige
 Unfälle zu
 Lande
 brachten den
 Zorn Ibrahim
 Paschas aufs
 höchste, sodas
 er den
 Kapudan
 Pascha
 Mehemed
 Topal
 veranlaßte,
 den
 Griechen ein
 Seetreffen
 zu liefern,
 von welchem
 man sich den
 besten Erfolg
 versprach,
 da man von
 der
 Verstärkung
 der
 hellenischen
 Flotte durch
 Sachturis
 noch nicht
 unterrichtet
 war.
 Sie belief
 sich
 jetzt aber
 auf 76
 Fahrzeuge
 und hatte
 eine
 vortheilhafte
 Stellung
 hinter
 Cap
 Papas
 eingenommen;
 mit 98
 Segeln bot
 ihr am
 8. Jan.
 1826
 der Feind
 die
 Schlacht.
 Lange
 schwankte
 die
 Entscheidung;
 M.'s
 Admiralschiff
 wurde
 durch
 das
 feindliche
 Feuer
 so
 zerkümmert,
 daß er
 sich
 genöthigt
 sah,
 die
 Admiralsflagge
 während
 des
 Gefechts
 auf
 einem
 andern
 Schiffe
 aufzupflanzen;
 ja der
 Sieg
 neigte
 sich
 schon
 ganz
 auf
 die
 Seite
 des
 Feindes,
 als
 endlich
 die
 griechischen
 Brander
 seine
 Linien
 in
 Unordnung
 brachten;
 drei
 Fregatten
 gingen
 in
 Feuer
 auf,
 ein
 Linienschiff
 lief
 bei
 Missolonghi
 auf
 den
 Strand,
 und
 14
 kleinere
 Kriegsschiffe
 wurden
 die
 Beute
 der
 Hellenen,
 welche
 im
 Ganzen
 nur
 vier
 Briggs
 verloren.
 Der
 Kapudan
 Pascha
 zog
 sich
 hierauf
 unter
 die
 Kanonen
 des
 Forts
 von
 Lepanto
 zurück,
 erschien
 aber
 schon
 zu
 Ende
 des
 Monats
 wieder
 in
 offener
 See,
 um
 die
 von
 M.
 beabsichtigte
 Verproviantirung
 des
 hart
 bedrängten
 Missolonghi
 zu
 verhindern.
 Nach
 mehren
 kleinen
 Gefechten
 behielten
 die
 Griechen
 abermals
 durch
 ihre
 Brander
 die
 Oberhand,
 schiffen
 bei
 dem
 Fort
 Bassiladi
 einen
 bedeutenden
 Transport
 von
 Lebensmitteln
 und
 Kriegsvorräthen
 aus
 und
 zogen
 sich
 ohne
 weitem
 Verlust
 zurück.
 In
 gleicher
 Weise
 wiederholten
 sich
 die
 Kämpfe
 zwischen
 Admiral
 M. und
 dem
 Kapudan
 Pascha
 noch
 einige
 Male,
 ohne
 daß
 die
 Katastrophe
 von
 Missolonghi,
 welches
 am
 22. Apr. fiel,
 abgewendet
 werden
 konnte.

Herrschaft der Pforte zu entreißen hoffte. In einzelnen Abtheilungen unter M., Sachuris und Kanaris wurden die Griechen zwar oft mit feindlichen Geschwadern handgemein, aber meist zu ihrem Nachtheile, wie namentlich in einem dreitägigen Gefechte gegen eine Abtheilung der konstantinopoltanischen Flotte unter Anführung des Patrona Bei am 8., 9. und 10. Sept. in den Gewässern von Mitylene, wobei M. selbst den Oberbefehl führte. Überhaupt aber fing um diese Zeit die griechische Marine an in Verfall zu gerathen und in der guten Meinung zu sinken, deren sie sich in den ersten Jahren des Befreiungskrieges würdig gemacht hatte. Die Schuld davon lag keineswegs in den persönlichen Eigenschaften der Anführer, am wenigsten des braven M., noch in der Muthlosigkeit der Seeleute, sondern vielmehr in der Hülfslosigkeit der Regierung überhaupt, welche die Flotte beinahe sich selbst überlassen mußte. Die Folge davon war, daß sie nach und nach gegen die Geschwader der verbündeten Mächte, welche sich endlich für die Sache der Griechen erklärt hatten, ganz in den Hintergrund trat und, nicht immer ohne Wahrscheinlichkeit, in den Verdacht der Theilnahme an der damals furchtbar eingerissenen Seeräubererei gerieth, welche die meisten, in ihren Erwartungen vielleicht getäuschten Besitzer der Schiffe noch mit der Nothwendigkeit einer Entschädigung für die geleisteten Dienste entschuldigen mochten. Überdies war auch die von Westen her verheißene Hülfe, von welcher man zuletzt Alles erwarten zu können glaubte, eher von nachtheiligem als vortheilhaftem Einfluß auf Thatkraft und Stimmung der Hellenen selbst. Zum Theil hieraus mag es sich erklären lassen, daß fogar nach der Ankunft der lange erwarteten Fregatte Hellas am 6. Dec. 1826, welche M. kurz darauf als Admiralschiff unter großen Feierlichkeiten bestieg, von Seiten der griechischen Marine nur wenig geschah. Die Hellas wurde mit einigen andern Schiffen fast nur zur Blockade von Cubda und des Golfs von Eretria und später zu einigen Streifzügen gegen die Seeräuber gebraucht. Nicht minder nachtheilig wirkte das vielversprechende und am Ende doch erfolglose Auftreten des Lords Cochrane zu Anfang des Jahres 1827 namentlich auf Admiral M. Bei seinen anerkannten Vorzügen und im Bewußtsein der großen bereits geleisteten Dienste war doch M. viel zu einfach und anspruchslos, als daß die Auszeichnung, die einem Manne, den die öffentliche Meinung und der Ruf früherer Thaten einmal als den Tüchtigsten bezeichnet hatte, war bewiesen worden, ihn nur im mindesten hätte beleidigen können, und so suchte er anfangs nicht nur die Pläne des Lords auf jede Weise zu unterstützen, sondern fügte sich auch willig dessen Befehlen, als dieser im Apr. von der Nationalversammlung zu Trözene zum Großadmiral der griechischen Marine ernannt worden war. Ja M. drückte sogar diese seine Bereitwilligkeit in einem besondern Schreiben an die Regierung aus, worin er zugleich die Hoffnung andeutete, daß unter Cochrane's Oberbefehl die griechische Marine wieder zu neuer Blüte gebracht und überhaupt der Freiheitskampf nach Wunsch vollendet werden würde. Leider wurden diese Hoffnungen zum Nachtheile der Sache getäuscht. Auf Geheiß der Regierung verließ M. mit der Hellas die Blockade des Golfs von Eretria und begab sich nach Poros, um ferner unter dem Befehle des Großadmirals zu dienen. Allein bald zeigte sich zwischen ihm und Lord Cochrane eine offenbare Spannung. Die groß angelegten Pläne des Letztern, welche meist ohne Berechnung der zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel gemacht wurden, seine Unfähigkeit, sich in die ihm fremden Verhältnisse zu fügen, und vor Allem sein anmaßendes Wesen, das in dem Verhältnisse zu seinen Untergebenen nicht selten in Despotie ausarten mochte, standen mit der Einfachheit und vorsichtigen Entschlossenheit des alten M., der sich durch sein väterliches Benehmen gegen die Untergebenen die Liebe und Achtung der ganzen Flotte erworben hatte, im auffallendsten Contrast. Schon in den ersten Wochen soll M. gradezu erklärt haben, er sei ein zu einfacher

Mann, um neben diesem hochstudirten Lord zu stehen, der von nichts als großen Plänen spräche, die Wegnahme aller festen Plätze der Türken für das Werk von 14 Tagen halte und dann, wenn es zum Treffen komme, das Mislingen seiner Unternehmungen immer auf die Unzulänglichkeit der Mittel schiebe. Wie sehr es ihm hiermit wirklicher Ernst war, bewies er dadurch, daß er sogleich nach der Rückkehr von dem mislungenen Zuge des Lords Cochrane nach Alexandrien im Jul. das Commando der Hellas niederlegte und sich mit der ihm zugehörigen Brigg nach Poros zurückzog.

Während M. theils hier, theils in Hydra ohne weitere Theilnahme an dem Staatsdienste lebte, gaben die Schlacht bei Navarin und die Ankunft des Präsidenten Kapodistrias den Verhältnissen eine ganz andere Gestalt. Cochrane verließ Griechenland, und M. trat, von Kapodistrias gleich anfangs sehr ausgezeichnet, als Commandant der Hellas wieder in die Dienste der Regierung. Allein die Glanzperiode der griechischen Marine war längst vorüber, und Alles, was M. thun konnte, war ein glücklicher Seezug gegen die in den Buchten der Insel Skopelos heimischen Piraten und ein vergeblicher Versuch, das abermals von Türken besetzte Chios zu befreien. Schon seit dem Ende des Jahres 1828 lagen die wenigen Schiffe, welche als Staats Eigenthum betrachtet wurden, meist müßig in dem Hafen von Poros, während die Regierung fast nichts that, die Flotte zu heben und zu erhalten. Hierzu kam noch, daß die Art, wie der Präsident die Schiffe der Hydrioten für den Staatsdienst in Anspruch nehmen wollte, schon im ersten Jahre seiner Verwaltung zu Mißverständnissen Veranlassung gab, welche selbst M. gegen die Absichten der Regierung mißtrauisch gemacht haben mögen. Um so mehr lag es dem Präsidenten daran, M. für die Interessen der Regierung zu gewinnen, was er vielleicht am besten dadurch zu erreichen hoffte, daß er ihn bei der neuen Organisation der Staatsverwaltung zu Ende des Jahres 1829 zum Chef und Oberaufseher des Kriegshafens von Poros ernannte. Nichtsdestoweniger schloß sich jedoch M. während des Jahres 1830 an die Oppositionspartei an, welche in Hydra ihren Sitz hatte. Vielleicht bestimmte ihn hierzu am meisten das Benehmen des unfähigen Viaro Kapodistrias, welchem der Präsident um diese Zeit das Generalcommissariat der Marine übertragen hatte. Da Admiral Sachturis und der Mirarch Kanaris zu Stellvertretern des Admirals M. im Hafen von Poros erwählt worden waren, so konnte er ohne Schwierigkeit den größten Theil des Jahres auf Hydra zubringen, das er kaum mehr verlassen zu haben scheint, als die feindliche Stellung der Hydrioten gegen die Regierung einmal entschieden war. Seitdem wurde M. einer der muthvollsten Vertheidiger der Grundsätze der Opposition und räumte ungeachtet seiner Mäßigung seinen Gegnern nie das Geringste ein, sobald es zum Nachtheil Dessen hätte geschehen müssen, was er für Recht erkannt hatte. So erklärte er, als zu Anfang des Jahres 1831 der Präsident mit den Hydrioten nochmals in Unterhandlungen trat und dabei die Austlieferung des aus Nauplia nach Hydra geflüchteten Redacteurs des „Apollon“, Polyzoides, zur unumgänglichen Bedingung jeder Ausgleichung machte, gradezu, Hydra werde sich nicht so sehr entehren, einen Bürger, der die Vertheidigung der Freiheit und der Rechte der Griechen übernommen habe, auszuliefern, das Journal „Apollon“ werde mit dem Willen der Hydrioten nie aufhören, noch würden sie sich einem Pressgesetz unterwerfen, welches in offenbarem Widerspruche mit den Grundgesetzen des Landes stehe. Auch ward M. zum Mitgliede der Commission erwählt, welche, aus sieben Bevollmächtigten bestehend, nach der Flucht des Regierungscormissairs Mauromati die Verwaltung der Insel übernahm. Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, wie nach diesen Vorfällen die Spannung durch die Hartnäckigkeit des Präsidenten und die Beharrlichkeit der Hydrioten bis zu jenen unglückseligen Vorfällen bei Poros getrieben wurde, welche die Vernichtung

die Hellenen zu
nach der der D
fingen um aus
Präsidenten zu
gegen die Hydrioten
sich nicht zu
wären nicht
Was soll es
in einem ver
den Sieg zu
tung und
era Hydra
reformate
verfügt; alle
sichern und
geklagten
dung des
gab. Schon
unter der
auf Hydra
daß die Hydri
berungen zur
die Schmelz
denen Kapit
fria) D
Endogym
mit dem
Der M
verfügt und alle
verfügt unter
es noch
lichten Eur
er und die
den endlich
werden Er
licher schon
tionen von
entwung
des al
des König
entwung
Abgeordnete
man, nach
M
Apollon und
Der
des M. Sept.
vertheilte
in Hydra
im Namen
schlechte
des M. Sept.
1831), ein
wären empfang
schlechte

der Flotte zur Folge hatten. (S. Griechenland.) M. befand sich selbst noch bei der Deputation, welche zu Anfange des Jul. abermals in Nauplia erschien, um unter der Vermittelung der Residenten der verbündeten Mächte den Präsidenten zu einem verfühnenden Vergleiche zu bewegen. Seine Weigerung galt den Hydrioten als Zeichen zum förmlichen Aufstande, bei welchen ihnen M. zum Führer diente. Schon am 30. Jul. besetzte er die im Hasen von Poros liegenden Schiffe, bemächtigte sich dann der sie schützenden Befestigungswerke am Ufer und gab sowol diese als jene am 13. Aug., als er, von allen Seiten bedrängt, in einem verzweifeltsten Augenblicke nur hierdurch die Rettung der Seinigen und den Sieg der guten Sache erkaufen zu können glaubte, der gewaltsamen Vernichtung durch Feuer preis. M., der sich hierauf nach dem in Blockadezustand erklärten Hydra zurückgezogen hatte, wurde zwar zugleich mit Konduriotis und Maurofordatos durch das Obergericht zu Nauplia als Hochverräther in Anklagestand versetzt; allein da der Regierung die Mittel entgingen, sich seiner Person zu versichern und überdies auch die öffentliche Stimmung sich mehr zu Gunsten der Angeklagten erklärte, so war der Proceß noch nicht einmal eingeleitet, als die Ermordung des Präsidenten am 9. Oct. den Dingen eine ganz unerwartete Wendung gab. Schon am 13. Oct. erschienen M., Fürst Maurofordatos und Tombasis unter der Gewähr von Frankreich und England als Abgeordnete der Opposition auf Hydra zu Nauplia, um der provisorischen Regierungscommission zu erklären, daß die Hydrioten zu jeder Ausgleichung bereit seien, wenn man ihren billigen Forderungen nur einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle. Welche Folgen die schöne Zurückweisung dieses Anerbietens von Seiten des provisorischen Präsidenten Augustin Kapodistrias hatte, ist bereits erzählt worden. (S. Kapodistrias.) Obgleich Hydra anfangs noch durch die Regierung zu Nauplia in Blockadezustand erhalten wurde, so blieb es doch auch in fortwährender Verbindung mit der neu organisirten Regierungscommission von Perachore, welche bereits im Jan. 1832 M. zum Oberadmiral mit der Weisung ernannte, sechs Schiffe auszurüsten und alle griechische Stationen im Archipel für die Zwecke der genannten Regierung unter seine Befehle zu nehmen. In dieser Stellung erwarb er sich abermals durch schleunige Unterdrückung der in einigen Winkeln des Archipels wieder auflebenden Seeräuberei große Verdienste. Die Wahl des Prinzen Otto von Baiern und die Flucht des provisorischen Präsidenten Augustin Kapodistrias im Apr. gaben endlich der nationalen Partei den Sieg. Bei den nach dieser Zeit noch fortdauernden Streitigkeiten der feindlich sich begegnenden Parteien sicherte sich M., welcher schon am 17. Apr. zugleich mit mehreren andern Gliedern der alten Opposition von Hydra aus in Nauplia angekommen war, aufs Neue durch seine Vermittelung das allgemeine Zutrauen, und als man nach der feierlichen Anerkennung des Königs Otto in der zu Nauplia am 27. Jul. eröffneten Nationalversammlung darauf bedacht war, die Würdigsten aus ihrer Mitte zu wählen, um als Abgeordnete der Nation dem jungen Könige vorläufig die Huldigung darzubringen, ward M. zugleich mit zwei andern Helden des Freiheitskampfes, Kosta Bozzaris und Demetrios Plaputas, einstimmig zu dieser Ehrenbotschaft ernannt. Am 20. Sept. traf die Deputation zu Triest und am 13. Oct. zu München ein, überreichte bereits am 15. in feierlicher Audienz die von der Nationalversammlung an König Ludwig und König Otto gerichteten Dankadressen, leistete hierauf sogleich im Namen der Nation den Eid der Treue und verweilte überhaupt, durch Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen aller Art ausgezeichnet, bis zum 8. Dec. in München. Ihre Rückkehr beschleunigte sie jedoch so sehr, daß sie schon am 6. Febr. 1833, ebenfalls im Namen der Nation, am heimischen Gestade den jungen Monarchen empfangen konnte, dessen Regensschaft den alten M. vielleicht als eine der kräftigsten Stützen des neu begründeten Throns zu schätzen wissen wird, obgleich er,

nach den neuesten Nachrichten, zu Kauplia lebend, vorläufig in den Ruhestand versetzt worden sein soll. (18)

Mickiewicz (Adam), einer der ersten lebenden Dichter Europas, 1798 von adeligen aber unbemittelten Eltern in Lithauen geboren, erhielt seine erste Bildung zu Nowogrodok, kam dann auf das Gymnasium zu Minsk, bezog 1815 die Universität Wilna und erhielt nach einigen Jahren die Stelle eines Lehrers an der Schule zu Kowno. Mit einer feurigen Einbildungskraft begabt und unterstützt von ungewöhnlichem Tiefblick, erwarb er sich sehr bald einen Schatz von Kenntnissen, und selbst mit Mathematik und Naturwissenschaften war er vertraut. Vortheilhaft hatten schon zu Wilna Leo Borowski, Professor der polnischen Literatur, und Grotek, Professor der alten Sprachen, sowie Lelewel durch seine geistvollen Vorträge über Universalgeschichte auf ihn gewirkt. Die Schwester eines Schülers genossen weckte den Keim des schlummernden poetischen Talents. Seine ersten Dichtungen, die der Dame seines Herzens unter dem Namen Maria gewidmet waren, erschienen in warschauer und lemberger Zeitschriften und fanden solchen Beifall, daß sich viele angehende Dichter unter seinem Namen in die Gunst des Publicums einzuschmuggeln wagten. Ungleiche Vermögensumstände trennten das Band der Liebenden; die gefeierte Dichterberaubt reichte einem Andern ihre Hand, und dies veranlaßte M. zu der feurigen Schilderung seiner unglücklichen Liebe in dem Gedicht „Dziady“ (Die Todtenfeier). Mit Enthusiasmus wurde die 1822 zu Wilna erschienene erste Ausgabe von M.'s gesammelten Gedichten von den Polen aufgenommen. Er hatte dadurch in seinem Vaterlande der romantischen Poesie die Bahn gebrochen. Als Mitglied eines literarischen Vereins, wozu außer Andern auch die bekannten Franz Malewski, Johann Czeczot, Joseph Jezowski, Dnuphrius Pietraszkewicz und Thomas Zan gehörten, erregte er die Aufmerksamkeit der russischen Agenten. Die Folge davon war, daß die Proscriptionsmaßregeln, welche 1823 gegen die Universität Wilna ergriffen wurden, auch ihn trafen. Er wurde lange Zeit im Gefängnisse gehalten, und da man keine entscheidenden Beweise einer Verschwörung auffinden konnte, mit vielen andern wissenschaftlich gebildeten jungen Polen ins Innere Rußlands verwiesen. In der Zeit seiner Verbannung machte er in Begleitung einiger Unglücksgefährten eine Reise in die Krim. Der südliche Himmel und die orientalische Natur regten die Kraft seiner Phantasie und seine patriotischen Gefühle mächtig an, und in jener Zeit dichtete er an den Ufern des schwarzen Meeres jene ergreifenden Sonette, welche den tiefsten innern Schmerz, die feurigste Vaterlandsliebe und die höchste Poesie athmen und von Mirza-Kaptschi-Bascha, einem Freunde M.'s, in das Persische übersetzt wurden. Bei seiner Ankunft in Moskau 1826 befahl ihm der Militairgouverneur Fürst Galigin, in seinem Gefolge zu bleiben, und unter dessen und andern russischen Großen Patronat wurden seine Sonette gedruckt. Später kam er mit Galigin nach Petersburg, wo er auch durch die Gabe des Improvisirens, die er in hohem Grade besitzt, großes Aufsehen machte. Er gab dort 1828 das patriotische Gedicht „Konrad Wallenrod“ heraus, dessen eigentliche, im höchsten Grade patriotische Tendenz, damals von der russischen Censur verkannt ward. Diese Dichtung, die fast zu einem Nationalepos der Polen geworden ist, fällt in die Zeit der Kriege der Lithauer gegen die Ritter des deutschen Ordens, die auch sie unterjochen wollten, und scheint eine allegorische Hindeutung auf die neuesten Schicksale des gesammten Polens unter fremder Herrschaft gewesen zu sein. Außer den bereits genannten Dichtungen sind vorzüglich zu erwähnen unter den Romanzen und Balladen: „Switezianka“ (Name von Undinen, welche der Volksfrage nach in dem See Switez bei Kowno sich aufhalten), „Romantycznaosc“, „To lubie“ (Das liebe ich), „Powrot taty“ (Die Rückkehr des Vaters), „Dudarz“ (Der Schalmespieler), „Lilie“ (Die Lilien), „Pani Twardowska“ (Twardowski's Frau, eines Schwarzkünstlers, des Faust der polnischen

Volksjage); und unter den übrigen Gedichten „Zeglarz“ (Der Segler), worin man Anklänge seiner Lebensverhältnisse finden will; „Ode an die Jugend“, die auch dadurch berühmt geworden ist, daß die letzten Worte derselben am 30. Nov. 1830 von unbekannter Hand an das Rathhaus zu Warschau geschrieben, von der Begeisterung der Volksmasse tausendstimmig wiederholt und als ein glückliches Vorzeichen angesehen wurden; „Ode an Lelewel“ in Beziehung auf die Eröffnung seiner historischen Vorlesungen von 1822; „Farys“ (verdeutsch von Spazier) u. a. Er bewarb sich bei dem Ministerium des Cultus vergeblich um die Erlaubniß, eine literarisch-philosophische Zeitschrift: „Twis“, herauszugeben. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte aber nur die Theilnahme an seinen Gesängen. Nach vielfältigen Bemühungen gelang es den Verwendungen seiner Verehrer und Freunde, ihm die Erlaubniß zu verschaffen, zur Herstellung seiner Gesundheit eine Reise in das Ausland zu machen. Er durchreiste Deutschland, Frankreich und war in Italien, als er die Nachricht von dem Ausbruche der polnischen Revolution erhielt. Es war ihm nicht vergönnt, an den nachfolgenden Ereignissen in Polen persönlich Theil zu nehmen, und er hatte nur die schmerzliche Genugthuung, mit den Haupttheilnehmern das Unglück seines Vaterlandes zu beklagen, da er, während die Trümmer des polnischen Heers durch Sachsen zogen, in Dresden lebte. Er erhielt, nachdem seine Muse lange Zeit geschwiegen hatte, durch jene Eindrücke eine neue Anregung und schrieb in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Dresden Mehreres, das zu der jetzigen und künftigen Lage Polens, wie seine patriotische Begeisterung sie anschaut, in naher Beziehung steht. Diese neuesten Leistungen, obgleich an Umfang den frühern nicht nachstehend, sind hinsichtlich des poetischen Werths diesen nicht nur gleich, sondern noch vorzüglicher. M. begab sich im Sommer 1832 nach Paris, wo er in demselben Jahre einen Theil seiner neuesten Dichtungen als vierten Band der dort 1828 unter dem Titel „Poezye“ veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen frühern Poesien drucken ließ, welcher eine Reihe dramatischer Scenen unter dem Namen einer Fortsetzung der „Dziady“ enthält, die sich vorzüglich auf die Verfolgungen der patriotischen Jünglinge zu Wilna beziehen und die, das ganze Gebiet der Poesie von der bitteren Satire bis zur glühenden Andacht mit kühnem Schwunge durchfliegend, zu dem Trefflichsten gehören, das die neueste Literatur besitzt. Die pariser Ausgabe zeichnet sich vor allen andern frühern und spätern in Wilna, Warschau, Lemberg, Posen, Krakau, Petersburg und Moskau erschienenen durch Schönheit und Correctheit aus. Das Vorwort gibt einen geistreichen Überblick der poetischen Literatur des neuern Europas, worin M. auch seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur an den Tag legt. Das Schicksal seines Vaterlandes gab seinem Geiste eine vorherrschend politische Richtung, die er in seiner neuesten Schrift: „Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego“ (Paris 1832) darlegte, welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert und einen tiefen Eindruck auf den ganzen polnischen Volksstamm gemacht hat. Sie erschien deutsch unter dem Titel: „Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft“ (1833) und in einer französischen Übersetzung vom Grafen von Montalembert mit einem merkwürdigen Vorwort.

Mieg (Arnold Friedrich von), wurde 1778 zu Heidelberg geboren, der Sohn des kurpfälzischen geistlichen Administrationsrathes Benedict von M. Nachdem er sich auf mehren Universitäten zum Staatsdienste vorbereitet hatte, betrat er unter der Leitung seines Gönners, des nachmaligen Staatsministers von Zentner, auf dem Congresse zu Rastadt die diplomatische Laufbahn und ging 1801 mit dem Gesandten, dem Herrn von Grafenreuth, als Legationssecretair nach Wien, wo er bis 1805 blieb. Er kam 1806 als Director der Regierung des Innkreises auf einen, bei der Anhänglichkeit Tirols an seinen alten Beherrscher und seine alte

Verfassung höchst schwierigen Standpunkt. Seit 1809 Regierungsdirector zu Salzburg, trat er auch hier den hierarchischen Anmaßungen ebenso kräftig entgegen, als der religiösen Schwärmerei der Anhänger des überspannten aber nach seinen Gesinnungen edeln und wohlwollenden Geistlichen Pöschl. Als Freiherr von Zentner das Justizministerium erhielt, wurde M. Ministerialrath und, da er sich das besondere Vertrauen des Königs Ludwig erworben hatte, Mitglied der Gesetzgebungscommission und später Generalcommissair und Präsident des Nezatkreises. Nach dem Schlusse der stürmischen Ständeversammlung von 1831 ward er, da Graf von Arnansperg seinen Abschied erhalten hatte, zuerst Verweser des Finanzministeriums, bis er später wirklich als Finanzminister angestellt ward. Im Febr. und März 1833 unterhandelte er in Berlin über die Anschließung Baierns an den preussisch-deutschen Zollverein, über welche gleichzeitig von Sachsen und mehreren Regierungen Verhandlungen angeknüpft wurden. Er bat jedoch bald nach seiner Rückkehr um seine Entlassung, weil in Beziehung auf einige Nebenpunkte der Übereinkunft bei den abweichenden Ansichten im Ministerium Schwierigkeiten entstanden waren, und der bisherige Bundestagsgesandte, von Lerchensfeld, wurde sein Nachfolger.

(17)

Mignet (A. F.), französischer Geschichtschreiber, geboren um 1790 zu Aix in der Provence, studirte in seiner Vaterstadt und ward Advocat am königlichen Gerichtshofe daselbst. Sein Name ward zuerst in Paris bekannt, als ihm 1821 die königliche Akademie der Inschriften die Hälfte des Preises wegen der Beantwortung der Aufgabe über die von Ludwig IX. eingeführten Staatseinrichtungen zuerkannte. Die andere Hälfte wurde seinem Mitbewerber A. Deugnot ertheilt. M. blieb von nun an in Paris und arbeitete an verschiedenen Zeitschriften, besonders am „*Courrier français*“, in welchen er bis zur Vertreibung der ältern Bourbons politische Aufsätze lieferte. Er hielt 1824 am Athénée des arts Vorlesungen über die religiösen Umwandlungen, welche in Europa stattgehabt haben. In demselben Jahre erschien die erste Auflage seiner „*Histoire de la révolution française, depuis 1789 jusq'au 1814*“ (2 Bde.). Es waren bisher viele weitausläufige und viele kürzere Geschichten der französischen Revolution erschienen, aber keine, welche die Begebenheiten so bündig und richtig dargestellt, die Hauptpersonen so kurz und scharfsinnig beurtheilt. Es war eine schwierige Aufgabe, in einem so engen Raum das Wichtige zusammenzubringen, ohne trocken zu werden. Diese Aufgabe hat M. sehr gut gelöst. Dazu kam, daß er sich auf einen hohen freisinnigen Standpunkt gestellt hatte. Bis 1830 hatte M. nicht die geringste Aufmunterung vom Staate erhalten und machte auch keinen Anspruch darauf, da er die Maßregeln der damaligen Regierung beständig bekämpfte. In den Juliustagen trat M. unter Denjenigen hervor, welche das Haus Orleans auf den Thron setzen wollten. Sobald dies geschehen war, erhielt er seine Belohnung, indem er zum Staatsrath und zum Director des Archivs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Diese Stelle ist eine der angesehensten und einträglichsten in jenem Ministerium. Wahrscheinlich trug der ihm befreundete Thiers dazu bei, ihn emporzuheben; denn obgleich die ausgezeichnetsten Journalisten damals alle angestellt wurden, so sind doch wenige so wohl versorgt worden als M. Seit dieser Zeit hat er sich von der politischen Schriftstellerei ganz zurückgezogen. In der Sitzung von 1831 trug ihm die Regierung auf, das Budget für die auswärtigen Angelegenheiten als Regierungscommissair zu vertheidigen. Hier nahm er als echt ministerieller Beamte alle Ausgaben in Schutz und widerlegte sich jeder vorgeschlagenen Einschränkung, sogar derjenigen seines Gehalts. Seit seiner Anstellung hat er seine Muße blos der Vollendung seiner 1833 zu Paris erschienenen „*Histoire de la réformation*“ gewidmet, die ihn mehre Jahre beschäftigte und vorzüglich die Geschichte der kirchlichen und po-

treischen Bewegungen, die Frankreich im 16. Jahrhundert trafen, umfassend darstellt.

Miguel (Don), der dritte Sohn, den ihrem Gemahl, Johann VI., König von Portugal, Charlotte Joachime Therese, Karl IV. von Spanien Tochter, am 2. Oct. 1802 zu Lissabon gebar, folgte 1808 dem Hof bei dessen Flucht nach Brasilien und bei dessen Rückkehr nach Portugal 1821, in Folge der daselbst ausgebrochenen Revolution, welche auf kurze Zeit dem constitutionnelen Liberalismus die Oberhand in Portugal verschaffte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Infant Don M. noch keine politische Rolle gespielt, und in seinem Privatleben neben sehr vielen durchaus verächtlichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, auch nicht eine einzige entwickelt, die irgend etwas Gutes für die Zukunft versprochen hätte. Seine Lebensart in Rio Janeiro war in der That die eines gemeinen Laugenichtses, der in der Befriedigung seiner rohen Luste und niedrigen, abgeschmackten, oft blutdürstigen, grausamen Launen und Einfälle keine Strafe zu fürchten hat. Soweit europäische Lebensart und Sitte es irgend gestatteten, setzte er dieses Treiben in Lissabon fort und noch war die Hauptstadt voll von einigen echten Strafenjungenstreichen des Infanten, welche sogar den Zorn des schwachen alten Königs bis zur Anwendung einer körperlichen Züchtigung gereizt haben sollen, als er plötzlich in einer wenn nicht ehrenvollen doch sehr folgereichen politischen Rolle auftrat, der angebliche Befreier seines Vaters und seines Volkes von der sogenannten Tyrannei der Faction der Jakobiner, Atheisten, Freimaurer u. s. w. Die absolutistisch-theokratische Partei, schon lange durch die Unfähigkeit, die Schwäche und den falschen Moderantismus der liberalen Machthaber in ihren Umtrieben, deren Mittelpunkt die Königin war, begünstigt, sah in der durchfranzösische Bayonnette bewirkten Niederlage des Liberalismus in Spanien, in der Stimmung der fremden Diplomatie eine günstige Veranlassung zu einem entscheidenden Angriff auf das schwache constitutionnelle System in Portugal. Der Name und die Gegenwart eines königlichen Prinzen war von großer Wichtigkeit, und Don M. besah, in Ermangelung anderer Eigenschaften, wenigstens solche, die ihm einen gewissen Einfluß auf den niedrigsten Pöbel sicherten, auf dessen Mitwirkung die Partei zu allen Zeiten ganz besonders rechnen mußte und konnte. Liegen die Ursachen, welche die contrerevolutionnaire Partei bewogen, Don M. ostensibel an ihre Spitze zu stellen, sich seiner zu ihren Zwecken zu bedienen, am Tage, so ist noch leichter einzusehen, weshalb Don M. sich so bereitwillig zeigte, in die Absichten einer Partei einzugehen, an deren Spitze seine Mutter stand, und in der Nacht vom 26. zum 27. Mai 1823 sich an die Spitze der Truppen zu stellen, welche unter dem Befehl des Obersten Sampayo den Anstoß zu der in wenigen Tagen und bei allseitiger Schlassheit ohne Blutvergießen vollendeten Contrerevolution gaben. Zur Belohnung seiner Dienste wurde der noch den Tag zuvor in einer Proclamation geächtete Infant von seinem Vater zum Generalissimus des portugiesischen Heers ernannt, in Proclamationen als der Befreier seines Vaters und seines Vaterlandes gepriesen u. s. w., und Augenzeugen berichten, wie der Prinz zu Pferde, von einem Haufen des niedrigsten Pöbels umgeben, seine neue Herrlichkeit im Triumph durch die Straßen der Hauptstadt zu tragen pflegte, zum großen Skandal aller rechtlichen, anständigen Leute, die sich nicht selten an Leib und Gut von dieser Rotte gefährdet und beschädigt sahen. War aber auch der Ehrgeiz des Infanten für den Augenblick befriedigt, so sah sich die Partei, welche sich seiner bedient hatte, doch in ihren Erwartungen sehr getäuscht. Die Krisis vom Mai 1823, obgleich hauptsächlich und zunächst das Werk der entschiedensten Absolutisten und Theokraten, hatte dennoch die Leitung der Staatsangelegenheiten nicht ihnen, sondern einigen halbmoderirten, diplomatisirenden Intriguanen zugewendet, denen der furchtsame, schwache König sich lieber überließ als den Hestigern, Unbeding-

tern unter seinen angeblichen Befreiern und Vertheidigern, um so mehr da die fremde Diplomatie, welche nun um die Hegemonie in dem Rathe des Königs stritt, sich fast einstimmig gegen diese und jede heftige Partei erklärte. Die Folge war, daß die Partei, und die Königin an der Spitze, ihre Umtriebe ebenso thätig gegen die legitime absolute Gewalt des restaurirten Königthums fortsetzte, wie früher gegen die illegitime revolutionnaire constitutionnelle Regierung, und Don M. diente auch nun wieder als bereitwilliges Werkzeug.

Diese Umtriebe führten zunächst zu der Ermordung des alten Marquis de Loulé, eines treuen und begünstigten Dieners des Königs. Diese Sache ist zwar noch nicht ganz klar, doch scheint die Veranlassung zu seinem Tode, abgesehen von persönlichem Haß, dadurch herbeigeführt worden zu sein, daß er einem Versuch, ihn für die permanente Verschwörung der Partei zu gewinnen, widerstand, nachdem er schon so viel erfahren hatte, daß von seinem Schweigen das Heil der Partei abzuhängen schien. Ob der Mord wirklich, wie mit aller Umständlichkeit berichtet worden ist, von dem nur zu bekannten Polizeisoldaten Berissimo, in Gegenwart und auf Befehl des Infanten in dessen Gemache und mit Beihülfe von seinem damaligen Günstling, dem Marques de Abrantes, verübt worden ist, wagen wir nicht zu behaupten. Daß der Infant und die Königin um die Sache wußten und mehr oder weniger dabei theilhaftig waren, ist wol nicht zu bezweifeln. Eine weitere Folge jener Umtriebe war die Krisis vom 30. Apr. 1824, welche, Dank der Entschlossenheit und Thätigkeit des diplomatischen Corps und der gänzlichen Unfähigkeit des Prinzen, irgend eine etwas schwierige Unternehmung auch nur ostensibel zu leiten, mit einer Niederlage der Partei endigte. Wie weit die Partei und wie weit Don M. auf seine eigne Hand im Fall des Gelingens gegangen sein, ob man sich begnügt haben würde, dem unglücklichen alten König andere Minister aufzudrängen, ob man ihn gradezu und formell der Krone beraubt haben würde, ob sogar in gewissen Fällen sein Leben bedroht war, brauchen wir hier nicht näher zu untersuchen. Daß der Charakter der Partei und des Prinzen auch die Furcht vor dem Entsetzlichsten rechtfertigte, ist aber nicht zu bezweifeln. Bekannt ist die Veröhnungsscene, welche unter den Auspicien der Diplomatie zwischen Vater und Sohn auf dem englischen Linienschiffe Windsor Castle stattfand und deren Hauptbedingung die temporaire Verbannung des Infanten war. Dieser begab sich nach Paris und von da nach Wien, wo er, wie die gewöhnlichen officiellen und halbofficiellen Phrasen versicherten, den erbaulichsten Lebenswandel führte, der nur von einem jungen Prinzen zu erwarten, und sich besonders als einen gelehrigen Schüler der diplomatischen Sittigung erwies. Ein ehemaliger Privatdocent in Göttingen, Namens Hülsemann, übernahm unter den Auspicien der Diplomatie die Leitung der staatsrechtlichen Studien des hoffnungsvollen Infanten. Andere Berichte wollen freilich dagegen glauben machen, der Prinz habe in Paris und Wien dieselbe gemeine rohe Lebensart fortgesetzt, der er in Rio Janeiro und Lissabon so entschieden und offenkundig ergeben gewesen. Wie dem auch sei, Don M. war noch zu großen Dingen bestimmt. Der im März 1826 erfolgte Tod Johann VI. machte die Thronfolge in Portugal zu einer der schwierigsten Fragen des portugiesischen Staatsrechts, indem die Ansprüche des ältesten Sohns, Don Pedro, bedeutend modificirt wurden durch den Umstand, daß er Kaiser von Brasilien nicht nur de facto schon lange war, sondern auch als solcher, durch die Vermittelung der Canning'schen Politik, von seinem Vater kurz vor dessen Tod anerkannt worden war. Manche Bestimmungen des portugiesischen Staatsrechts ließen sich dahin deuten, daß kein fremder Fürst, was Don Pedro offenbar war, zugleich König von Portugal sein dürfe. Diese Einwürfe gegen Don Pedro's Nachfolge wären wahrscheinlich nicht erhoben worden, wenn sich nicht Interessen und Leidenschaften dabei theilhaftig gefunden hätten. Dies war aber von vorn

herein der Fall. Don Pedro's Benehmen bei der Losreißung Brasiliens vom Mutterlande hatte ihn in Portugal entschieden unpopulair gemacht, sein wirklicher oder officieller Liberalismus machte ihn der absolutistisch-theokratischen Partei verhaßt und gefährlich, und so lag es in dem Interesse derselben, alle Einwürfe gegen Don Pedro's Nachfolge geltend zu machen und die daraus von selbst entspringenden Rechte des zweiten Infanten, Don M., hervorzuheben und zu verfechten. *) Die Lösung dieser eiglichen Fragen schien aber nicht dem rohen Parteigeist, sondern den zarten Händen der Diplomatie vorbehalten zu sein, und zunächst Canning, dem es endlich gelungen war, das englische Protectorat in Portugal, der Politik der heiligen Allianz und namentlich Frankreichs und Spaniens zum Troz, wiederherzustellen. Der Ausweg, den dieser Heros des Liberalismus fand, erhielt auch wirklich, und wie sich bald zeigte aus guten Gründen, den Beifall der ganzen Diplomatie. Don Pedro nämlich sollte sein Recht auf die portugiesische Krone an seine Tochter Donna Maria übertragen und diese zur gehörigen Zeit ihre Hand ihrem Oheim, Don M., reichen. Wenn auch nicht auf ausdrückliches Verlangen Canning's, so doch im Einverständniß mit ihm, fügte Don Pedro als Bedingung dieses Vertrags noch eine selbstverfertigte constitutionelle Verfassung für Portugal hinzu, wodurch der Einfluß der liberalen, von England abhängigen und England ergebenen Partei, und somit der Einfluß Englands selbst gesichert werden zu sollen schien. Es kam nun darauf an, wie diese Einrichtungen oder Vorschläge von den Betheiligten, zunächst von Don M., dann von den Parteien in Portugal aufgenommen werden würden. Die liberale Partei war freudetrunken, als vorläufig die neue Verfassung und Donna Maria proclamirt und eine der Infantinnen als Regentin an die Spitze der Regierung gestellt wurde, unter solchen Umständen, daß nicht daran zu zweifeln schien, England habe in wohlverstandenem eignen Interesse die wenn auch nicht formelle doch factische und moralische Bürgschaft für die neue Ordnung der Dinge übernommen. Die Gegenpartei rüstete sich zum Widerstand und richtete ihre Blicke auf Spanien und die heilige Allianz. Das neue constitutionnelle Regiment, in den Händen eines wohlmeinenden aber schwachen Weibes, gerieth bald in die größte Gefahr durch die gewohnten Umtriebe der Partei, und ein Angriff von Seiten Spaniens sollte ihm schon 1826 gar ein Ende machen. Vergebens hatten die Liberalen bisher Wunder von dem Schutze Englands erwartet; nun aber machte Canning die glückliche Entdeckung eines casus foederis. Eine donnernde Rede im Parlament und die Absendung einer Expedition nach Portugal waren die Folgen dieser Entdeckung und der europäische Liberalismus wußte kaum Worte zum Preise seines Helden zu finden. Spanien entsagte dem Anschein nach allen Plänen gegen die bestehende Regierung in Portugal, und es blieb beim Alten. Die Erfüllung der Pläne Canning's auf einer andern Seite beschleunigte die Krisis, und obgleich er sie nicht mehr erlebte, so bleibt ihm doch die Ehre unverkürzt, da seine Nachfolger nichts thaten als auf der von ihm vorgezeichneten Bahn fortschreiten. Don M. nämlich, auf dessen Annahme der Vorschläge und Bedingungen Canning's und Don Pedro's es vorzüglich ankam, scheint sich in Wien zwar anfangs beträchtlich gesperrt zu haben gegen die Braut und gegen die Verfassung, die man ihm als Zugabe zur Krone insinuiren wollte. Er scheint indessen sehr bald begriffen zu haben, daß die Diplomatie fürs erste nichts verlange, als daß er Alles verspreche und beschwöre, was zur offensibeln Ausgleichung der Sachen wünschenswerth war, daß das Halten dieser Versprechungen dann immer noch auf ihn ankomme. Er versprach also Alles, was man verlangte.

*) Die staatsrechtliche Frage kann natürlich hier nicht erörtert werden, und ohnehin haben alle bisherigen Erörterungen derselben nichts bewiesen, als daß die Advocaten jeder Partei nur die Gründe gelten lassen, die ihrer Sache günstig sind. Väterlich genug war es aber, zu sehen, wie die Organe des Liberalismus sich für die Legitimität Don Pedro's krisiferten.

Don M. reifte ab, um die Regentschaft in Portugal bis zu seiner Vermählung mit seiner Nichte, d. h. bis zu seiner Thronbesteigung, in deren Namen zu übernehmen. Er landete, nach einem kurzen Aufenthalt in England, im Febr. 1828 in Lissabon, und was jeder sachkundige Beobachter vorherseh, was in Portugal jedes Kind vorhersehen konnte, was eine unvermeidliche Folge der Umstände und der Individualitäten, namentlich der bekannten und seit seiner frühesten Jugend bewährten Persönlichkeit Don M.'s war, was nur die Diplomatie, nur Canning nicht vorherseh oder nicht vorhersehen wollte, geschah nur zu bald. In wenigen Monaten war von Pedro's Constitution, von der Heirath mit Donna Maria nicht mehr die Rede, und der englische Einfluß in Portugal war so ganz und unbedingt vernichtet, wie es alle Dayonnete Spaniens oder der heiligen Allianz nimmer vermocht hätten. Ob die Diplomatie der heiligen Allianz durchaus Ursache hat, mit dem Resultat ihres Antheils an diesen Dingen zufrieden zu sein, mag die Zukunft, mag die endliche Lösung der portugiesischen Frage zeigen. Die verschiedenen Stufen in dieser Entwicklung können hier nicht näher dargestellt werden; denn obgleich Don M. ostensibel eine Hauptrolle darin spielt, so ist er dennoch nur eine unentbehrliche Nebenperson und seine Biographie hat sehr wenig mit der Geschichte seiner Regierung zu schaffen. Bekannt genug ist die Art, wie er als Regent den Eid auf die Verfassung leistete, bekannt wie, nachdem der Eid in der That und Wahrheit längst gebrochen, die Verfassung längst zerstört war, die contrerevolutionnaire Reaction längst begonnen hatte, die nach den Vorschriften der sogenannten alten Verfassung berufenen Cortes ihn 1829 aller in Wien übernommenen Verpflichtungen entledigten und ihm kraft seiner eignen Rechte und Ansprüche und der alten Reichsgesetze als König von Portugal huldigten; bekannt die Art, wie England, der Canning'schen Lehre vom casus foederis treu bleibend, die liberale Partei im Stich ließ, wie diese in ihrem Veruche, sich in Porto zu behaupten, scheiterte, wie nun die contrerevolutionnaire Reaction immer mehr den Charakter eines Terrorismus annahm, bekannt endlich, wie Don Pedro, vom brasilschen Kaiserthron vertrieben, seit einem Jahr sich bemüht den portugiesischen Thron für seine Tochter zu erobern und wie wenig dieser blutige Bruderkrieg bisher irgend einem Theil Vortheil oder Ehre gebracht hat. (S. Portugal.) Der persönliche und unmittelbare Antheil, den Don M. an diesen Dingen gehabt und noch hat, ist wie gesagt nicht so bedeutend, daß sie einen Platz in seiner Biographie finden könnten, und jedenfalls liegt die Verantwortlichkeit für so viel Unheil nicht auf ihm, von dem nie etwas Anderes, Besseres erwartet werden konnte, sondern lediglich auf Denjenigen, die ihn in die Lage gesetzt haben, dieses Unheil anzurichten. Ubrigens thut man, wie gesagt, Don M. zu viel Ehre an, wenn man ihn als den selbstbewußten unmittelbaren Schöpfer des portugiesischen Terrorismus oder irgend einer wirklichen politischen oder militairischen Maßregel ansieht. Don M. ist nichts als das Symbol, das Werkzeug einer Partei, welche fogar, Dank den Fehlern der Gegenpartei, in gewissem Sinne einen nationalen Charakter und alle daraus entspringenden Rechte und Vortheile für sich hat, einer Partei, welche, wie jede Partei unter ähnlichen Umständen, in einem Kampf auf Leben und Tod Alles für erlaubt ansieht und Alles thut, was ihr zu ihrer Selbsterhaltung und zum Verderben ihrer Gegner nöthig oder dienlich scheint. Der gegen diese ausgeübte Terrorismus muß aber natürlich in dem Maße drückend erscheinen, als die liberale Partei, obgleich Minderzahl, doch immer zahlreich und durch Stand, Bildung und Vermögen ausgezeichnet ist. Dieser Terrorismus würde stattfinden auch wenn Don M. nicht das Haupt der nationellen *), antiliberalen Partei wäre; aber diese Partei konnte nur durch ihn und indem sie seinen Namen, seine Rechte vorschob,

*) Wir wiederholen ausdrücklich, daß diese Partei es nur den Fehlern der Liberalen und vor allen Dingen Don Pedro's verdankt, wenn sie in diesem Augenblicke wirklich die Majorität der Nation für sich hat.

zur Gewalt gelangen und sich darin behaupten. Was auf Don M.'s persönliche Rechnung kommt, sind ohne Zweifel die meisten unzumuthlichen, dem Interesse der Partei selbst nachtheiligen Maßregeln, und besonders manche Abscheulichkeiten und Bestialitäten, welche in den Details der Ausführung vorkommen. Auch wollen wir keineswegs leugnen, daß einzelne Mitglieder der Partei, besonders solche, die mit Don M. persönliche Berührungen haben, in ihm einen lästigen, schwer zu handhabenden Bundesgenossen finden und den Vortheil, den die Partei von ihm zieht, theuer bezahlen müssen; ja, es ist sogar möglich, daß ihr nicht selten die Gefahr droht, sich das Ungeheure, dessen sie sich gegen ihre Feinde bedient, selbst über den Kopf wachsen, ihrer Leitung ganz und gar entgegen und in plan- und zwecklosem, unsinnigem Wüthen Alles in ein gemeinsames Verderben reißen zu sehen. Ohne auf mancherlei schlecht verbürgte und durch gerechten Parteihass vielleicht entstellte oder übertriebene Einzelheiten zu viel Werth zu legen, darf man doch mit vollem Rechte aus Don M.'s frühern Leben auf die Art schließen, wie er jetzt die so viel ausgebehrteten Mittel zur Befriedigung seiner rohen Leidenschaften und grausamen Launen benutzen mag. Der Charakter, der Stand seiner Günstlinge und Vertrauten, z. B. des baronisirten Barbiers von Quéluz, die weltkundigen empörenden Auftritte mit seinen Schwestern u. s. w., sagen in dieser Hinsicht genug. Schließlich kann der Biograph nicht umhin zu bemerken, daß er nirgend eine beglaubigte Erwähnung auch nur einer einzigen guten Eigenschaft Don M.'s gefunden hat; denn nicht einmal persönlichen Muth hat er bei irgend einer Gelegenheit gezeigt, man müßte denn sein tolles Reiten und Fahren, seine Jagdlust und seine Freude an Stiergefechten als einen Beweis desselben ansehen. Sein Auseres, besonders der Ausdruck seines an die schlimmsten Züge der farbigen Rassen erinnerndes Gesicht entspricht diesem Charakter nicht wenig. (83)

Miller (Moriz von), Oberst im württembergischen Generalquartiermeisterstabe, ward den 10. März 1792 zu Stuttgart geboren, der Sohn des Obersten M., der im Generalstabe der schwäbischen Truppen stand und sich in der Militärliteratur durch sein „Lehrbuch der reinen Taktik“ (2 Bde., Leipzig 1787—88) rühmlichst bekannt gemacht hat. Seinen ersten Unterricht erhielt M. in den Gymnasien zu Stuttgart und Ludwigsburg. Im 13. Jahre kam er als Cadet in das vom König Friedrich 1805 neuerrichtete Militärsinstitut und trat 1807 als Lieutenant der reitenden Artillerie in die Linie. Er machte 1809 seinen ersten Feldzug und wurde dem Generalstabe Vandamme's, der damals das württembergische Corps befehligte, zugetheilt. In diesem lehreichen Feldzuge wohnte M. allen Treffen bei, an welchen die württembergischen Truppen Antheil nahmen, und erhielt am 17. Mai für sein Benehmen während des Gefechts bei Linz den württembergischen Militärverdienstorden. Bis zum Ausbruche des Krieges gegen Rußland ward er in der geheimen Kriegskanzlei verwendet. Beim Ausmarsche des württembergischen Corps nach Rußland kam M. zu dem Generalstabe des Kronprinzen von Württemberg, und als dieser wegen Krankheit in das Vaterland zurückkehrte, trat M. in den Generalstab des Grafen von Scheeler über. Für sein rühmliches Benehmen in der Schlacht bei Smolensk ward er zum Hauptmann und später zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Schon zu Anfang des Jahres 1813 marschirte M. mit dem württembergischen Hülfscorps unter dem General von Döring nach Sachsen, wo er bald darauf, weil er der französischen Sprache kundig war, dem General Arighi, dem Commandanten der Truppen bei Leipzig, als Chef des Generalstabes zugetheilt wurde. Nach seiner Rückkunft in das Vaterland ward er zur Infanterie versetzt und wohnte 1814 dem ersten Feldzuge gegen die Franzosen bei. In dem für die württembergischen Waffen so rühmlichen Gefechte bei Montereau schwer verwundet, kehrte er in das Vaterland zurück, ward aber nach einer schmerzhaften Operation bald wiederhergestellt, sodas er 1815 dem zweiten Feldzuge gegen die Franzosen als Divi-

sionsadjutant der ersten Infanteriedivision beizuwohnen vermochte. Die Zeit des Friedens wurde von M. zur Ausbildung als Generalstabsoffizier benutzt, wobei der geistreiche General von Barmbüler ihm Lehrer und Vorbild war. Von 1818—28 rückte er allmählig bis zum Obersten im Generalstabe vor. Die schriftstellerische Laufbahn betrat M. mit seiner „Darstellung des Feldzugs der verbündeten Armee gegen die Russen“ (2 Thle., Stuttgart 1823), ein Werk, das insbesondere hinsichtlich des Antheils des württembergischen Corps von großem Interesse ist, da dem Verfasser außergewöhnliche Duellen zu Gebote standen. Seit mehren Jahren mit dem Vortrage der Befestigungskunst in der Offizierbildungsanstalt beauftragt, machte er seine „Vorlesungen über die Befestigungskunst in Verbindung mit dem Pionnier- und Pontonnierdienste“ (2 Bde., Freiburg 1831) bekannt und ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Taktik zu dem gleichen Zwecke beschäftigt. (40)

Millingen (James), zu London 1775 geboren, hat die Sylbe *Van* vor seinem Namen stets weggelassen, die auf seine holländische Abkunft hindeutere. In der Schule zu Westminster erzogen, verlebte M. den spätern Theil seiner Jugend in Paris. Durch seinen Vater, einst Offizier in der holländisch-ostindischen Compagnie, der auf seinen Reisen eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art zusammengebracht hatte, gewann der Sohn schon früh Neigung für die Denkmäler des Alterthums, der er die Genüsse und Auszeichnungen seines Lebens verdankt. In der friedlichen Beschäftigung mit diesen Zeichen einer frühern Bildung und eines nicht mehr bestehenden Glaubens fand er die Aufgabe seines Lebens, und ihnen zu Liebe schlug er, seine ruhige Unabhängigkeit treu bewahrend, alle Staatsämter aus, zu welchen ihn sein Talent wol hätte berufen können. Neigung und noch mehr seine stets schwächliche Gesundheit bestimmten ihn, die südlichen Länder Europas zu besuchen, und seit Jahren ist er gewohnt, bald in Italien, bald in Frankreich oder in England abwechselnd seinen Aufenthalt zu nehmen. Als eines der zehn vom König ernannten Mitglieder der königlichen Literaturgesellschaft zu London, als Mitglied der archäologischen Gesellschaft zu Rom, der herculanischen zu Neapel, der Alterthumsgesellschaften zu London und Paris, der Akademien zu Berlin und München ist er überall in Berührungen, ohne irgendwo gebunden zu sein. Dem classischen Alterthume in seinem weitesten Umfange waren bis jetzt seine Forschungen ausschließlich gewidmet. Mit großem Scharfsinne versteht er die Denkmäler zu erfassen, mit Gelehrsamkeit ihre Beziehungen und Einzelheiten zu deuten und mit Eleganz und Klarheit seine Meinung auseinanderzusetzen. Die Reihe seiner europäisch gewordenen Schriften eröffnete ein „Recueil de médailles grecques inédites“ (Rom 1812, 4.), dem schon im nächsten Jahre die „Peintures antiques inédites de vases grecs“ (Rom 1813, Fol., mit 63 Kupfern), später die „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Coghill“ (Rom 1817, Fol., mit 52 Kupfern) folgten. Alle sind durch Auswahl, Ausführung und Erklärung classisch geworden. Eine später begonnene Sammlung: „Ancient inedited monuments of grecian art, from various collections principally in Great Britain“ (2 Bde., London 1823, 4.), unterscheidet sich durch erwogene Urtheile und sorgfältige Erklärung, die anspruchlos das Neue hervorhebt und gelehrt erläutert, vor manchen ähnlichen Unternehmen. Gleiche Vorzüge hat man auch in seinen einzelnen Abhandlungen für die königliche Literaturgesellschaft zu London und in seinem neuesten Werke: „Ancient coins of greek cities and kings“ (London 1831), geehrt. Als sehr verdienstlich für die neuere Münzgeschichte muß auch seine Fortsetzung der von M. L. Millin begonnenen „Histoire métallique de la révolution française“ gepriesen werden. Sie erschien als „Histoire métallique de Napoléon“ zu London 1818, wozu 1822 noch ein Supplementband kam. M. hat drei Söhne, von welchen zwei im Dienste

der ostindischen Compagnie stehen, und einer, James, sich der Sache der Hellenen widmete und als Sergeant in der Brigade des Lords Byron war, dem er in den letzten Augenblicken beistand. Bei der Einnahme von Navarin fiel er in die Hände Ibrahim Pascha's und erhielt erst nach einem Jahre durch Vermittelung des englischen Gesandten zu Konstantinopel seine Freiheit. Sein „Memoir on the affairs of Greece“ (London 1831) enthält interessante Nachrichten über Byron.

(14)

Milosch Obrenowitsch, erster Fürst (Oberknäs) und christlicher Regent von Serbien, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Volkes, der dasselbe durch seine Umsicht, Klugheit und Mäßigung wieder in die Reihe der selbstständigen Völker Europas und zu der Bildung, deren es nach so langem Drucke fähig, zu erheben bemüht ist. Sohn eines Landmanns im Bezirk Rudnik, erwarb er sich zuerst als Handelsgehülfe seines Stiefbruders Milan durch Reisen einige Kenntnisse, und diente, als beim Aufstande der Serbier dieser zum Woiwoden des rudniker Bezirks ernannt worden, unter demselben mit solcher Tapferkeit, daß Czerny Georg auch ihn zum Woiwoden bestellte. Anführer eines ansehnlichen Heers, siegte er fast in allen Schlachten. Wahrscheinlich ist, daß die Ähnlichkeit seines und der Namen seiner beiden Brüder Milan und Zwan mit denen der drei alten Helden der Nation, welche bei der großen Schlacht im Amselfelde 1389 sich bis zum Zelt des Sultans wagend — Topliza Milan, Milosch Obilitich und Zwan Kossantschig — denselben durch einen Dolchstoß tödteten, mit zu dem Ansehen, welches Milosch's Familie bei den Serbiern errang, beitrugen. Als Czerny Georg nach dem Frieden zu Bukarescht 1813 mit den serbischen Häuptern muthlos über die Donau sich flüchtete, warf sich M. mit 10,000 Serbiern in die Gebirge. Ein schwacher Hoffnungschimmer, noch sei das Land zu retten, und Liebe zu Frau, Kind und Mutter hielten ihn. Die Türken mußten mit dem verzweiflungsvoll Fechtenden unterhandeln. Den Serben wurde Amnestie bewilligt, er selbst zum Oberknäs von Rudnik ernannt, wobei seine frühere Bundesbruderschaft mit dem Pascha von Belgrad wol das Ihrige half. M. beschwichtigte mehrmals den Aufbruch der gereizten Landsleute und gewann dadurch auf gleiche Weise das Zutrauen der Türken und die Achtung der Serbier, die einsahen, daß man zu übereilt gehandelt. Als aber die entsetzlichen immer zunehmenden Grausamkeiten der Türken die Wuth aller Serbier aufs Neue entflammten, stellte er sich bei dem zweiten serbischen Kriege 1815 an die Spitze des gesammten Aufstandes. Einheit in der Führung, Festigkeit des Willens, Menschlichkeit gegen die Besiegten liehen seinen Waffen Glück. Auf auswärtige Vermittelung wurde nunmehr Serbien von den Türken selbst der Frieden angeboten, der ihm seine gegenwärtige Verfassung gab. Seitdem regiert M. unter türkischer Oberherrschaft in Serbien, und sein Hauptverdienst ist, dem ausgefogenen Lande den Frieden zu erhalten und den ökonomischen Zustand desselben zu verbessern. Seine politische Aufgabe ist nicht leicht. Er lavirt zwischen der hohen Pforte und Rußland und weiß sich von beiden unabhängig und mit beiden Freundschaft zu erhalten. Streich, welches sich doch einmal erinnern könnte, daß Serbien ihm gehört, steht er fast feindlich gespannt gegenüber; überdies muß er sein kriegerisches Volk, das, von Rachedurst glühend, immer bereit ist, gegen die Türken aufzusehen, im Zügel halten, und gegen die bösnischen Nachbarn steht er als gewaffneter Vertheidiger der durch den Vertrag von Ujerman und den Frieden von Adrianopel Serbien zugesicherten, früher von ihm losgerissenen sechs Districte. Zudem ist noch ein türkischer Pascha (von Belgrad) im Lande, die Festungen sind von türkischen Soldaten besetzt, und tausenderlei verwickelte Ablösungen waren und sind zu reguliren. M.'s Klugheit, Festigkeit, vielleicht auch sein Geld und seine List haben ihn durch all diese Klippen und Strudel hindurchgeführt. Als im russisch-türkischen Kriege die Nation vor Begierde brannte und alle Knäsen in ihn

drangen, sich Rußland anzuschließen und Serbien völlig von der türkischen Gewalt loszumachen, blieb er allein fest; er wußte, daß das kleine Serbien nichts ist, wenn das türkische Reich nicht mehr ist. Czerny Georg, der über die Donau gekommen, Serbien in Aufstand zu setzen, fiel — vielleicht ein Opfer von M.'s kluger Politik. Die Sittengesetze eines halb barbarischen Volkes dürfen nicht nach den unsern beurtheilt werden. Auch jetzt beim Kampfe des Sultans mit dem bosnischen, islamitisch gewordenen Adel erwägt er so genau die eignen Kräfte und den Segen des Friedens, daß er, trotz den Aufforderungen des Sultans, trotzdem daß er für sich die verheißenen Districte erobern soll, nicht losschlägt. Er wartet. Die Serbier wählten ihn 1817 zu ihrem Oberhaupt, 10 Jahr später zu ihrem erblichen Fürsten auf der großen Nationalversammlung in der Ebene zu Kragujevaz. Abwechselfeld hier und in Poscharewaz (jetzt auch in Belgrad) hat er seine Residenz. M. ist ein Mann von 50 Jahren, von kolossaler Größe, sehr stark gebaut, blond; seine Züge sind fest, offen und heiter, seine Haltung und seine Bewegungen sind voll Anstand und Würde, er sieht ganz wie der Held seines Volkes aus. Er trägt reiche türkische Tracht. Sein Hofstaat ist halb europäisch, halb erinnert er an die alt patriarchalische Einfachheit des Orients. Nur die Männer sitzen am Tisch, die Fürstin und die Prinzessin tragen die Speisen zu, doch unterhält man sich über den „Constitutionnel“, die „Allgemeine Zeitung“ und — die Stallfütterung. M.'s Gattin, Gospa Lubiza, eine schöne majestätische Frau, in einfachem Anzuge, waltet als thätige Hausfrau, ohne die Fürstin und Mutter zu verleugnen. Eine treue Gefährtin des Gatten in den Schreckenstagen, lernte sie selbst Zügel und Pistole führen. Einst, als M. flüchtig, versprengt in die Schlucht kam, wo sie ein Lamm gebraten und auf den Sieger wartete, trat sie ihm, gegen die Sitte der Serbierinnen, mit den Worten entgegen: „Herr, sind die Türken hinter Euch, wollt Ihr sie herkommen lassen, uns die Kinder zu schlachten? Habt Ihr uns verlassen, wer soll uns halten! Hier ist nicht Euer Weilens, Herr, dort sind die Türken.“ M. kehrte beschämt um und schlug die Türken. Als Fürst von Serbien hat er kein geübtes Heer, denn jeder Serbier ist Soldat, aber eine militärische Leibwache. Mehre Secretairs, unter denen der geschickte, als Schriftsteller bekannte Davidowitsch obenan, besorgen umsichtig seine administrativen und seine diplomatischen Geschäfte. In Konstantinopel hält er eine stehende Gesandtschaft, die durch Geschick und Geld viel für ihn wirkt. Jüngst noch ist es ihm gelungen durch geschickte Gesundheitsanordnungen die Cholera, welche in Ungarn so fürchterlich gewüthet, in seinem Lande mit geringen Opfern zu stellen. Näheres über M. und seinen Hof in von Pirch's „Reise in Serbien“ (Berlin 1830), doch wollen spätere Reisende nicht so günstig über den Serbierfürsten urtheilen. (9)

Miltig (Karl Borromäus von), königlich sächsischer Geheimrath, Oberhofmeister des Prinzen Johann von Sachsen, ward den 9. Nov. 1781 zu Dresden geboren. Sein Vater war der königlich sächsische erste Hofmarschall, Friedrich Siegmund von M.; seine Mutter stammte aus dem Geschlechte der Wild- und Rheingrafen von und zu Daun. Früh schon entwickelte sich in dem talentvollen Knaben die Neigung für die beiden Schwesterkünste, Musik und Poesie, und eine sorgsame, von wackern Lehrern unterstützte häusliche Erziehung pflegte die vorhandenen Keime, sorgte daneben aber auch für die zu einer umfassendern Fortbildung nöthige wissenschaftliche Grundlage. Bereits in seinem 11. Jahre erntete er als gewandter Klavierspieler mit Haydn'schen und Sterkel'schen Concerten Beifall. Um diese Zeit wurde die „Zauberflöte“ in Dresden gegeben. Sie erschloß ihm den Himmel der Romantik in Poesie und Musik und begeisterte ihn zu eignen dichterischen Versuchen und zu Compositionen, die, obgleich noch ohne Kenntniß der Theorie unternommen, dennoch von einem warmen Gefühle und von künstlerischem Drange zeugten. Sechszehn Jahre alt, sollte er die Universität beziehen, als ein

Familienereigniß seinen Vater bestimmte, ihn in die Armee eintreten zu lassen. Konnte nun auch ein mehrjähriges Garnisonleben in einem unbedeutenden Flecken der Oberlausitz seinem lebendigen Geiste nicht zufügen, so förderte es dennoch seine wissenschaftliche Bildung, indem er in seiner Abgeschiedenheit neben der fortgesetzten Beschäftigung mit Poesie und Tonkunst insbesondere zu geschichtlichen Arbeiten und zum Studium der französischen und italienischen Literatur seine Zuflucht nahm. Der Trieb, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern, war hiermit angeregt und fand in Dresden, wohin M. sich endlich nach fünf Jahren als Offizier bei der Garde du Corps wieder verfest sah, in dem Umgange mit gebildeten Kameraden und in den ihm aufgethanen Bücherschätzen der königlichen Bibliothek die vollste Befriedigung. In der musikalischen Composition wurde nun der verdiente Cantor Weinlig sein Lehrer; zur tiefern Einsicht in das Wesen der Kunst aber führte ihn ein Briefwechsel mit Rochlitz, dessen offene, aber immer milde Kritik ihn auf dem mit entschiedener Vorliebe betretenen Wege ermunterte und leitete. Seine später erfolgte Anstellung als Hauptmann bei der Schweizergarde gewährte ihm die willkommenste Muße, und in dem kunstliebenden, durch den feinsten geselligen Ton und den Zusammenfluß geistreicher Menschen ausgezeichneten Hause des Appellationsraths Körner fand er die dem aufstrebenden Talente unentbehrliche äußere Anregung. Vieles ward in dieser Zeit gedichtet und componirt, zugleich aber auch der Unterricht in der Tonsetzung, jetzt beim Kapellmeister Schuster, mit Eifer fortgesetzt. Er ging 1811 von der Schweizergarde ab und zog mit seiner Gemahlin nach dem seinem Verwandten, dem preussischen General von Miltiz, gehörigen, reizend an der Elbe gelegenen Scharffenberg bei Meissen. Das geistige Stillleben, das hier begann, ward jedoch schon 1812 unterbrochen. Nachdem er seine Familie vor dem hereinbrechenden Kriegsgewitter nach Prag in Sicherheit gebracht hatte, trat er, entflammt von unwiderstehlicher Lust, an dem Befreiungskampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, in das österreichische Dragonerregiment Erzherzog Johann, kehrte aber sogleich nach beendigtem Feldzuge nach Scharffenberg in den Kreis der Seinigen zurück. Im Laufe der nächsten Jahre machte er die Bekanntschaft Fouqué's und Apel's, die seiner von jetzt an zur entschiedenen Lebensrichtung gewordenen künstlerischen Thätigkeit einen neuen Sporn gaben. Insbesondere ward ihm Apel, mit dem er sich immer inniger befreundete, als gründlicher Kenner der Musik und Poesie ein Leitstern auf beiden Wegen. Von den neuen Freunden aufgefodert, trat er zum ersten Male in dem von Apel, Fouqué und Fr. Laun herausgegebenen „Wunderbuche“ (3 Bde., Leipzig 1815 — 17) als Erzähler auf und ließ einige Zeit später unter dem vom Buchhändler vorgeschriebenen Titel: „Ausstellungen“ (2 Bdchn., Erfurt 1819 — 20), eine Sammlung von Erzählungen folgen. Zugleich ward, auf Apel's Rath, die zu Dresden erfolgte Anstellung des jüngern Weinlig, eines trefflichen Schülers des Padre Mattei in Bologna, zu gründlicherer Befestigung im Contrapunkte benutzt. Die Liebe zur Musik war es auch hauptsächlich, die ihn 1820 nach Italien zu reisen veranlaßte, wo er während eines achtmonatlichen Aufenthalts zu Neapel für ein dortiges Theater eine komische Oper in Musik setzte, die er jedoch, der dagegen gespielten Intriguen müde, selbst zurücknahm. Nach der Rückkehr von dieser Reise erwuchs aus den Erinnerungen derselben, zum großen Theile noch in dem ländlichen Aufenthalte zu Scharffenberg, eine Reihe von Novellen, die bald darauf unter dem Titel: „Drangeblüthen“ (3 Bde., Leipzig 1822 — 25) erschienen. Die Anstellung seiner Gattin als Oberhofmeisterin bei der Gemahlin des Prinzen Johann brachte ihn mit den Seinigen (1823) wieder nach Dresden. Er selbst ward 1824, als sein Schwiegervater, der General von Wagdorff, als sächsischer Gesandter nach Berlin ging, an dessen Stelle zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt und fand in der Nähe des geistreichen und wissen-

schaffliebenden Fürsten die vollste Entschädigung für die etwaigen Fesseln der Felle, die von seiner gegenwärtigen Stellung unzertrennlich waren. Übrigens blieb er fortwährend seinen literarischen und künstlerischen Bestrebungen treu. Von seinen in den letzten Jahren den Musikfreunden bekannt gewordenen Tonsetzungen nennen wir nur die in reinem Kirchenstyle geschriebene Missa in G-moll; eine Ouverture (Leipzig 1830), in der er den glücklichen Versuch machte, den Geist Dssian'scher Dichtung in Tönen wiederzugeben, und die 1833 zu Dresden mit Beifall aufgenommene Oper „Saul“. Daneben bewährte er seine musikalische Kennerchaft in mehreren Aufsätzen musikalisch-kritischen Inhalts in der „Abendzeitung“ und der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“. Auch als erzählender Dichter war er fortwährend thätig, und zu den schon genannten „Drangeblüthen“ und „Gesammelten Erzählungen“ (3 Bde., Leipzig 1825) kamen zahlreiche neue Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern und erwarben ihm die Gunst der Lesewelt, die ihn zu ihren beliebtesten Erzählern rechnet. Ausgestattet mit einer reichen Welt- und Menschenkenntniß und mit einer regen Phantasie, die ihn und mit ihm den Leser rasch über kleine Unwahrscheinlichkeiten hinweghebt, weiß er durch schnell fortschreitende und lebendige Darstellung, durch ein warmes Colorit der Sprache und durch die frischeste Anschaulichkeit in oft sehr reizenden Schilderungen zu fesseln und auch, wo es die Gelegenheit gibt, durch interessante Blicke in das Kunstleben den ernstern Sinn zu befriedigen. Seine Oper „Der Berggeist“ wurde von Wolfscam componirt. (51)

Miltig (Alexander von), preussischer Kammerherr, ward 1785 zu Dessau geboren, wo sich damals sein Vater aufhielt. Er genoß mit seinem ältern Bruder, Karl Borromäus, eine angemessene Privaterziehung und trat 1798 als Cadet in österreichische Kriegsdienste, wo er in dem Kürassierregiment Herzog Albrecht die Feldzüge bis 1801 als Lieutenant mitmachte. Seinem jugendlichen in die Weite strebendem Geiste konnte selbst das bewegte Feldleben nicht genügen; er gab den Militärdienst auf, besuchte Italien, Frankreich, England, schiffte sich von hier nach Westindien ein, machte eine Reise durch die Vereinigten Staaten, kehrte 1807 über England und Holland nach Deutschland zurück und ließ sich in München nieder. Hier ward er bairischer Kammerherr, vermählte sich mit einer Gräfin von Paumgarten und bereitete sich zu der diplomatischen Laufbahn vor. Auf seinen Reisen hatte M. sich bereits eine große Fertigkeit in den neuern Sprachen erworben und befließigte sich jetzt besonders unter der Anleitung des Oberbibliothekars Scherer, diese Sprachen auch schreiben zu lernen, worin er es bald zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit brachte. In diese Zeit (1814) fällt eine kleine Schrift: „Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?“ die von den Diplomaten an dem wiener Congresse, zu welchem M. sich 1815 selbst begab, nicht unbeachtet blieb und, obgleich er sich nicht öffentlich als Verfasser derselben bekannt, ihn in nähere Verbindung mit dem preussischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten brachte. M. wurde von dem Könige von Preußen zum Kammerherrn ernannt, erhielt eine Anstellung als Legationssecretair im auswärtigen Departement und ging 1817 in dieser Eigenschaft zur preussischen Gesandtschaft nach Konstantinopel ab, wo er später von 1820—26 als Ministerresident und Geschäftsträger angestellt war. Zur Anerkennung der ausgezeichneten Haltung, welche er auf einem damals so wichtigen Posten in der Führung der ihm anvertrauten Aufträge bewährt hatte, wurde er zum Gesandten bei der hohen Pforte ernannt. Ein Mißfallen von Seiten seines Hofes, welches er sich bei der Verhandlung der griechisch-orientalischen Frage zugezogen hatte, gab 1828 Veranlassung zu seiner Zurückberufung, und er wurde pensionirt. Zur öffentlichen Kenntniß ist von Dem, was man M. zur Last legte, durchaus nichts Zuverlässiges gelangt. Nach der Erscheinung

einer kleinen Schrift: „Etwas über Mehres“, welche, wie man versichert, M. zum Verfasser haben soll, ist er wieder in Activität gesetzt und wird bei der politischen Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Die königliche Bibliothek in Berlin verdankt M. schätzbare Mittheilungen über die Literatur und den Bücherdruck in der Türkei und mehre seltene Handschriften. (26)

Milutinovicš (Symeon), serbischer Dichter, wurde den 3. Oct. 1791 alten Styls zu Sarajewo in Bosnien, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Noch nicht drei Jahre alt, begleitete er seine vor der Pest fliehenden Eltern nach Svrakino-Selo und von da nach Gradatschac, wo die Familie sechs Jahre verweilte. Als die Pest auch hier ausbrach, flüchtete sie nach Belgrad, wo der junge Symeon bei dem ersten Schulbesuch eine so barbarische Züchtigung erhielt, daß er nicht mehr zu dem Lehrer zurückkehren wollte. Ein wohlmeinender Verwandter brachte den Knaben nach Segedin, wo er neben täglichen Prügeln, die für seine ganze Lebenszeit seine Gesundheit untergruben, einige Kenntnisse im Lateinischen erbeutete. Er ging 1805 auf das Gymnasium zu Karlowitz, wo er drei Jahre blieb, im Laufe des vierten Jahres aber wegen einiger Fehler jugendlichen Leichtsinns aus Schule und Stadt verwiesen wurde und zehn Peitschenhiebe mit auf den Weg bekam. Darauf begab er sich nach Semlin, wo er das Neugriechische erlernte und sich dem Handel widmete. Diese Beschäftigung fesselte aber den lebhaften Jüngling nicht lange, und als 1806 Belgrad an Serbien kam, suchte und fand er eine Schreibestelle in der Staatskanzlei, welche er jedoch 1813, als Serbien fiel, wieder verlor. Er ging nach Dstreich und gab in dem dalmatischen Dorfe Strmica eine Zeit lang drei serbischen Knaben Unterricht und erwarb sich dadurch die Mittel, nach seinem Geburtsort zurückzukehren. Bald reizten die Greuelthaten der Türken die Serbier zu erneutem Aufstande und alsbald verließ M. seinen Geburtsort, eilte nach Belgrad und erhielt die Stelle eines Schreibers bei dem serbischen Bischofe. Im Herbst 1814 nahm er an einer neuen Verschwörung gegen die Türken Theil und verließ den Bischof, mußte aber bald darauf bei dem Bischof von Schabaz und Uzice, einem ehemaligen Räuber und wollüstigen Schlemmer, die gleiche Stelle antreten. Bei dem letzten Aufstande, 1815, nahm der Bischof die Partei der Türken und sperrete sich mit ihnen in einer Verschanzung bei Waljowo ein, wo er auf M., dessen Grundsätze er kannte, ein wachsames Auge hatte. M. fand endlich Gelegenheit zu entweichen und kehrte nach Serbien zurück, wo er in den Umgebungen des Klosters Radowaschnica mit einer Räuberschar das Ende des Krieges abwartete. Nach einer schweren Krankheit ging er nach Belgrad, wo er wieder Schreiber bei dem Nationalsenat wurde. Während er eine Reise in die Walachei machte, um seinen Vater aufzusuchen, kam dieser auf einem andern Wege nach Belgrad und setzte seine Reise nach Bessarabien fort, ohne den Sohn zu erwarten, der nun nach Widdin eilte, um Nachrichten von seinem Vater zu erhalten. Die Noth zwang ihn hier bei einem Türken Gärtnergehülfe zu werden, und sein Gärtneralent hatte zur Folge, daß er zum Postandschi, Feld- und Melonengartenaufseher, befördert wurde. Die Christen zu Widdin wählten ihn nach näherer Bekanntschaft zum Schullehrer und als solcher brachte er den Winter 1816—17 hin. Mit dem Frühling 1817 begannen neue Stürme für M. Zwei Fremdlinge schlossen sich ihm an und suchten ihn für ihre Plane zu gewinnen. M. entdeckte alsbald, daß die Griechen die Serbier vorzuschieben und dann an der fertigen Tafel Platz zu nehmen gedachten. Er zeigte die Sache dem Fürsten Milosch Obrenowitsch an, der ihm dankte. Die Warnung, sich aus Widdin zu entfernen, wurde von M. nicht beachtet. Im Sept. erschien ein Bojar des walachischen Beg zu Widdin, ließ M. gefangen nehmen und deutete dem Bessir an, ihm denselben, wenn es verlangt würde, nachzuschicken. Der Bessir wurde gegen M. aufgehetzt und begehrte den Brief des Fürsten Milosch zu sehen. M.

Conv. Lex. der neuesten Zeit und Literatur. III.

antwortete, er habe denselben in den Abtritt geworfen. Der Wessir wurde wüthend, ließ M. in einen tiefen Kerker werfen und drohte ihn mit Martern, wenn er den Brief zurückhielte. Sein Fuß wurde an einen Balken gebunden und ihm gedroht, man würde ihn kopfabwärts hängen, peitschen und am Feuer braten. So stand er vier Stunden auf einem Fuß, beharrte aber auf seiner Aussage. Der Wessir ließ im Kothe wühlen, fand den Brief und war besänftigt. M. erhielt im vollen Divan das beste Zeugniß und wurde mit Geschenken an den Weg nach der Walachei geschickt. Hier lag er eine Woche in Eisen, wurde dann verhört, unschuldig befunden und mit einem Geschenk von 15 Dukaten nach Widdin zurückgesendet. Der Wessir schenkte ihm von nun an sein volles Vertrauen, hieß ihn das Türkische erlernen und würde ihm eine günstige Zukunft bereitet haben, wenn er nicht nach Kleinasien wäre abberufen worden. M. ging nach Belgrad, wo er eine Zeit lang ein Stelle bei Mitosch's Bruder übernahm, dann aber nach Bessarabien reiste, um seine Ältern zu sehen, die ihn für todt hielten. Er wollte nach Serbien zurückkehren, aber die walachisch-griechischen Unruhen hinderten ihn daran; so blieb er hier und lebte, im Genuße einer Unterstützung des russischen Kaisers, den Musen. Seine „Serbianka“ und andere Gedichte entstanden hier. Er begab sich 1825 nach Leipzig, um den Abdruck seiner Gedichte zu leiten. Während seines dortigen Aufenthalts besuchte M. die Vorlesungen Krug's und anderer berühmten Lehrern, und bot Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila“ hülfreiche Hand. Im Frühjahr 1827 kehrte M. nach Semlin zurück, und da er nicht nach Serbien gehen konnte, begab er sich nach Montenegro, wo ihn der Metropolitan Petrowitsch gastfreundlich aufnahm und ihm Muße gewährte, eine neue reiche Sammlung serbischer Volkslieder für den Druck vorzubereiten. Seine Werke sind: „Serbianka Simeonom Milutinowitjem Sarajliom socinjena“ (4 Bde., Leipzig 1826, 12.); „Nekolike pjesnice, stare, nowe, prewedone, socinjene Sim. Mil.“ (Leipzig 1826, 12.); „Zorica“ (Leipzig 1827). Eine glühende Vaterlandsliebe, Wärme des Gefühls, kühne Originalität in Bild und Ausdruck charakterisiren M.'s Gedichte, namentlich die „Serbianka“, eine Reihe lyrisch-epischer Gesänge, welche die letzte Kriegsepoche der Serbier von 1804—15 treu und warm schildern. (5)

Mina (Francisco Espoz y), geboren 1782 in einem kleinen Dorfe bei Pampeluna, aus einer ziemlich wohlhabenden Familie stammend, nicht eines armen Bauers Sohn, wie angegeben worden, trat erst zur Zeit der Revolution auf den Schauplatz, ohne daß wir von seinem Jugendleben etwas wissen. Sein Neffe, Xavier M., geboren 1789, Student der Theologie in Saragoza, hatte einen Guerillahausen geworden, an dessen Spitze er mehre kühne Unternehmungen ausführte, bis er 1811 gefangen und nach Frankreich gesendet wurde. Francisco übernahm die Führung der Schar und wurde bald ein Schrecken der Franzosen. Tapfer, unermüdet, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, schwächte er unablässig die Streitkräfte der Feinde, nicht nur in Navarra, auch in Alava und Aragon. Während die Franzosen in dem Kampfe gegen die Guerillas große Nachteile erlitten, hatte M. nur geringen Verlust, weil seine Kundschafter ihn so gut bedienten, daß er nie überfallen ward, und war er von einer Übermacht bedroht, so zerstreuten sich seine Scharen auf ein Zeichen, um sich in wenigen Stunden wieder zu sammeln und den Angriff zu erneuern. Die Franzosen warfen 25,000 Mann nach Navarra, aber M. bot ihnen Trost und behauptete am Ende das Land. Die Regentenschaft ernannte ihn 1811 zum Obersten und 1812 zum General. Er stand 1813 an der Spitze von 11,000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern, mit welchen er Pampeluna einschließen half und Saragoza, Monzon und andere Orter wiedereroberte. Als der Friede geschlossen wurde, belagerte er St.-Jean Pied de Port. Noch der Rückkehr Ferdinand VII. gewann er bald die schmerzliche Überzeugung, daß er nur für die Wiederherstellung der Ge-

waltherrschaft gearbeitet hatte, und vergebens bemühte er sich, den König auf andere Gesinnungen zu bringen und ihn zur Berufung der Cortes zu bewegen. Er wurde durch den Einfluß der Partei, welche über den König herrschte, seiner Befehlshaberstelle entsetzt. Sein Neffe, Xavier, der 1814 aus der Gefangenschaft in Vincennes war befreit worden, kam zu ihm und schilderte ihm die Lage der Dinge in der Hauptstadt. Sie sahen, daß der Zustand des Landes keine Hoffnung ließ, und faßten den Entschluß, die durch die Cortes 1812 gegründete Verfassung wiederherzustellen. Xavier ging nach Pampeluna und Francisco sammelte seine Guerillas, die der neue Generalcapitain von Navarra aufgelöst hatte. Während Xavier und die Offiziere der Besatzung zu Pampeluna, die er für seinen kühnen Entwurf gewonnen hatte, in der entscheidenden Nacht auf einer Schanze ungeduldig die Guerillas erwarteten, welche die Wälle auf den angelegten Leitern ersteigen sollten, rückte Francisco heran; aber er hatte, wie man ihm vorwirft, sich der Gesinnungen seiner Waffengefährten nicht versichert und sogar das gewöhnliche Hülfsmittel versäumt, sie durch starke Getränke zu begeistern. Der geheimnißvolle nächtliche Kriegszug mitten im Frieden ward ihnen verdächtig, sie murrten, machten Halt und zerstreuten sich. Vergebens suchte M., der vorausgeritten war, die Ordnung herzustellen und hatte kaum noch Zeit, die Unglücksbotschaft nach der Festung zu senden. Während er selber Zuflucht jenseit der Pyrenäen suchte, entkam sein Neffe mit den verschworenen Offizieren aus Pampeluna und ging gleichfalls nach Frankreich, wo er verhaftet, aber bald wieder befreit und nach England eingeschifft wurde. Die englische Regierung gewährte ihm einen Jahresgehalt und die Unterstützung mehrerer Freiheitsfreunde in England setzte ihn in Stand, sich nach Mexico einzuschiffen, um gegen die Spanier zu sechten. Als er im Nov. 1816 gelandet war, begann er den Kampf an der Spitze eines kleinen Haufens, den zwar bald Creolen und Indianer anschwellten, der aber nicht an Zucht und Ausdauer zu gewöhnen war. Unter großen Beschwerden gelang es ihm nur durch Ueberfälle, kleine Vortheile zu gewinnen, bis er endlich, von einem treulosen Freunde verrathen, in die Gewalt der Spanier fiel, die ihn im Nov. 1817 im Lager von Los Remedios erschossen*). Sein Dheim blieb indeß als Verbannter in Paris zurück, wo er nicht lange nach seiner Ankunft durch einen Polizeibeamten verhaftet wurde, den der spanische Gesandte zu dieser Widerrechtlichkeit verleitet hatte. Ludwig XVIII. entsetzte den Beamten und gewährte M. ein Jahrgeld. M. war nicht undankbar. Er lehnte jede Verbindung mit Napoleon ab, als dieser von Elba zurückkehrte, verließ Frankreich und blieb bis zu des Königs Rückkehr in Gent. Ruhig lebte er in Frankreich, als das spanische Heer in Cadix die Fahne des Aufstandes erhob, und eilte alsbald heimlich nach Navarra, wo er schnell einen Haufen seiner Guerillas sammelte. An ihrer Spitze zog er gegen Pampeluna, als die Abgeordneten der Bewohner ihm mit der Nachricht entgegenkamen, daß die Stadt die Constitution angenommen. M. wurde 1821 zum Generalcapitain von Navarra ernannt, wo er aber bald durch strenge militairische Verwaltung Widersacher gegen sich aufreizte, die seine Absetzung verlangten. Er erhielt als einen Beweis des Vertrauens der Machthaber den Oberbefehl in Galicien und herrschte auch hier mit Strenge, die er um so mehr ausüben zu müssen glaubte, je größer die Schwierigkeiten waren, welche die Freunde der alten Ordnung der Dinge ihm entgensetzten. Er mußte endlich im Dec. 1821 seinen Gegnern weichen und ging in die Verbannung nach Siguenza. Nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Jul. 1822 wurde M. nach Madrid berufen und erhielt den Oberbefehl über den Heerhaufen, der gegen die Anhänger des Absolutismus in Catalonien ausgesendet wurde, die bereits eine Regentschaft in Seu d'Urgel eingesetzt hatten. Die Feinde waren seinen Streit-

*) E. Robinson's „Memoirs of the mexican revolution“ (London 1821).

kräften so überlegen, daß er anfangs nur langsame Fortschritte machte, und die sogenannte Glaubensarmee mit Zuversicht auf ihren Sieg rechnete; als aber M. Alles zum entscheidenden Kampfe vorbereitet hatte, griff er sie am 29. Nov. 1822 so ungestüm an, daß er sie in die Flucht schlug und über die Pyrenäen vertrieb. Er wurde 1823 Generallieutenant. Kriegsglück und Klugheit hatten ihm allgemeine Achtung erworben, und er war an der Spitze eines ansehnlichen Heers, als die Franzosen in Spanien einrückten. Er entschloß sich, den ungleichen Kampf gegen die überlegene Macht zu wagen, die sich gegen Catalonien wendete, und machte dem Feinde jeden Schritt freitig. Als einige Regimenter aus Barcelona zu ihm gestoßen waren, belagerte er die Festung Seu d'Urgel, die im Febr. in seine Gewalt fiel. Seine Thätigkeit und Entschlossenheit steigerte die Begeisterung der Catalonier, und neue Scharen verstärkten seinen Heerhaufen. Seit dem Apr. führte er den kleinen Krieg, worin er ein Meister war, mit entschiedenem Glück. An der Spitze von 5000 Mann wußte er durch geschickte Bewegungen auf jeden Punkt zu gelangen, wo er den Franzosen Nachteile zufügen konnte, und oft geschlagen, trat er immer nach seinen Niederlagen wieder hervor und griff an oder bedrohte die Franzosen auf ihren schwachen Seiten. Von einer Krankheit genesen, die ihn mehre Monate zur Unthätigkeit zwang, machte er im Oct. 1823 einen Ausfall aus Barcelona, als er aber die im südlichen Spanien vorgefallenen Ereignisse erfuhr, und sich überzeugt hatte, daß ein längerer Widerstand vergeblich sein würde, bot er dem Marschall Moncey die Übergabe der Stadt an. Er erhielt günstige Bedingungen für sich und seine Anhänger, verließ Spanien an Bord eines französischen Schiffes, dessen Befehlshaber ihn mit großer Achtung behandelte, und er ward in Plymouth und in London, wo er im Dec. 1823 ankam, mit hoher Auszeichnung aufgenommen. Seitdem lebte er in England und Frankreich. Nach der Juliusrevolution stellte er sich an die Spitze spanischer Flüchtlinge und ging über die Pyrenäen. Zwietracht unter der constitutionellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Er wollte sich in die Gebirge werfen und einen langsamen Guerillakrieg führen, während seine Anhänger den Kampf in offenem Felde zu beginnen beschloßen. Sie erlitten eine Niederlage und wurden nur durch M.'s geschickte Führung von gänzlicher Vernichtung gerettet. Er erreichte, von Allem entblößt, die französische Grenze. Der Hauptgegenstand der Verfolgung, hatte er Beschwerden und Gefahren fürchterlichen Art erduldet. Als er mit seinen Gefährten den französischen Boden betreten hatte, wurden sie entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht. Vergl. „Zeitgenossen“, neue Reihe, Nr. XI.

Mineralogie. In der neuesten Zeit ist der Gegensatz, welcher sich im Gebiete dieser Wissenschaft zwischen der sogenannten naturhistorischen und chemischen Ansicht ausgebildet hatte, einerseits schroffer hervorgetreten, andererseits durch eine Art von Synthetismus ausgeglichen worden. Bei der außerordentlichen Bedeutsamkeit, welche die Krystallographie und Physik für das Studium der Mineralspecies gewonnen haben, mußten freilich jene Mächtsprüche chemischer Einseitigkeit verhallen, welche die Mineralogie nur für einen Anhang der Chemie erklärt hatten. Mögen nun auch ebenso jene alt-oryktognostischen Vorurtheile verschwinden, welche sich hier und da noch hartnäckig der Aufnahme der Chemie in die Wissenschaft widersetzen, oder doch ihren Resultaten höchstens nur einen Platz unter dem Troste von nicht naturhistorischen Bemerkungen gestatten wollen, die man den Beschreibungen der Mineralspecies anzuhängen pfllegt. Wenn man nämlich die Gründe für dieses Verfahren, wie solche noch neulich von dem Choragen der sogenannten naturhistorischen, d. h. antichemischen Schule mit großem Scharfsinne entwickelt und verfochten wurden, in Bezug auf ihre Haltbarkeit prüft, so findet man in der That, daß es nur Scheingründe sind, hervorgegangen aus einem, der Wissenschaft

in ihrer Kindheit eingeeimpften Vorurtheile. Das, dem Berg- und Hüttenmann sehr fühlbare Bedürfnis einer schnellen und leichten Erkennung der brauchbaren Mineralien erweckte die ersten Keime der wissenschaftlichen Mineralogie. Erkennung, aber eine schnelle, ohne große Vorbereitungen nur nach den Ergebnissen der unmittelbaren Wahrnehmung gewährleistete Erkennung, das war es, worauf früher die Bestrebungen der Mineralogen beschränkt waren. Später erwachte neben dem technischen Bedürfnisse der Erkennung auch das wissenschaftliche Bedürfnis einer umfassenden Kenntniss der Mineralien; allein die, dem Bergmann sehr erlaubte Einschränkung seiner Beobachtungen auf das Gebiet der unmittelbaren Wahrnehmung, ging in die mehr wissenschaftliche Bearbeitung der Naturgeschichte des Mineralreichs über, und hatte zur Folge, daß man diejenigen Eigenschaften der Mineralien, welche nicht durch unmittelbares Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen zu ermitteln waren, entweder sehr oberflächlich behandelte oder gänzlich vernachlässigte; ja, daß man ausdrücklich alle Eigenschaften als naturhistorische Merkmale verwarf, deren Wahrnehmung mit einer gänzlichen oder theilweisen Zerstörung des untersuchten Exemplars erkaufte werden muß. So wurde von der Beschränktheit unsers Erkenntnißvermögens, welches freilich für manche Wahrnehmung solcher Hülfsmittel und Vorbereitungen bedarf, durch deren Anwendung die Integrität des Naturproducts mehr oder weniger verletzt wird, von dieser Beschränktheit der menschlichen Intelligenz wurde sonderbar genug der Grund entlehnt, alle, nur mittels solcher Integritätsverletzung zu entdeckende Eigenschaften gleichsam als nicht natürliche Eigenschaften dem Gebrauche der Mineralogie zu entziehen und ihr nur die sogenannten äußern Kennzeichen zu lassen. Nur erlaubte man sich dabei die sehr auffallende Inconsequenz, jene postulierte Unverletzlichkeit der Mineralien für die Ermittlung mancher physischen Eigenschaften, wie z. B. der Spaltbarkeit, der Härte, ja selbst für die Ermittlung der chemischen Eigenschaft der Auflöslichkeit in Wasser zu suspendiren, während man jede Untersuchung anderer chemischen Eigenschaften standhaft verweigerte. Mit einem Worte, aus dem frühern technischen Postulate der unmittelbaren und stegreifsmäßigen Erkennung gefaltete sich für die spätere Mineralogie ein förmlich sanctionirtes, durch manche Scheingründe unterstütztes Vorurtheil gegen die Chemie; ein Vorurtheil, durch dessen hartnäckiges Festhalten die Naturgeschichte und insbesondere auch die Charakteristik des Mineralreichs in jene sterile Einseitigkeit versank, mit welcher sie uns mehrfach dargeboten worden ist. Glücklicherweise scheint aber gegenwärtig die größere Zahl der Mineralogen darüber einverstanden, den von der Chemie dargebotenen Tribut nicht zu verschmähen, vielmehr die reiche Ausbeute, welche diese Wissenschaft auch im Mineralreiche machte, für die Naturgeschichte des letztern als wesentliche Beisteuer dankbar zu benutzen und dadurch erst die Kenntniss der Mineralien zu einer, den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Vollständigkeit zu bringen.

Nachdem so die beiden vorherrschenden Richtungen der Mineralogie in der neuesten Zeit bezeichnet worden sind, mögen noch einige der wichtigern Leistungen aus den letzten Jahren erwähnt werden, wobei fast nur von deutschen Schriften die Rede sein kann, weil die Mineralogie außerhalb Deutschland seit einiger Zeit nur sehr wenig bearbeitet worden ist. Im Gebiete der Krystallographie waren besonders thätig: Germar („Grundriß der Krystallkunde“, Halle 1830), K. Naumann („Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie“, Leipzig 1830—31), Großmann („Zur physischen Krystallonomie“, Stettin 1829), Breithaupt (mehrere Abhandlungen in Schweigger's „Jahrbuch“) und Kupffer (durch einige Abhandlungen und ganz neuerdings durch Herausgabe eines „Handbuchs der rechnenden Krystallographie“, Petersburg 1831). Hartmann gab 1828 ein recht brauchbares „Handwörterbuch der Mineralogie“ (Leipzig); von Leonhard 1826 die zweite Auflage

feines „Handbuches der Dryktognosie“, in welchem alles damals Bekannte mit großer Vollständigkeit zu finden ist; K. Raumann behandelte in seinem „Lehrbuche der Mineralogie“ (Berlin 1828) die wichtigsten Species des Mineralreiches, und stellte ihre gewöhnlichen Krystallformen in mehr als 500 Figuren dar; er dringt besonders mit auf gleichzeitige Berücksichtigung der chemischen neben den physischen und krystallographischen Eigenschaften. Dasselbe that von Kobell in seiner „Charakteristik der Mineralien“ (1. und 2. Theil, Nürnberg 1830 und 1831), in welcher zwar das Chemische vorherrschend berücksichtigt ist, jedoch ohne Vernachlässigung des Physischen und Krystallographischen; Haidinger führte in seinen „Anfangsgründen der Mineralogie“ (Leipzig 1829) das Mohs'sche Mineralsystem in der Charakteristik vollständig aus. Mohs hat in seinen „Anfangsgründen der Naturgeschichte des Mineralreichs“ (Wien 1831), die philosophia mineralogica zwar von etwas einseitigem Gesichtspunkte, aber doch mit meisterhafter Consequenz und Klarheit bearbeitet, auch seine Krystallographie einigen Veränderungen unterworfen. Um die Kenntniß der Species nach den drei wichtigen Kategorien des Winkelmahßes, des Gewichts und der Härte hat sich unstreitig in der letzten Zeit Breithaupt das größte Verdienst erworben, da man wol ohne Übertreibung behaupten kann, daß noch kein Mineralog so viele und so sorgfältige Messungen und Wägungen ausgeführt hat. Die Wissenschaft verdankt ihm viele Thatfachen, die größtentheils in der dritten Auflage seiner „Vollständigen Charakteristik des Mineralsystems“ (Dresden 1833) enthalten sind und einen bleibenden Werth haben, welches Loes auch manche theoretischen Ansichten treffen mag. Außer den Vorgenannten haben noch Gössel in Dresden, Glocker in Breslau, Walchner, Fischer in Wien, Hausmann in Göttingen mineralogische Lehrbücher herausgegeben. Von ausländischen Werken ist besonders die zweite, sehr bereicherte Auflage von Beudant's „Traité élémentaire du minéralogie“ zu erwähnen. (19)

Minkwitz (Johannes von), sächsischer Staatsminister, Generalmajor und Generaladjutant des Königs, aus einer der ältesten Familien Sachsens, geboren 1787 zu Altenburg, wo sein Vater als Minister starb. Bis in sein 12. Jahr im väterlichen Hause erzogen, trat er, nachdem er im Hause des später als Director der Militär-Kammern verstorbenen Majors Lehmann vorbereitet worden, 1801 in das Cadettenhaus zu Dresden, wo er zu den talentvollsten Zöglingen gehörte und von dem Commandanten des Instituts, General von Christiani, ausgezeichnet ward. Im Sommer 1803 zum Offizier im Kürassierregiment von Zastrow befördert, nahm er 1806 an dem kurzen Feldzug der sächsischen Truppen Theil und kehrte nach der Schlacht von Jena, welcher er beizuhohnte, in seine Garnison zurück. Er erhielt 1807 den ehrenvollen Auftrag, den Kaiser Napoleon, bei dessen Rückkehr von Eilsit, eine Strecke Weges zu geleiten. Den größten Theil des Winters 1808 — 9 brachte sein Regiment, welches mit mehren andern nach Warschau beordert und dann nach Danzig verlegt worden war, auf der Nehrung zu. Während des Krieges von 1809 wurde die schwere Reiterei, bei der M. sich befand, dem kleinen Corps des damaligen Obersten Thielmann zugetheilt, und trat erst nach der Rückkehr des Königs Friedrich August aus Frankfurt am Main in ihre Garnison. Bei der Umgestaltung der sächsischen Armee 1810 machte der zum Befehlshaber einer Kürassierbrigade beförderte General Thielmann M., den er im Laufe des Feldzugs in Sachsen als einen ausgezeichneten Offizier kennen gelernt, zu seinem Adjutanten, und nun trat der Zeitpunkt ein, wo es dem wißbegierigen jungen Offizier gelang, sich im Umgange mit erfahrenen Männern zu einem höhern Berufe vorzubereiten. Das Jahr 1812 rief auch ihn mit der, aus drei Reiterregimentern und einer Batterie reitender Artillerie bestehenden Brigade Thielmann zu dem Feldzuge nach Rußland. Hier erwarb sich M. die nicht leicht zu erlangende und noch schwerer zu behauptende Zufrieden-

heit seines Oberbefehlshabers, und genoss das Glück, wengleich erschöpft und angegriffen, doch gesund heimzukehren. Der König hatte ihn für sein ausgezeichnetes Betragen in der Schlacht von Mozaist, wo er an der Spitze der sächsischen Reiter-schar war, welche in die größte und am hartnäckigsten vertheidigte feindliche Redoute drang, zum Rittmeister befördert und mit dem Heinrichsorden belohnt. M. folgte dem General von Thielmann in die Festung Torgau, deren Befehl dem Letztern war übertragen worden. Obgleich seinem Führer innig ergeben und die Sache der Franzosen in ihren Beziehungen zu Deutschland hassend, besaß er doch Kraft und Pflichttreue genug, die Anträge Thielmann's, mit ihm zu dem Feinde überzugehen, mit ruhiger Würde von sich zu weisen. Aber er fühlte sich weder körperlich kräftig genug, noch moralisch geneigt, in einem neuen Feldzug unter den Franzosen gegen sein deutsches Vaterland zu sechten, und bat um seine Entlassung, die ihm der König jedoch verweigerte. Er erhielt Urlaub und stärkte seine Gesundheit theils auf dem Lande, theils im väterlichen Hause zu Gotha. Bei der Umbildung des sächsischen Heers nach der Schlacht bei Leipzig trat M. in den Generalstab des damaligen Herzogs von Weimar, marschirte mit dem von diesem befehligten Corps nach Belgien, wohnte mehren kleinen Gefechten und der Beschießung von Maubeuge bei, und in Folge der inzwischen eingetretenen Einnahme von Paris begleitete er dahin den Herzog, dessen Achtung und Vertrauen er besaß. Nach Aachen zu seinem Corps zurückgekehrt, welches wieder dem Befehle des nun in russische Dienste getretenen Generals Thielmann anvertraut war, trat M. bei diesem in dieselben Verhältnisse, in welchem er vorher bei dem Herzog gestanden hatte. Zwischen 1814 — 15 in der Militairkanzlei des fremden Gouvernements zu Dresden angestellt, führte er die Geschäfte mit ebenso großer Klugheit als Umsicht, ohne je durch die schwierigen Collisionsverhältnisse gehemmt zu werden. Das plötzliche Erscheinen Napoleon's in Frankreich bewirkte die Zurückberufung M.'s zur sächsischen Armee, welche derselbe bei Lüttich antraf. Die Vorfälle, welche sich in dieser Stadt bei dem ersten, in Folge der wiener Congressverhandlungen unternommenen Theilungsversuche der sächsischen Truppen zutrugen, erschütterten sein Innerstes. Bald nach der Rückkehr des Königs nach Dresden im Jun. 1815 zum Major befördert, wurde er von Frankfurt am Main, dem damaligen Hauptquartier, mit Aufträgen an den Fürsten Schwarzenberg, die sich auf die bevorstehende Stellung der sächsischen Truppen bezogen, nach Paris gesendet. Nach seiner Rückkehr reiste er in die Schweiz, wurde dann an den östreichischen General Frimont, unter dessen Oberbefehl das sächsische Corps gestellt worden war, nach Dijon geschickt, und kehrte später mit dem Generalleutenant von Lecog als Chef des Generalstabes nach Dresden zurück. Hier erwartete ihn ein neuer Beruf. Er sollte das Schwert mit der Feder vertauschen. Zu Anfang des Jahres 1817 ernannte ihn der König zum Geschäftsträger am berliner Hofe, wo er ein großes Talent für das diplomatische Fach an den Tag legte. Mit vielem Takte beförderte er, leere Förmlichkeiten verschmähend, durch Klarheit der Ansicht und Zuverlässigkeit der Ausführung die ihm übertragenen Geschäfte auf eine höchst befriedigende Weise. Er erhielt 1818 den Befehl, an der Berathung einer Militaircommission über das zu bildende Bundesheer in Frankfurt Theil zu nehmen, wo er den Grund der deutschen Militairbundesverfassung legen half. Die höchste Anerkennung von Seiten seines Königs konnte ihm nicht entgehen. Die Beförderungsgrade bis zum Obersten und zum Generaladjutanten schnell durchlaufend, wurde er 1819 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Berlin gesendet. Nach dreijähriger Wirksamkeit ward er von dem Könige mit dem Titel eines Geheimraths in das Cabinet der auswärtigen Angelegenheiten gerufen, wo er als Unterstaatssecretair die Leitung jenes Departements erhielt. Vier neue Sendungen fallen in diesen Zeitraum seiner Geschäftsführung; 1826 nach Petersburg bei der Thronbesteigung des Kaisers Niko-

laus; dann in Gemeinschaft mit dem damaligen Hof- und Justizrath Schaareschmidt zur Vermittelung der gothaischen Erbfolgeangelegenheiten, welche durch den hildburghäuser Vertrag vom 12. Nov. 1826 zu Stande gebracht wurde; 1827 nach Berlin, um die Botschaft von dem Tode Friedrich August's zu überbringen, und 1828 nach Warschau, den Kaiser Nikolaus bei der Krönung zum Könige von Polen zu beglückwünschen. Nach dem Abschlusse des Vertrags von Hildburghausen war M. zum wirklichen Geheimrath ernannt worden. Nachdem er eine Zeitlang das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten provisorisch verwaltet hatte, wurde er am 9. Oct. 1830 zum Cabinetsminister für dieses Departement ernannt, und erhielt bei der neuen Organisation der obersten Staatsbehörde den Titel eines Staatsministers und mit Anfang des Jahres 1833, unter Beibehaltung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, auch das Ministerium des königlichen Hauses, mit welchem die Administration der Civilliste und die Direction aller Hofämter verbunden ist. (8)

Mionnet (Theodor Edmé), geboren am 2. Sept. 1770 zu Paris, erhielt seine erste Bildung im Collegium Lemoine und widmete sich den Rechtswissenschaften, wurde sogar 1789 Advocat beim Parlamente zu Paris, obgleich seine Neigung von den frühesten Jahren ihn der Münzkunde zuwendete. Der Aufruf an alle junge Leute zwang auch ihn 1795 zur Armee abzugehen, aber schon im Jul. 1796 ward er zurückgerufen, um in dem Verwaltungsamte des öffentlichen Unterrichts zu Paris zu arbeiten. Der gelehrte Abbé Barthélemy, sein Lehrer in der Numismatik, trug indessen Sorge, M.'s seltene Kenntnisse in dem antiken Münzwesen für die Wissenschaft zu erhalten. Durch ihn erhielt er eine Anstellung anfangs bei der Nationalbibliothek, später bei dem Münzcabinete, zu dessen erstem Gehülften er 1800 ernannt wurde. Durch die Ertheilung des Ehrenlegionordens wurde 1814 sein Verdienst um diese Sammlung anerkannt und viele Stimmen vereinigte sich 1818, als Millin starb, M. zum Vorsteher der Münzcabinete zu verlangen, doch erhielt Raoul Rochette diese Stelle. Ein Verdienst, das sich M. um die Freunde der alten Münzkunde in allen Welttheilen erworben hat, ist die Herausgabe seiner „Description de médailles antiques grecques et romaines avec leur degré de rareté et leur estimation“ (Paris 1806), eines Katalogs, der sehr übersichtlich und in jeder Weise bequem die in den Sammlungen vorkommenden antiken Münzen nach ihrem Typus beschreibt, ihren Werth angibt und die charakteristischen Zeichen daran aufzählt. Was Wacker in seiner „Geographia numaria“ und Sestini, der ihn verbesserte, in den „Classes generales“ nur summarisch angaben, ist hier so aufgezählt, daß auch ein Laie sich bald zurechtfinden kann, und eben darum ist das Werk, jetzt aus 10 Bänden und 4 Supplementbänden bestehend, das Lieblingsbuch aller, besonders der vornehmen Sammler geworden, die es auf den Reisen durch den Orient und Italien zum Begleiter wählen, und für alle Numismaten unentbehrlich. Besonders muß die Genauigkeit der Supplementbände gerühmt werden, die auch in der Schätzung der Münzen etwas behutsamer zu Werke gehen. Durch dieses Werk sind Tausende von Münzen zu verdienter Würdigung gekommen, die vielleicht sonst völlig verloren gewesen wären; aber auch Betrügereien durch dessen Hülfe mit Zuziehung der Abgüsse, welche M. als eine begleitende Sammlung dabei verkaufte, möglich geworden. Summarischer gearbeitet war M.'s zweites Werk: „De la rareté et du prix des médailles romaines“ (Paris 1815), in derersten Ausgabe. Genau die einzelnen wichtigen Vorkommenheiten charakterisirend ist die zweite, zu Paris 1827 in zwei Bänden erschienene Ausgabe. Durch zweimaligen Aufenthalt in Italien mit den dortigen Schätzen vertraut, konnte M. bei seinem eisernen Fleiße ein Werk liefern, das zwar hie und da ergänzt und berichtigt, aber nie völlig unbrauchbar gemacht werden kann. Ungetheilt dem Nützlichen seine Kräfte widmend, hat M.

bis jetzt noch durch keine andern Schriften für die Erklärung der Denkmäler gesorgt, die ihn beschäftigten, obgleich die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ist — seit 1831 ist er auch Mitglied der Académie des inscriptions — dazu wohl Veranlassung gaben.

(14)

Missionen. Während die Bemühungen der Katholiken, das Christenthum unter heidnischen Völkern auszubreiten, besonders seit der Aufhebung der Jesuiten, geringe Erfolge zeigten, haben die aus protestantischen Ländern ausgegangenen Unternehmungen die bedeutendsten Ergebnisse hervorgebracht. Es kann nicht verkannt werden, daß die katholischen Glaubensboten in frühern Zeiten für manche Weltgegenden Beförderer der Versittlichung geworden sind, und auch sie gaben mehre Beispiele edler und muthiger Aufopferung; aber schon der Umstand, daß die, wenn auch nur räumliche Ausbreitung der Hierarchie in ihren Absichten lag, mußte einer standhaften Verfolgung des Hauptzweckes, unter den heidnischen Völkern Fesseltung und Christenthum zu vereinigen, vielfach entgegenwirken. Die Benutzung der einheimischen Glaubensgebräuche und ein nachsichtiger Vergleich mit denselben begünstigten die katholischen Missionare in ihren Bemühungen, die Zahl ihrer Jünger zu vermehren, und die Befehlungen waren sehr oft nichts als Vertauschung eines Aberglaubens mit einem andern. Man kennt die Geschichte der andächtigen Japanerin, die als Heidin den Namen Amida während der 24 Stunden des Tages 140,000 mal anzurufen gewohnt war, und als sie 1622 die Taufe empfangen hatte, den Namen Amida mit Maria vertauschte und ihre alte Andachtsübung fortsetzte, so lange sie lebte. Die Taufe war in den meisten Fällen das einzige Christliche, das die Glaubensboten den Heiden brachten, und wie konnte es anders sein, wenn man rühmt, daß der verehrte Heidenbekehrer Franciscus Xaverius 10 Jahre lang an jedem Tage im Durchschnitt 329 Heiden in Indien taufte. Bei einer so unsichern und vergänglichen Grundlage des Glaubens mußte das Gebäude überall zerfallen, sobald die Baumeister hinweggerufen wurden. Hätten die Missionare sich bemüht, überall Gemeinden gebildeter Christen zu gründen, so würden ihre Arbeiten dauerndere Früchte getragen haben. Wie ein ausgestreutes kleines Saatkorn in gut bearbeitetem Boden gedeihen kann, beweist das Beispiel jenes schlichten Heidenboten der Brüdergemeinde, Georg Schmid, der 1737 von seinem frommen Eifer geleitet, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ging, und als er sich im Binnenlande eine Hütte gebaut hatte, durch Freundslichkeit die Hottentotten gewann, und sie bewog, ihre Kinder von ihm unterrichten zu lassen. Er lehrte sie Holländisch lesen und machte die Kinder und ihre Ältern mit den einfachen unentstellten Lehren des Christenthums bekannt. Nicht viel mehr that er; nur sieben Erwachsene wurden von ihm getauft; und die Hindernisse, welche die holländischen Ansiedler — ebenso eifersüchtig auf die Versuche, die Wilden zu versittlichen, als jetzt die eigennützigen Sklaveneigenthümer in Westindien — ihm in den Weg legten, nöthigten ihn schon 1744 das Land zu verlassen, um in Holland sich die Erlaubniß zu verschaffen, sein Bildungswerk fortzusetzen. Man ließ ihn nicht zurückkehren. Als 50 Jahre später die Glaubensboten der Brüdergemeinde eine neue Ansiedelung in Davianskloof gründeten, ward eine 80jährige Hottentottin zu ihnen geführt, die Schmid getauft hatte. Ein holländisches Neues Testament war ihr ein heiliger Schatz geblieben, und eine andere Frau, die ein Schüler Schmid's im Lesen unterrichtet hatte, mußte der frommen Alten das Buch vorlesen. Durch ihren Einfluß wurden die neuen Ankömmlinge von den Hottentotten als Wohlthäter und Lehrer freundlich aufgenommen.

Auch die neuere Zeit hat Beweise geliefert, daß nur da das Samenkorn christlicher Bildung gediehen ist, wo die Wilden durch Lehre und Beispiel für Gesittung gewonnen wurden. Wir dürfen uns hier nicht über die frühere Geschichte der meist von Europa ausgegangenen Missionen verbreiten; aber zur Erläuterung

der Darstellung des neuesten Zustandes derselben können wir einige Rückblicke nicht entbehren. Die protestantischen Missionen hatten bei dem Beginn ihrer Arbeiten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Während früher die katholischen Glaubensboten, seit die Jesuiten im 16. Jahrhundert die Bahn eröffneten, durch Fürsten und reiche geistliche Stiftungen unterstützt wurden, sahen sich die protestantischen nur auf die freiwilligen Gaben frommer Glaubensgenossen angewiesen. Nicht weniger hinderte es den Erfolg dieser Unternehmungen, daß die ersten Glaubensboten durch fromme Begeisterung nicht ersehen konnten, was ihnen an Kenntnissen abging, und Diejenigen, unter deren Leitung sie standen, ebenso unerfahren und unwissend waren. Unter den protestantischen Völkern, die sich um die Ausbreitung des Christenthums verdient gemacht haben, sind die Engländer, die Dänen und die Deutschen auszuzeichnen, mit welchen endlich auch die Bewohner der Vereinigten Staaten rühmlich wetteiferten. In dem ersten Jahrhundert der Reformation hatten die Protestanten zu Hause genug zu thun, nicht nur das Evangelium zu predigen, sondern auch mit dem Schwerte es zu beschützen. Die Holländer waren das erste protestantische Volk, dem sich die Gelegenheit darbot, das Christenthum in den von ihnen eroberten außereuropäischen Ländern zu befördern, und sie gründeten in ihren Ansiedelungen in Asien überall Kirchen und Schulen; wiewol die politische Rücksicht, den Portugiesen, die in Indien viele Namschristen gewonnen hatten, das Gleichgewicht zu halten, zur Erweckung ihres Bekehrungseifers beigetragen haben mag, da sie in Afrika, wo sie keine Nebenbuhler hatten, wenig an die Versittlichung der Wilden dachten. Die Dänen begannen das Werk mit reinem Eifer für die Sache. Die von Friedrich IV. zu Kopenhagen gestiftete Missionsgesellschaft sandte Glaubensboten nach Trankebar und Koromandel, die meist in Franke's Anstalt zu Halle ihre Bildung erhalten hatten. Auf den dänisch-westindischen Inseln begannen 1732 die Missionen der Brüdergemeinde durch Leonhard Dober, der Hernhut mit dem begeisterten Entschlusse verließ, den Negern auf St. Thomas das Christenthum zu verkünden, als Sklave mit ihnen zu arbeiten und sein Leben zu opfern, wenn er auch dem Heiland nur eine Seele erwänne. *) Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens ermunterte zu ähnlichen Anstalten unter den Eskimos in Grönland und auf Labrador, unter den Indianern in Canada, unter den Hottentotten in Südafrika und unter den Kalmücken, und überall wurde von den Heidenboten der Brüdergemeinde der Grundsatz befolgt, die christliche Lehre auf sittliche Veredelung zu gründen. England wurde durch dieses Beispiel erweckt. Frühere Anstalten hatten dort wenig Erfolg gezeigt, und die schon zu Ende des 17. Jahrhunderts gestiftete Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß besaß so wenig Hülfsmittel, daß sie der von den dänischen Missionaren vorgeschlagenen Anstalt in Trankebar nur schwachen Beistand gewähren konnte. Die englische Regierung gab wenig Aufmunterung, ehe sie erkannt hatte, wie viel diese Anstalten für die Versittlichung der Wilden zu wirken vermöchten, und die reiche bischöfliche Geistlichkeit dachte nicht daran, sie zu unterstützen. Die früh gestiftete Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen erhielt zwar in ihrem Freibrief die Bestimmung, die englischen Colonien mit Geistlichen der bischöflichen Kirche zu versehen, aber sie beschränkte ihre Wirksamkeit nur auf die amerikanischen Ansiedelungen, wo sie mit ihren geringen Mitteln keine großen Erfolge gewinnen konnte. Es hat gewiß auf das Schicksal dieser Ansiedelungen Einfluß gehabt, daß die britische Regierung es versäumte, eine bischöfliche Kirche dort zu gründen. Bis zur amerikanischen Revolution unterhielt jene Gesellschaft gegen 100 Missionare außer Schulmeistern und brauchte dazu ungefähr 5000 Pfund Sterling.

*) S. „Die Brüdermission auf den dänisch-westindischen Inseln. Ein Rückblick auf deren erstes Jahrhundert.“ (Snodau 1832.)

Eine großartigere Wirksamkeit ging von den, der herrschenden Kirche entfremdeten Glaubensparteien aus, welche als zurückgesetzte Gemeinden zu lebhafterm Eifer gestimmt waren, und unter ihnen waren es die Baptisten, die den ersten Anstoß gaben. An ihrer Spitze stand der gelehrte Sprachforscher Dr. Carey, bis in sein 24. Jahr ein Schuhmacher, der diese Angelegenheit mit der ganzen Kraft seines Geistes angriff, und 1792 eine Unterzeichnung eröffnete, die bald eine bedeutende Summe einbrachte. In den nächsten acht Jahren wurden mehre Vereine gestiftet, unter welchen die londoner Missionsgesellschaft seit 1795 und die Kirchenmissionsgesellschaft seit 1800 die bedeutendsten waren. Die Methodisten, die nach dem Beispiele der Brüdergemeinde schon lange ihre Glaubensboten nach Westindien geschickt hatten, wurden zu neuen Anstrengungen angeregt und gründeten eine eigne Missionsgesellschaft. Diese Unternehmungen fanden freigebige Unterstützung und die Einnahmen der Missionsvereine wuchsen jährlich selbst unter dem Drucke der Zeit in den ersten Friedensjahren, eine Erscheinung, die theils in der Richtung des religiösen Geistes, theils in der Zunahme der von der bischöflichen Kirche getrennten Parteien ihre Erklärung findet. Die reichlichen Gaben, welche zu den Zwecken der Missionen in den letzten Jahrzehnden dargebracht wurden, sind das Ergebniß eines in der Geschichte beispiellosen Eifers, und alle Beiträge waren freie Spenden der Armen wie der Reichen. Bedeutende Summen lieferten die Unterzeichnungen zu wöchentlichen Beiträgen von einem Penny. Weniger trugen die in Läden und Privathäusern ausgestellten Missionsbüchsen ein, mehr die Sammlungen in Schulen, reichliche Beiträge lieferten die weiblichen Zweiggeseellschaften (Ladies' branch societies), und selbst der Verkauf von Nadeln und andern weiblichen Arbeiten war nicht unergiebig. In der Berechnung der Einnahme einer Missionsgesellschaft stehen unter andern Posten die kleinen Summen, die aus dem Verkaufe von Zündhölzchen und zierlichen Mäusefallen eingingen. Mögen solche Beiträge ein Lächeln erwecken, so rufen doch manche auch andere Regungen hervor, wie wenn eine Frau 30 Pfund als den Ertrag ihres Schmuckes darbringt, oder eine blinde Korbflechterin so viel Schillinge zu dem frommen Werke spendet, als sie für Licht während des Winters gebraucht haben würde, wenn sie hätte sehen können.

Die raschen Fortschritte dieser Anstalten regten auch die bischöfliche Kirche an, und die von ihr ausgegangenen alten Vereine, die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß und die Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums, erhoben sich zu einer umfassendern Thätigkeit. Sicherer begründet, brauchten sie nicht, wie die jüngern Vereine, ihre Bemühungen auf die Vermehrung ihrer Hilfsmittel zu richten. Der erste jener Vereine war besonders in Ostindien thätig, wo Schulen angelegt, Eingeborene zu Lehrern gebildet, Bibeln und Andachtsbücher in den Landes Sprachen gedruckt wurden. *) Auch die englische Liturgie ward in die indischen Sprachen übersezt, wozu die Gebetbuch- und Homiliengesellschaft in London thätig mitwirkte, und man fand dies nützlich, um die an gottesdienstliche Formen gewöhnten Mohammedaner und Hindus zu gewinnen. Die Stiftung des Bischofscollegiums in Kalkutta war das Werk jener Vereine, und diese nach dem Muster der englischen Collegien eingerichtete Lehranstalt hat bereits für ihren Zweck, höhere wissenschaftliche Bildung in Indien zu verbreiten, erfreulich gewirkt. Die Bemühungen der Missionsgesellschaften gewannen eine kräftige Stütze, als durch die Stiftung des Bisthums Kalkutta die bischöfliche Kirche einen Mittelpunkt in Indien erhielt, und der zweite Bischof, der treffliche Heber (s. d.), mehr als sein Vorgänger Midle-

*) Vergl. „An abstract of the annual reports and correspondence of the society for promoting christian knowledge, from the commencement of its connexion with the East India missions A. D. 1709 to the present day“ (London 1825).

ton sich angelegen sein ließ, die Missionsanstalten zu fördern und der Thätigkeit der Glaubensboten eine festere Richtung zu geben. Neben den von der bischöflichen Kirche beschützten Anstalten wirkten andere mit gleichem Eifer, und es war erfreulich, unter den Arbeitern der verschiedenen Missionsvereine, trotz abweichenden Lehrmeinungen, ein einträchtiges Wirken für den gemeinschaftlichen Zweck zu bemerken, im Gegensatz der frühern Missionen der Mönche, welche durch die Zwistigkeiten ihrer Orden ihr Bekehrungswerk vielfach stören ließen. Man erkannte, daß nur durch Erziehung und durch das Beispiel eines untadeligen Wandels dauernd gewirkt werden konnte, und diese Förderungsmittel immer kräftiger zu machen, war vorzüglich Heber's Bestreben. Der französische katholische Missionar Dubois, der viele Jahre in Indien unter den Eingeborenen gelebt hat, gab eine höchst ungünstige Schilderung von den dortigen Missionsanstalten, und behauptete, daß das Unternehmen, die Indier zum Christenthum zu bringen, ein Irrwahn sei und wirkliche Bekehrungen gar nicht vorgekommen wären. Der wahrheitliebende Heber hat in seinem Berichte die Grundlosigkeit dieser Behauptungen dargelegt, so wenig er selber die Mängel der Anstalten verschweigt, die Dubois mit entstellenden Übertreibungen aufgedeckt hat. Nicht ungegründet aber sind die Vorwürfe des französischen Missionars gegen einige Übersetzungen der biblischen Bücher, die man in Indien verbreitet hat. Mangelhafte Sprachkunde und Unbekanntschaft mit den religiösen Ansichten des Volkes haben zu manchen Mißgriffen geführt. Einige Übersetzungen sind in einer gemeinen Sprache geschrieben, worin die edle Einfachheit der Urschriften verloren gegangen ist. Ein Hindu in einem britischen Regimente, der eine Bibel besaß, wurde von dem Obersten gefragt, was er davon halte. „Sehr schlecht geschrieben“, antwortete er; „Vieles verstehe ich gar nicht, einige gute Geschichten, einige schlechte und viel Unsinn.“ Zu den schlechten Geschichten mochte der Hindu besonders die häufige Erwähnung der Rinderopfer rechnen, da die Tödtung von Rindern nach seinen Glaubensansichten ein Gräuelf war, und den Unsinn in der unrichtigen Übersetzung finden.

Solche Mißgriffe waren es nicht allein, was die Bemühungen der Missionsvereine hemmte. Auch in Indien wiederholte sich die in andern Ländern Asiens gemachte Erfahrung, daß es weit schwieriger ist, das Christenthum unter Völkern zu gründen, die ein ausgebildetes, auf Religionsbücher gegründetes Glaubenssystem haben, als unter rohen Wilden und Halbwilden, welchen der Fremde schon durch die Überlegenheit seiner Einsicht Ehrfurcht gebietet. In Indien sind die Lebensgewohnheiten mit dem herrschenden Glauben innig verflochten, die Gefühle und die Meinungen des Volkes in Einklang mit demselben und das ganze gesellschaftliche Gebäude ruht auf dem Glaubenssystem. Die Priester haben große Macht und noch größere Vorrechte zu verfechten, sie haben heilige Bücher und Gelehrtenstolz. Der tief eingewurzelte Kastenunterschied und die mit dem Nationalstolz verflochtene starre Ehrfurcht vor dem Alterthum des Brahminenglaubens wirkten der Verbreitung des Christenthums entgegen. Nicht minder nachtheilig waren auch die Hindernisse, welche die eigennützige Eifersucht der ostindischen Compagnie früher der Ausbreitung des christlichen Glaubens in den Weg legte, und die so weit gingen, daß in Madras ein Gesetz bestand, nach welchem kein Christ zu einem öffentlichen Amte fähig war und christliche Bauern Peitschenhiebe erhielten, weil sie sich geweigert hatten, den Götz-nwagen zu den Festlichkeiten der Hindu ziehen zu helfen. Es gehört mit zu Heber's Verdiensten, diesen Hemmnissen entgegenzuwirken zu haben, und so ist die ostindische Compagnie in den letzten Jahren zu dem Beschlusse geführt worden, für die Unterstützung der christlichen Schulen eifriger zu sorgen. Blicken wir auf den Zustand des Christenthums in Asien überhaupt, so finden wir, daß es in allen Ländern dieses Welttheils, deren Bewohner eine gewisse Bildungsstufe erreicht haben und jeden Fremden für minder gebildet halten,

weil er bei mangelhafter Sprachkenntniß seine Begriffe nicht klar entwickeln kann, wenig Verbreitung gewonnen hat, wozu aber auch beigetragen haben mag, daß es vielen Glaubensboten in neuern Zeiten an Einsicht und Menschenkenntniß fehlte. Theils aus diesen Umständen, theils aber auch aus der geringen Theilnahme der europäischen Regierungen lassen sich die langsamen Fortschritte erklären, die das Christenthum seit dem 17. Jahrhundert in Asien gemacht hat.

In keinem Theile der Welt haben die Missionsanstalten eine erfolgreichere Wirksamkeit gezeigt als auf den Inseln der Südsee, wo englische und amerikanische Glaubensboten in einer Thätigkeit wetteiferten, die an die apostolischen Zeiten erinnern konnte. Es würde uns hier zu weit führen, die merkwürdige Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Polynesien, besonders auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, und der dadurch herbeigeführten Umwandlung des gesellschaftlichen Zustandes ausführlich darzustellen, und wir können uns um so mehr auf eine Andeutung jener Ereignisse beschränken, wenn wir auf die umständlichen Berichte des trefflichen englischen Missionars Ellis (s. d.) in seinen „Polynesian researches“, auf des Amerikaners Stewart Werk „A visit to the South Seas“ (2 Bde., Boston 1832), und auf die unparteiliche Zusammenstellung der neuesten Nachrichten verweisen, die Friedrich Krohn in seiner Schrift „Das Missionswesen in der Südsee“ (Hamburg 1833) gegeben hat. Es waren bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts Versuche gemacht worden, das Christenthum auf den Gesellschaftsinseln einzuführen, und die englische Missionsanstalt in Australien, welcher Marsden mit Eifer und Klugheit vorstand, richtete fortdauernd ihre Aufmerksamkeit auf jene Inseln. Die Bemühungen auf Oahiti scheiterten an dem Widerstande der Anhänger des alten Glaubens und der alten rohen Sitte, obgleich der König Pomare seit 1803 die Missionen begünstigte. Er wurde 1809 nach der Insel Eimeo vertrieben und alle von der Mission gegründeten Bildungsanstalten gingen unter. Auf Eimeo, wo der unerschrockene Nott an Pomare's Seite blieb, und wohin bald auch andere Missionare aus Port Jackson zurückkehrten, verbreitete sich indes seit 1812 unter Pomare's Schutze das Christenthum, bis der vertriebene König von den ihm günstigen Häuptlingen wieder nach Oahiti gerufen wurde. Die ersten Versuche mislangten ihm; 1815 aber hatte sich die Zahl seiner Anhänger so sehr vermehrt, daß er bei seiner Landung auf Oahiti am 12. Nov. 1815 die Partei des alten Glaubens in einem entscheidenden Kampfe überwand. Seine Mäßigung nach dem Siege verstärkte seinen Anhang und die auf der Insel gebliebenen Freunde des Christenthums begünstigten die aus Eimeo zurückkehrenden Missionare, an deren Spitze Nott und seit 1817 der unermüdete Ellis wirkten. Die zerstörten Schulen wurden wiederhergestellt; Ellis brachte eine Druckerpresse mit und 1818 erschien eine oahitische Übersetzung des Lukas. In demselben Jahre ward eine eigne Missionsgesellschaft auf Oahiti zur Fortpflanzung des Christenthums auf den übrigen Inselgruppen gestiftet, und 1824 die Südseeakademie zur Bildung eingeborener Lehrer gegründet, welche 1830 bereits 23 Zöglinge in der Religion, Sprachlehre, Geschichte, Mathematik, Sternkunde, Zeitrechnung, Naturgeschichte, Geographie und Zeichnungskunst unterrichtete. Die Fortschritte des Christenthums und die Unterdrückung der durch den alten Glauben geheiligten grausamen Gewohnheiten bahnten der Gesittung den Weg. Die Versuche zur Einführung regerer Betriebsamkeit hatten Erfolg. Der Anbau des Bodens wurde verbessert und das Volk an manche zur Förderung des Wohlstandes nützliche Gewerbe gewöhnt. Die sorgfältig unterhaltenen Schulen verbreiteten geistige Bildung, und haben es dahin gebracht, daß die Mehrzahl der Einwohner im Stande ist, alle in ihrer Sprache vorhandenen Bücher zu lesen. Bis 1829 waren außer mehreren Buchstabenbüchern, Leseübungen, Katechismen, Rechnenbüchern, Liedersammlungen, auch die Gesetzbücher der verschiedenen Eilande der Gesellschaftsinseln und die

ersten Stücke einer otahitischen Zeitschrift gedruckt. Die Thätigkeit der Druckerpresse, die sich in mehren Missionsplätzen der Südseeinseln befindet, steigt mit jedem Jahre. Die Buchdrucker sind Eingeborene, welche den mechanischen Theil der Arbeit leicht erlernt haben. Die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Otahiti sind durch ein neues Gesetzbuch geordnet, das Pomare gab, und als nach seinem Tode sein unmündiger Sohn anerkannt war, wurde unter dem Einflusse der Missionare die monarchische Gewalt durch eine, aus den Abgeordneten der Bezirke gebildete, jährlich berufene Versammlung beschränkt.

Schneller als auf Otahiti sind seit einem Jahrzehend Christenthum und Gesittung auf den von der Natur reicher begabten Sandwichinseln gediehen. Englische und amerikanische Ansiedler hatten sich schon früh des Handels wegen auf diesen Inseln, besonders in Honoruru, dem Haupthafen, niedergelassen, aber mit einigen Künften des civilisirten Lebens den Eingeborenen auch fremde Laster mitgebracht und sie hart und ungerecht behandelt, wo sie die Stärkern waren. Der katholische Kaplan der französischen Corvette Urania unter Freycinet taufte 1819 mehre Eingeborene ohne alle vorgängige Belehrung, aber wie Arago sagt, gingen sie mit einem Paß ins Paradies wieder heim, ihren Götzen zu opfern. Im Apr. 1820 kamen mehre Glaubensboten von der kirchlichen Partei der Congregationalisten aus den Vereinigten Staaten auf Hawaii oder Owhyhee, der größten Insel, an, wo der König Kihorihio sie wohlwollend aufnahm, und vertheilten sich auf den übrigen Eilanden. Sie arbeiteten seitdem mit großem Eifer an der geistigen, sittlichen und religiösen Bildung des Volkes, eröffneten Schulen und Bethäuser, legten eine Druckerpresse an und druckten Bücher in der Hawaiiisprache. Es war ein günstiger Umstand für die junge Anstalt, daß Ellis 1822 nach Hawaii kam, wo er den Missionaren wesentliche Dienste leistete, indem er sie mit seinen Erfahrungen, seiner Sprachkunde bei der Erlernung der mit dem Otahitischen nahe verwandten Hawaiiisprache unterstützte. Von den Häuptlingen begünstigt, haben die Missionare seitdem auch hier an der Gründung eines gesitteten Zustands gearbeitet und die große Empfänglichkeit des Volkes erleichterte ihre Bemühungen. Die neuesten Berichte beweisen die wohlthätige Wirksamkeit der Missionen auf diesen Inseln, wenn sie uns sagen, daß bis zum Jan. 1832 bereits 900 Schulen angelegt waren, welche 50,000 Zöglinge, ein Drittheil der gesammten Bevölkerung, zählten.

Von den beiden Mittelpunkten christlicher Bildung, Otahiti und Hawaii, verbreitete sich seitdem die Gesittung in andere Gegenden Polynesiens, und bereits hat auf dem Harvey-, Fidschi-, Schiffer- und Marquesasinseln das Christenthum Boden gewonnen; auf den Freundschaftsinseln haben der König und das Volk den Götendienste verworfen und das Verlangen nach Unterricht ist allgemein; auch auf Neuseeland sind Missionare an den Küsten und im Binnenlande thätig. Die Männer, die sich diesem Werke mit so viel Muth und Selbstverleugnung geweiht haben, verkennen in ihren Berichten selber nicht, daß es nur erst begonnen hat. Sie sagen uns, daß auf den Gesellschaftsinseln die Trägheit des Volkes und die Macht alter Gewohnheit, auf den Sandwichinseln, die am Wege des Handelsverkehrs liegen, das böse Beispiel europäischer Seefahrer ihren Bemühungen entgegenwirken; blickt man aber auf den frühern Zustand dieser Inseln, wie ihn seit Cook die Reisenden geschildert haben, so läßt sich die Thatsache nicht ableugnen, daß das Christenthum Gesittung mitgebracht hat, und die Hoffnung ist begründet, daß die Saat nicht untergehen werde. Seit einigen Jahren sind indeß ungünstige Berichte über den gesellschaftlichen Zustand der Societäts- und Sandwichinseln durch europäische Reisende verbreitet worden; man hat behauptet, daß der Charakter der Bewohner seit der Einführung des Christenthums sich verschlimmert habe, und die englischen und amerikanischen Missionare verkehrter Bestrebungen und ehrgeiziger Entwürfe beschuldigt. Diese Anklagen haben besonders Otto von Kosebue in seiner „Neuen Reise um die

Welt", und in Beziehung auf die Sandwichinseln der Capitain Lord Byron erhoben, und selbst der besonnene Beechey hat den Erfolg der Bestrebungen der Missionare auf den Societätsinseln nicht ganz günstig geschildert. Eine unparteiliche Erwägung der Beschuldigungen aber, die in Krohn's angeführter Schrift zusammenge stellt werden, führt zu dem Ergebniß, daß jene Anklagen theils auf gehässiger Entstellung der Thatfachen, theils auf mangelhafter Kenntniß der örtlichen Verhältnisse beruhen. Rogebue's Angaben sind durch die von Ellis herausgegebene Rechtfertigung („Vindication of the South Sea missions", London 1831) und durch Stewart's Bericht als Schmähungen und offenbare Fälschungen dargestellt worden, und die Anklagen gegen die Missionen auf den Sandwichinseln haben ihre unreine Quelle in dem Unmuth der englischen und amerikanischen Ansiedler, die sich in ihren ungerechten Anmaßungen gegen die Eingeborenen gehindert sahen, seit durch den Einfluß der Missionen der Grund zu einem geordneten gesellschaftlichen Zustande gelegt ward. Was Ellis und Stewart gesagt haben, wird bestätigt durch den Bericht des Engländers Tyerman, eines Geistlichen, und Bennet, eines Laien, die 1821 von der londoner Missionsgesellschaft ausgesendet wurden, um alle, mit jenem Vereine verbundenen Nationen in der Südsee, in China, Ceylon, Indien u. s. w. zu besuchen und den Zustand derselben zu erforschen. Nachdem Tyerman auf Madagaskar gestorben war, kehrte Bennet 1829 nach England zurück, wo Robert Montgomery aus den Tagebüchern der Reisenden das „Journal of voyages and travels, by the Rev. Daniel Tyerman and George Bennet" (2 Bde., London 1831) herausgab, das für die Erdkunde ebenso schätzbar als für die Geschichte der Missionen wichtig ist.

Die amerikanischen Missionsanstalten, die auf den Südseeinseln so thätig gewirkt haben, sind erst seit 20 Jahren mit den englischen in Wettstreit getreten, nachdem das American board of foreign missions 1810 war gegründet worden, das 1832, außer den Sandwichinseln, in Indien, in Kanton, im mittelländischen Meere und unter den Indianern im Gebiete der Vereinigten Staaten seine Stationen, und in Bombay, Malta und Hawaii Druckereien hatte, aus welchen Bibeln in 11 Sprachen hervorgegangen waren. Sämmtliche Missions-, Erziehungs- und Bibelgesellschaften in den Vereinigten Staaten hatten 1830 bereits 500,000 Dollars Einkünfte. Vorzüglich wirksam sind diese Missionen unter den Indianerstämmen, von welchen mehrere zum Christenthum übergegangen sind, während die britischen Vereine in Verbindung mit der Brüdergemeinde an der Verstofflichung der Wilden in Canada arbeiten. In Afrika haben die amerikanischen Missionen in Liberia (s. d.) ihren Sitz, um von hier aus ihre Wirksamkeit auf das Innere der Negerländer auszudehnen. Auf der Südküste dringen die Heidenboten der Brüdergemeinde immer weiter vom Drangeflusse nach dem Binnenlande vor. Sie sind ihrem alten Grundsatz stets treu geblieben, zu ihren Missionen vorzüglich Länder zu wählen, wo das Volk in dem Zustande des tiefsten Elends liegt, und es ist ihnen nach dem Zeugnisse unparteilicher Beobachter überall, wo sie ihr Wirken ungestört beginnen konnten, gelungen, Gesittung und Arbeitsfleiß um sich her zu verbreiten. Ihre Anstalten zeigten unter den von Deutschland ausgegangenen Missionen lange Zeit fast ausschließlich eine rege Thätigkeit, bis in neuern Zeiten, durch das Beispiel Englands angeregt, auch andere Vereine zur Bekehrung der Heiden sich bildeten. Nachdem in Berlin eine Missionschule zur Bildung von Glaubensboten war gegründet worden, entstand eine ähnliche Anstalt in Basel, welche mit zahlreichen Missionsvereinen in verschiedenen deutschen Ländern in Verbindung steht und seit 1817 das „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften" herausgibt. Unter den mit ihr verbundenen Anstalten war besonders der in Warmen gegründete Verein wirksam, der 1826 das „Missionsblatt" zur Bekanntmachung der

das Missionswesen betreffenden Nachrichten begann, zu derselben Zeit eine Vorschule für das baseler Institut gründete, um Handwerker, die sich zum Missionsdienste meldeten, zu prüfen, und 1827 ein eignes Missionsseminar stiftete, 1832 aber, nachdem sich mehre Vereine in Westfalen und den Rheinlanden mit ihr verbunden hatten, unter dem Namen der Rheinischen Missionsanstalt in eine selbständige Wirksamkeit trat, die besonders auf Südafrika gerichtet ist, wo sie seit 1829 bereits vier Stationen gegründet hat.

Mitscherlich (C.), Professor der Chemie in Berlin, wurde am 7. Jan. 1794 zu Neurede bei Zeven geboren, wo sein Vater Prediger war. An dem Gymnasium in Zeven war Schlosser (jetzt Professor in Heidelberg) als Lehrer angestellt, der ihn mit väterlicher Liebe bildete und ihn bei seiner Versetzung nach Frankfurt mitnahm. 1811 ging M. nach Heidelberg, um Geschichte, Philologie und insbesondere orientalische Sprachen zu studiren; 1813 nach Paris, wo er den Unterricht in der Ecole des langues orientales benutzte; 1814 ging er nach Göttingen, um nach den Manuscripten der dortigen Bibliothek eine Geschichte der Shuriden und Karchiteger zu bearbeiten, von welcher ein Capitel als Probe („Mirchondi historia Thaheridarum“) erschienen ist. Neben dieser Arbeit beschäftigte er sich zuerst mit dem Studium der Geologie und Mineralogie, mit Chemie und Physik und zuletzt mit der Medicin, anfänglich in Beziehung auf sein historisches Studium, nachher, als Chemie und Physik ihn vorzugsweise interessirten, nur mit diesen, so daß er seit 1818, wo er nach Berlin ging, sich nur der Chemie widmete. Die Untersuchung der Ursache, warum die phosphorsauern und arseniksauren Salze in ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften eine auffallende Übereinstimmung zeigen, führte ihn zu der Entdeckung, daß jedem künstlichen, krystallisirten, phosphorsauern Salz ein arseniksaures von gleicher Form und analoger Zusammensetzung entspreche; und aus dieser Entdeckung leitete er den Zusammenhang zwischen der Krystallform und der chemischen Zusammensetzung für die übrigen chemischen Verbindungen ab. Als er mit der Verfolgung dieser Entdeckung, für welche er späterhin von der königlichen Gesellschaft in London die große Medaille erhielt, beschäftigt war, kam Berzelius (1819) nach Berlin, welcher damals kurz vorher sein chemisches Mineralsystem bekannt gemacht hatte. Da das Resultat von M.'s Untersuchungen alle Einwürfe, welche von Krystallographen, insbesondere von Haüy dagegen gemacht worden waren, widerlegte, so untersuchte Berzelius mit besonderer Sorgfalt die einzelnen Thatsachen, welche M. ihm vorlegte, und da er diese bestätigte fand, so schenkte er M. so sehr sein Zutrauen, daß er, bei der Besetzung der chemischen Professur in Berlin zu Rathe gezogen, ihn dazu vorschlug. M. wurde daher 1821 zum Professor der Chemie und zugleich von der Akademie zum Mitglied für die Chemie an Klaproth's Stelle ernannt, nachdem er sich seit 1819 in Stockholm aufgehalten hatte, wo er in Berzelius' Laboratorium arbeitete. Bei seinem Aufenthalt in Fahlun suchte er sich Rechenschaft von dem chemischen Proceß zu geben, welcher beim dortigen Kupferauschmelzen stattfindet, und fand bei dieser Untersuchung, daß die Schlacken dort theils in der Form des Diwins, theils in der des Augits beim Erkalten krystallisiren. Die chemische Untersuchung dieser Krystalle zeigte gleichfalls auch in der Zusammensetzung eine Übereinstimmung mit den natürlichen Krystallen; Durch diese Beobachtung aufgemunter, kam er dahin, den größten Theil der in der Natur vorkommenden und bei einer hohen Temperatur gebildeten Mineralien in derselben Form und mit denselben physikalischen Eigenschaften durch Zusammenschmelzung ihrer Bestandtheile darzustellen und bei verschiedenen metallurgischen Proceßes aufzufinden. Bei seiner Zurückkunft nach Berlin fand er, daß man den Schwefel in zwei verschiedenen Formen, je nachdem die Temperatur, bei welcher man ihn krystallisiren läßt, verschieden ist, erhalten kann; eine Thatsache, für welche noch viele Beweise nachher entdeckt worden sind. In demselben Jahre

wurde es ihm dadurch, daß er das Goniometer mit Vorrichtungen versah, durch welche die Winkel der Krystalle bis auf zwei Secunden bestimmt werden können, möglich, die Veränderung der Winkel an den Krystallen durch die Wärme zu bestimmen, aus welcher Untersuchung folgte, daß die, welche nicht zum regulären System der Krystalle gehören, verschieden nach den verschiedenen Richtungen ausgedehnt werden. Außer den, meist in Poggendorff's „Annalen“ enthaltenen einzelnen Abhandlungen, worin er seine eignen Untersuchungen bekannt gemacht hat (die letzte über die Mangansäure und den Speichel des Menschen), erscheint jetzt von ihm ein durch Gründlichkeit, Präcision und Eleganz gleich ausgezeichnetes „Lehrbuch der Chemie“ (1. und 2. Heft des 1. Bandes, Berlin 1829—31), sowie auch ein „Lehrbuch der Krystallographie“. Die ganze bisherige Thätigkeit M.'s hat gezeigt, daß er nicht nur zum Beobachter geboren ist, sondern auch seine Beobachtungen auf fruchtbare Punkte zu lenken und auf scharfsinnige und gründliche Weise Resultate daraus abzuleiten weiß. Fast alle Entdeckungen desselben zeichnen sich durch ein eigenthümliches Interesse aus und haben größtentheils neue Blicke in der Chemie und Physik eröffnet, sodas sein Name stets in der Geschichte dieser Wissenschaften unter Denen glänzen wird, denen sie Fortschritte in größerem Maße verdankt.

Mittermaier (Karl Joseph Anton), badischer Geheimrath und Professor der Rechtswissenschaft zu Heidelberg, wurde den 5. Aug. 1787 geboren. Er studirte auf den Universitäten Landshut und Heidelberg, trat 1809 zu Landshut als Privatdocent auf und wurde 1811 Professor daselbst. Er folgte 1819 einem Ruf nach Bonn; seit 1821, in welchem Jahre er von dort nach Heidelberg ging, gehört er Baden an. Bei den Wahlen zum Landtag von 1831 erwählte ihn die Stadt Bruchsal zum Abgeordneten in die Volkskammer. In dieser Eigenschaft eröffnete sich M. eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionnelles Staatsleben, und er zeichnete sich namentlich durch eine unermüdete Thätigkeit aus, doppelt in Anspruch genommen in den zwei letzten Monaten des Landtags, während deren er, zwischen Karlsruhe und Heidelberg hin und her reisend, zugleich seine Vorträge in Heidelberg hielt und sich gleichsam vervielfältigte. Unter seinen Motionen sind die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als angeblichen Erforschungsmittels der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden, mit dem Huldigungseid zu verbindenden Verfassungseid bemerkenswerth. Besondere Verdienste erwarb sich M. um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der Commission, sowie als Vermittler in Betreff der zu wiederholten Malen zwischen beiden Kammern hin- und hergewiesenen Streitpunkte mit der Adelskammer. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfen berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident von einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm M. Theil an der bekannten im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Pressfreiheit kein Budget. Als in der Sitzung vom 13. Oct. vor Eröffnung der Discussion über das Budget Welcker sich mit dem Antrag erhob, das Budget gar nicht zu erörtern, bis die zugesagten Gesetzentwürfe vorgelegt sein würden, nahm M. unmittelbar nach Welcker das Wort und stellte den Antrag modificirt dahin, die Erörterung zwar vorzunehmen, die Abstimmung über das Ganze aber, d. h. die eigentliche Verwilligung, bis zur Erfüllung jener Zusagen zurückzuhalten. Diefem Vorschlag schloß sich die Kammer auch an. Überhaupt galt M. mit Duttlinger mehr für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Isstein die äußerste Linke, Welcker das deutsch-nationale Element repräsentirten, und wenn daher seine Stimme sich für irgend eine entschiedene Maßregel miterhob, so konnte man mit

Sicherheit annehmen, daß alle Fractionen der Kammer, die Fanatiker des Justemilieu etwa ausgenommen, dafür als für ein Minimum vereinigt seien, und der Ausschlag keinem Zweifel mehr unterliege. Als Redner ist M. ausgezeichnet durch einen schönen Vortrag und eine tiefe, klangvolle Bruststimme, die er nur manchmal zu weit in die hohen Töne erhebt, durch Einfachheit und Klarheit des Gedankens und durch fließende Leichtigkeit. In Beziehung auf die Verhandlungen über die Pressfreiheit verdient noch bemerkt zu werden, daß sich M. bei dieser Gelegenheit zu Gunsten der Geschworenengerichte aussprach, und ausdrücklich seine, gegen frühere in Schriften, z. B. „Die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geschworenengericht“ (Landshut 1819), niedergelegte Ansichten vollständig geänderte Überzeugung erklärte. Auf dem Landtag von 1833 nebst Rotteck und Föhrenbach von der Abgeordnetenkammer zur Präsidentenwürde vorgeschlagen, ward er von der Regierung gewählt. So bewährte M. in den Reihen der Volksvertreter den Ruf, den er sich als Gelehrter und Schriftsteller in Landshut, Bonn und Heidelberg erworben. Die Hauptrichtungen, in welchen er für die Rechtswissenschaft eine rühmliche Thätigkeit gezeigt hat, betreffen das deutsche Privatrecht und die Theorie des Processes. Seiner „Einführung in das Studium des germanischen Rechts“ (Landshut 1812) folgte das „Lehrbuch des deutschen Privatrechts“ (Landshut 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts“ ersetzt wurde, welche in der vierten umgearbeiteten Ausgabe (2 Theile, Landshut 1831) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Seiner Schrift: „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preussischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung“ (Bonn 1820), folgten (1822—23) ein erster, zweiter und dritter „Beitrag“, von welchem der letzte 1832 in der zweiten Auflage erschien, ein Werk, das für den Praktiker ebenso wichtig als für den Gesetzgeber ist. Den strafrechtlichen Proceß bearbeitete er in seinem „Handbuch des peinlichen Processes“ (2 Bde., Heidelberg 1810—12, ungearbeitet unter dem Titel: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher“, 2 Abtheilungen, 1832), in seiner „Theorie des Beweises im peinlichen Prozesse“ (2 Bde., Darmstadt 1821) und in der „Anleitung zur Verteidigungskunst im dreifachen Criminalproceß (2. Ausgabe, Landshut 1820). Er gibt mit Zacharia die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslands“ (Heidelberg 1829 fg.), mit Köhr, Thibaut und Andern das „Archiv für die civilistische Praxis“ (Heidelberg 1818 fg.) und mit Abegg, Wächter und Andern das „Neue Archiv des Criminalrechts“ (Halle 1817 fg.) heraus. (22)

Mittwochsgesellschaft. Auf einen anonymen Vorschlag in den berliner Zeitungen, zu welchem sich später Hitzig bekannte, traten die namhaftesten der in Berlin lebenden Dichter und Literaten zu einem Vereine zusammen, der zum Zweck hatte, diese, welche hier mehr als irgendwo isolirt standen, sich näher zu bringen, gemeinsame Mittheilungen zu erleichtern, durch wöchentliche Vorträge aus den neuesten Erscheinungen der Belletristik den amtlich oder sonst Beschäftigten es möglich zu machen, mit denselben fortzuschreiten und Fremden Gelegenheit zu verschaffen, Berlins literarische Charaktere hier anzutreffen. Bei wöchentlichen Versammlungen, anfangs am Mittwoch — daher der unverfängliche Name, der aber bei möglichen Abänderungen des Versammlungstages bleiben sollte —, war Grundgesetz: um auf gleiche Weise peinliche Lobhudelei als gehässige Kritik zu vermeiden, darf kein eignes Product eines Mitgliedes oder Gastes vorgetragen werden. Die Gesellschaft, auf dieses nöthige Grundgesetz gestützt, blühte viele Jahre; und wer dem zu Abschließungen und Trennungen sich hinneigenden Sinn der Norddeutschen kennt, aus welchem Sichfremdstehen feindsliche Gesinnungen und literarische Fehden zwischen Solchen so

oft entstehen, deren Sinn und Bestrebungen ein Zusammenwirken erwarten ließen, darf den negativ wohlthätigen Einfluß der Gesellschaft nicht verkennen. Lächerlich unwahr sind zwei Vorwürfe, von Ununterrichteten oder Böswilligen verbreitet: schwelgender Gelage und gegenseitiger Lobhudelei; denn bei Jenen herrschte norddeutsche Frugalität in äußerster Maße, und zu Dieser, wenn dazu je Neigung in Berlin herrschte, nahm das Grundgesetz jeden Anlaß. Aber indem der Gesellschaft alle positive Thätigkeit abging, vertrug es sich wenig mit ihrem Wesen, wenn in öffentlichen Blättern über sie als literarische Corporation gesprochen wurde. Unbedachte Berichte über einige Festlichkeiten reizten die Satire und verursachten eine Öffentlichkeit, welche der amtlichen und persönlichen Stellung vieler Mitglieder entgegen war. Über die Versuche, deshalb durch eine gewaltsame Censurgefessung der Gesellschaft nachträglich den Privatcharakter aufzudrücken, entstand eine Spaltung und partiell formale Auflösung. Die sogenannte republikanische Mittwochsgesellschaft (weil sie die innere Censur nicht dulden wollte), wiewol höchst locale Namen sich darunter finden, dauert de jure fort; die andere, mehr aus ältern Mitgliedern bestehend und zahlreicher, blüht als literarische Privatgesellschaft mit dem Willen, alle Öffentlichkeit zu vermeiden. Aus ihr erwuchs aber die berliner Gesellschaft für auswärtige Literatur, welche durch Dedication mehrerer Schriften, z. B. des Engländers Carlisle über Schiller u. s. w., auch durch publicirte Zuschriften ihres Protector's Goethe, wieder öffentlich bekannt geworden ist. Die Mittwochsgesellschaft ist nicht mit einer älttern von Fessler in Berlin im Sinne seiner freimaurerischen Richtung gegen Anfang dieses Jahrhunderts gestifteten Mittwochsgesellschaft zu verwechseln. (9)

M o h n i k e (Gottlieb Christian Friedrich), Consistorial- und Schulrath, Obergfarver zu Stralsund, wurde am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern geboren. Auf dem Gymnasium zu Stralsund vorbereitet, ging er 1799 nach Greifswald und 1801 nach Jena, um sich der Theologie zu widmen. Nach vollendeten Studien lebte er von 1803 — 10 als Hauslehrer auf der Insel Rügen und wurde darauf als Conrector an der Stadtschule zu Greifswald angestellt, deren Rectorat er seit 1811 mit verwaltete. Er ward aber schon 1813 Pastor an der Jacobikirche und zugleich Assessor im Stadtconsistorium zu Stralsund, erhielt 1818 bei der Organisirung der 1815 an Preußen abgetretenen Provinz die Verwaltung der geistlichen und Schulangelegenheiten und wurde 1819 zum Consistorial- und Schulrath bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen ernannt. In diesem Amte ist er zugleich königlicher Commiffair bei der Prüfungscommission für die von dem Gymnasium zur Universität abgehenden Schüler, bei dem Schullehrerseminarium zu Greifswald und zugleich bei einigen andern Prüfungsbehörden. Eine gefährliche Krankheit, die ihn 1825 befiel, hielt ihn zwei Jahre hindurch von allen Amtsgeschäften entfernt, und er ward 1827 durch königliche Unterstützung in Stand gesetzt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise durch Schlessien, Böhmen, Baiern, Franken und Sachsen zu machen. In der Zeit seiner Genesung ward er durch den schwedischen Generalconsul von Lundblad zu Greifswald mit einigen Reden und Dichtungen des schwedischen Dichters Tegner bekannt, und dieser zufällige Umstand gab Veranlassung zu seinem Studium der skandinavischen Literatur. Er erlernte zuerst die schwedische, später auch die dänische und isländische Sprache, und eine Reise durch das südliche Schweden und nach Seeland, die er im Herbst 1829 machte, befreundete ihn noch näher mit der Literatur des Nordens und mit mehren ausgezeichneten skandinavischen Gelehrten. Unter seinen zahlreichen Schriften war eine seiner ersten die „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer“ (1. Bd., Greifswald 1813), die aber durch den Einfluß äußerer Umstände bis jetzt unvollendet geblieben ist. „Ulrich Putten's Jugendleben, nebst Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Kla-

gen" (Greifswald 1816) ist ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Seine „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger andern römischen Glaubensbekenntnisse" (Greifswald 1822) und der Nachtrag zu dieser Schrift: „Zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars" (Greifswald 1823), erläutern gründlich einen damals vielbesprochenen Gegenstand und vertheidigen die historische Wahrheit freimüthig gegen die Ablehnungen und Entstellungen der ultramontanen Partei. Durch die Herausgabe und Erläuterung von „Bartholomäi Saströwen Herkommen, Geburt und Lauff seines ganzen Lebens" (3 Bde., Greifswald 1823—24) erwarb er sich ein anerkanntes Verdienst um die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Die Geschichte der Reformation in Pommern erhielt schätzbare Aufklärungen durch seine „Hymnologischen Forschungen" (2 Bde., Stralsund 1831—32), welche die Geschichte des Kirchengesangs erläutern, vorzüglich aber durch die von ihm in Verbindung mit Zober nach den Originalhandschriften besorgte Herausgabe der „Stralsundischen Chronikanten" (1. Bd., Stralsund 1832), zum Theil auch durch „Die Feier des Jubelfestes der augsburgischen Confession in Neuvoipommern in den Jahren 1630, 1730 und 1830" (Stralsund 1830) und „Die Königin Christian III., Königs von Dänemark, und seiner Gemahlin Dorothea durch D. Johannes Bugenhagen" (Stralsund 1832). Von seinen Übersetzungen aus dem Schwedischen nennen wir Tegner's „Frithjofs Saga" (Stralsund 1826, 2. umgearbeitete Ausgabe 1831); Dessen „Auerhahn" (Stralsund 1828); „Arel" (Stralsund 1829); Nicander's „Runen" (Stralsund 1829); Tegner's „Reden" (Stralsund 1829), „Der Riese Finn" (Lund 1829) und Dessen „Schulreden" (Stralsund 1832); „Nordische Dithyramben" (Stralsund 1830); „Volkslieder der Schweden" nach Geijer und Afzelius (1. Bd., Berlin 1830). In Verbindung mit Schütt gab er unter dem Titel: „Skandinavisches" (Stralsund 1832), Verdeutschungen von Reden, Schilderungen und Gedichten schwedischer und dänischer Schriftsteller heraus. Aus dem Isländischen überlegte er „Die Saga von Frithjoff dem Starken" (Stralsund 1830); aus dem Schwedischen des Dänm Rast „Verlehere der Isländer" (Berlin 1830), und gab in Verbindung mit Karl Christian Rafn die interessante „Faereyinga Saga" (Färber-Sage) im isländischen Grundtext mit färöischer, dänischer und deutscher Übersetzung" (Stralsund 1832) heraus. Mehrere einzelne Aufsätze lieferte M. zu Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien", zu den „Baltischen Studien" und zu Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie", in welcher er eine Übersetzung von Strup's „Abfalon, Bischof von Roskilde und Erzbischof von Lund" gab. Er beschäftigt sich jetzt mit der Übersetzung des norwegischen Geschichtswerkes von Snorre Sturleson: „Heimskringla", und einer kritischen Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum", worin er die streitige Frage über den oder die Verfasser dieser Briefe vollständig beantworten zu können hofft.

M o l b e c h (Christian), geboren 1783 in Sorø, wo sein Vater Professor an der Akademie war, hat sich durch ausgezeichnete Leistungen in der dänischen Literatur einen Ehrenplatz erworben. Er wurde 1805 bei der öffentlichen königlichen Bibliothek in Kopenhagen angestellt und ist jetzt erster Secretair derselben, und Professor der Literaturgeschichte an der Universität und Mitglied der Direction des königlichen Theaters daselbst. Einige Arbeiten über die vaterländische Geschichte, die er früher herausgab, zogen die Aufmerksamkeit des Publicums sehr an und zeichneten sich nicht nur durch gründliche Forschung, sondern auch durch eine würdige Darstellung aus, wie „Historie om Ditmarsker-Krigen" (Kopenhagen 1813), eine interessante, geistreich geschriebene Geschichte der dänischen Kriege in Ditmarschen 1500 und 1559. In „Kong Erik Plouggennings Historie" lieferte er 1821 den Anfang eines größern Werkes über einen Theil der dänischen Geschichte aus dem

Mittelalter, dessen Fortsetzung jedoch nicht erschien. Seine Reise durch einige dänische Provinzen und die Merkwürdigkeiten, Natur Schönheiten und alterthümlichen Denkmäler derselben hat er 1811 in einer Schrift: „Ungdomsvandring i mit Fædreland“ (Jugendwanderungen in meinem Vaterlande), wozu 1815 ein zweiter Theil kam, anziehend beschrieben. M. bereiste 1812 Schweden, 1819 — 20 Deutschland, Frankreich, England und Italien und gab über diese Reisen zwei Schriften heraus, die eine über Schweden 1814 — 17, die andere über die größere Reise 1821. Seine Arbeiten für die Muttersprache fing er sehr früh an, indem er schon 1806 in der Redaction des von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen, aus mehreren Bänden bestehenden Wörterbuchs Theil nahm, einige Buchstaben für dasselbe bearbeitete und selbst ein orthographisches Handwörterbuch nebst einer Rechtschreibungslehre 1813 herausgab. Zu derselben Zeit schrieb er über das Bedürfnis einer umfassenden Sammlung der reichen dänischen Volksmundarten, von welchen man bisher nur kleine Wörterverzeichnisse aus einzelnen Provinzen besaß, und veranlaßte, daß seine eignen, bisher ungedruckten Sammlungen mit vielen andern aus den verschiedenen Landschaften vermehrt wurden. Diese reichen Materialien setzten ihn in Stand, ein dänisches Dialekterikon zu bearbeiten, das bereits angekündigt ist. Er hat indeß 1833 ein neues vollständiges dänisches Wörterbuch mit Erklärungen der Wörter in zwei Theilen herausgegeben und mit Einleitungen über linguistische Gegenstände versehen, eine Frucht vieljähriger Forschung. In den Jahren 1825 — 28 wurden drei der ältesten dänischen Sprachdenkmäler mit einleitenden Vorreden, Anmerkungen und Glossarien von ihm herausgegeben („Den danske Reimkrønike“ — Die dänische Reimchronik — aus dem 15.; „Henrich Harpestrengs danske Lægebog“ — Dänisches Arzneibuch — aus dem 13., und die ersten 8 Bücher des Alten Testaments in einer dänischen Übersetzung der Vulgata, aus dem 15. Jahrhundert; die beiden letzten aus alten Handschriften in der königlichen Bibliothek). Neben diesen Hauptarbeiten schrieb er mehrer Kritiken und theils historische, theils ästhetische und literarische Abhandlungen, gab 1830 — 32 eine Anthologie der neuern dänischen poetischen Literatur, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter, heraus, ließ 1831 seine Vorlesungen über die Geschichte der wissenschaftlichen Cultur und der Literatur der alten Welt, besonders des Orients, drucken und begann 1832 die Herausgabe einer Reihe von Vorlesungen über die neuere dänische Poesie. Als eifriger Bibliothekar hat er in einer Schrift: „Über öffentliche Bibliotheken, Bibliothekare und was man Bibliothekwissenschaft genannt hat“ (1829, deutsch von Ratjen, Leipzig 1833), diese Gegenstände gründlich und umfassend behandelt, auch zur Geschichte der wichtigen Bibliothek, bei welcher er als zweiter Beamter angestellt ist, mehre schätzbare Beiträge in Zeitschriften geliefert. Er gab in den Jahren 1814 — 17 die Monatschrift „Athene“ heraus und fing 1827 eine „Nordische Zeitschrift für Geschichte, Literatur und Kunst“ an („Nordisk Lidskrift ic.“), wovon bis jetzt 16 Hefte erschienen sind. Beide Zeitschriften enthalten Abhandlungen von verschiedenen Verfassern; mehre Aufsätze aber sind von ihm selbst. (4)

Molé (Louis Mathieu, Graf), Pair von Frankreich, Sohn des 1794 unter der Guillotine gefallenen Präsidenten Molé de Champlatreux, ward 1780 geboren, erhielt 1806 die Stelle eines Auditors beim Staatsrath, wurde dann Maître des requêtes, war einer der Commissairs, die man beauftragte, den Zustand der Juden in Frankreich zu untersuchen, und stattete hierüber einen Bericht ab, welchem die besondere Zufriedenheit Napoleon's zu Theil ward. Er kam 1808 als Préfect nach Dijon, ein Jahr später als Staatsrath nach Paris zurück und wurde 1809 Generaldirector der Brücken und Landstraßen. Napoleon ernannte ihn 1813 zum Interminister der Justiz und nach der Abdankung des Herzogs von Massa zum Siegelbewahrer, in welcher Eigenschaft er im März 1814 Marie

Luis nach Blois begleitete. Unter der Restauration wurde M. anfangs nicht angestellt, sondern erhielt bloß eine Stelle im Municipalrath von Paris, und unterzeichnete mit diesem die dem Könige einige Tage vor dem 20. März überreichte Adresse. Am Tage der Wiederkehr Napoleon's begab er sich nicht mit den ehemaligen kaiserlichen Ministern in die Tuilerien; Napoleon ließ ihn zu sich rufen und drang in ihn, das Portefeuille der Justiz anzunehmen, oder Minister des Innern oder der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Da M. sich standhaft weigerte, so befahl ihm Napoleon, das Amt eines Generaldirectors der Brücken und Landstraßen wieder zu übernehmen. Wenige Tage nachher weigerte sich M. die Erklärung des Staatsraths vom 25. März gegen die Bourbons zu unterschreiben, und verließ die Sitzung, um keinen Antheil an der Berathung zu nehmen. Der Kaiser setzte dennoch M.'s Namen auf die Liste der Pairskammer, M. aber, der ins Bad gereist war, schrieb von dort einen Brief, worin er sich entschuldigte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirector der Brücken und Landstraßen, und am 17. Aug. 1815 zum Pair. M. gehörte 1815 zu mehreren Commissionen der Kammer, namentlich zu derjenigen, welche die Satzungen für das Pairtribunal abfaßte. In der folgenden Sitzung wurde er zum Secrétaire ernannt. Im Aug. 1817 ward er statt des zum Kriegsminister ernannten Marshalls Gouvion Saint-Cyr Minister des Seewesens. Von 1822 an gehörte M. zur Opposition. Durch seine Reden über die wichtigsten Angelegenheiten in dem letzten Decennium der Restauration erlangte er den Ruf eines der ausgezeichnetsten Redner Frankreichs. Im Febr. 1825 hielt er eine berühmte Rede gegen den Vorschlag des Sacrilegengesetzes. Als Dessolles an der Spitze der Verwaltung stand, erhielt M. keine Anstellung, ebenso wenig unter Villèle, gegen welchen besonders seine Opposition gerichtet war. Unter Martignac war er Mitglied einer Untersuchungcommission über Landstraßen und Kanäle, und wurde von Karl X. zu den Verhandlungen über das Communal- und Departementalgesetz berufen. M. wandte sich gänzlich von der Regierung ab, als Polignac an das Ruder gekommen war. Am 30. Jul. berief ihn der Herzog von Orleans nach dem Palais royal, und erwählte ihn im Aug. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Unter M.'s Ministerium wurde Ludwig Philipp von den auswärtigen Mächten als König der Franzosen anerkannt, und zuerst von England, wiewol damals Wellington noch Minister war. Als in Belgien die Revolution ausbrach, erklärte M., wenn die Preußen dort einrückten, so würden die Franzosen das Gleiche thun. Das erste Ministerium Ludwig Philipp's war zu uneinig, als daß es lange hätte bestehen können; Laffitte und Périer riethen in Allem zu einem durchaus entgegengesetzten System. Zuerst traten Guizot und Broglie aus, dann M. und Périer. Seit dem Nov. 1830 hat M. wenig in der Pairskammer gesprochen; großes Aufsehen erregte aber seine Rede zu Gunsten der Pairserblichkeit am 22. Dec. 1831, worin er übrigens zugab, daß diese Erblichkeit für immer verloren sei. Er blieb fortwährend ein treuer Anhänger Ludwig Philipp's. M.'s Schriften sind: „Essais de morale et de politique“ (Paris 1806), in der zweiten Ausgabe mit der Lebensbeschreibung seines Großvaters Mathieu M.; „Observations sur le dernier budget, adressées par un pair aux deux chambres à l'ouverture de la session“ (Paris 1822). (15)

Moller (Georg), großherzoglich hessischer Hofbaudirector und Oberbau-rath zu Darmstadt, wurde 1784 zu Diepholz im Hanoverschen geboren, studirte die Baukunst zuerst unter Weinbrenner's Leitung zu Karlsruhe von 1802 — 7, später in Italien, wo er sich drei Jahre aufhielt, und trat 1810 als Hofbaumeister in großherzoglich hessische Dienste. Die bedeutendsten der unter seiner Leitung ausgeführten Gebäude sind: das Casinohaus, das Theater, die katholische Kirche und die neue Kanzlei zu Darmstadt, die katholische Kirche zu Bensheim an der Bergstraße, die Restauration der Ostseite der Domkirche zu Mainz und das Theater

dasselbst. Letzteres ist das erste neuere Gebäude der Art, wobei auch für das Äußere die Form der antiken Theater angewandt wurde. Mehrere dieser Gebäude sind in seinem Werke: „Entwürfe ausgeführter oder zur Ausführung bestimmter Gebäude“ (Darmstadt 1825 fg.), beschrieben worden. Die Betrachtung der Domkirchen von Strasburg und Freiburg, die er während seines Aufenthalts zu Karlsruhe besuchte, veranlaßte ihn zu der Herausgabe der unter dem Titel: „Denkmäler deutscher Baukunst“, seit 1816 in Lieferungen erschienenen Sammlung. Als erläuternder Text gehört zu derselben die Schrift „Über altdeutsche Baukunst“ (Darmstadt 1831). Außerdem gab er einzeln heraus: „Die Originalzeichnung des Doms zu Köln“, mit Text, und die zu der oben genannten Sammlung gehörenden Abbildungen der Kirche zu Marburg, der Domkirche zu Limburg an der Lahn und des Münsters zu Freiburg. M. hat bei aller Anerkennung des Kunstwerthes der sogenannten gothischen Baukunst, doch die Ansicht, daß dieselbe nicht dazu geeignet sei, wieder allgemein eingeführt zu werden, dagegen glaubt er, daß ihre Constructionsart, welche irrigerweise zugleich mit der gothischen Baukunst selbst verlassen wurde, in technischer Hinsicht die größte Beachtung verdient. Die außerordentliche Leichtigkeit und Festigkeit der gothischen Gebäude beruht, seiner Meinung nach, auf der Anwendung eines sehr einfachen Princips, welches er das Neg- oder Knotensystem nennt, und dessen Annahme sowohl in der Civil-, als in der Brücken- und Schiffsbaukunst vom größten Vortheile sein würde. Dieses Princip ist auch bereits mit glücklichem Erfolge an der Kuppel der katholischen Kirche und am Dach der neuen Kanzlei zu Darmstadt, an der eisernen Kuppel des Doms zu Mainz und an dem Dache des Theaters daselbst, wie auch an mehreren Brücken und Thürmen angewendet worden. M. machte 1827 eine Reise nach Paris und 1830 nach London, größtentheils um sich mit den neuen französischen und englischen Constructionsarten näher bekannt zu machen, wodurch er die Überzeugung erhielt, daß in diesen Ländern jenes System noch nicht angewendet wird, und dies bestimmte ihn, seine Ansichten über dasselbe bekannt zu machen. Zum Theil ist dieses bereits in dem Werke zum Münster von Freiburg und in den ersten Hefen der von ihm herausgegebenen „Beiträge zur Constructionslehre“ geschehen. In der Fortsetzung dieses Werkes beabsichtigt er eine Vergleichung der bisher üblichen Constructionsweise mit dieser älteren zu geben und ihre Anwendung auf die wichtigsten Arten von Gebäuden, wie z. B. sehr große Dächer, Brücken, ausführlich zu zeigen.

Möller (Sens), Professor der Theologie zu Kopenhagen, geboren 1779, studirte in seiner Vaterstadt die Theologie und vollendete 1800 mit besonderer Auszeichnung den akademischen Cursus. Er gewann 1802 den von der Universität ausgesetzten Preis für die Beantwortung einer philosophischen Aufgabe. Nachdem er einige Zeit als Adjunct an der gelehrten Schule in Slagelse angestellt gewesen, wurde er 1808 außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen. In der von ihm herausgegebenen „Theologisk Bibliothek“ gehört die Mehrzahl der Aufsätze ihm selbst. In den Jahren 1828—29 gab er, mit dem Bischof in Holland Dr. R. Möller, eine nach dem Grundtexte neu bearbeitete Übersetzung der poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments heraus, mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Die sehr gelungene Übersetzung der poetischen Bücher ist von ihm. Als Secretair für die auswärtige Correspondenz der dänischen Bibelgesellschaft, und als Redacteur, zum Theil auch Verfasser, der monatlichen und jährlichen Berichte derselben, hat er eine ausgezeichnete Thätigkeit bewiesen. Die erste Folge der inhaltsreichen „Theologisk Bibliothek“ (1811—20) besteht aus 20 Bänden, die neue aus ebenso vielen, und sie wird in einer dritten Reihe fortgesetzt. Auch im Auslande ist M. als gelehrter Theolog vortheilhaft bekannt; um die Geschichte des Vaterlandes und dessen Lite-

ratur aber hat er sich als eifriger Sammler unleugbare Verdienste erworben. Mit dem gelehrten Historiker Engelstoft vereint, schrieb er (1814—17) „Historisk Kalender“, eine Sammlung historischer Aufsätze, meist die Vaterlandsgeschichte betreffend. Als Fortsetzung dieses Werkes ist gewissermaßen anzusehen die von W. allein bearbeitete „Mnemofyne“, interessante Denkmäler und Schilderungen aus der dänischen Geschichte enthaltend, wovon drei Bände (1830—32) erschienen und mehre zu erwarten sind. Einige ausführliche Biographien berühmter Dänen hat er bereits herausgegeben. In der „Mnemofyne“ lieferte er eine neue Darstellung der Geschichte des Königs Christian VI., dessen Charakter und Regierung oft verkannt und zu ungünstig beurtheilt worden ist, wobei er besonders die zahlreichen bisher ungedruckten eigenhändigen Briefe des Königs benützt hat. Sein Entwurf einer Geschichte der dänischen Literatur vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis 1813, in den drei Jahrgängen des erwähnten „Historisk Kalender“, möchte in Hinsicht der Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig lassen. Zu der „Dänischen Literaturzeitung“, deren Redacteur W. seit 1830 ist, hat er auch früher viele Recensionen, theologischen, philosophischen und ästhetischen Inhalts, geliefert. In Stäudlin's und Tzschirner's „Archiv für Kirchengeschichte“ hat er eine „Geschichte des norwegischen Fanatikers H. N. Hauge“ mitgetheilt. Von seinen Aufsätzen in der „Mnemofyne“ ist der erste, den jetzigen Zustand Dänemarks betreffend, in drei verschiedenen deutschen Übersetzungen 1830 erschienen. (4)

Monarchisches Princip. Als die nordamerikanischen Staaten sich von England losrissen und sich eine demokratische Verfassung gaben, fiel es kaum Jemand ein, daß dieses anders sein könne, und daß an der Mücke der neuen Welt eine Monarchie, etwa als eine Secundogenitur des weltlichen Hauses, gegründet werden müsse. Die einzelnen Staaten hatten von langer Zeit her jeder seine besondere Verfassung, auf welche die ursprünglichen Verleihungen und die Grundsätze der englischen Verfassung großen Einfluß gehabt hatten, und man ließ die republikanischen Ideen zur Ausführung kommen, ohne an eine Gefahr für die alten Monarchien in Europa zu denken. Man hatte freilich auch keine Ahnung davon, welche riesenhafte Fortschritte ein Staatenbund machen werde, der bei dem pariser Frieden 1783 noch nicht drei Millionen Einwohner zählte, und über dessen Schulden und Mangel an Geld (man bediente sich zerschnittener Geldstücke) man mittheilig spottete. Die Republiken, welche damals in Europa bestanden, erregten für die monarchische Verfassung keine Besorgnisse, sie waren im Innern durch Parteinungen zerrüttet und nach Außen kraftlos. Aber die französische Revolution zeigte, welche Anwendung auch in Europa von den Grundsätzen gemacht werden könne, nach welchen sich die amerikanischen Staaten frei gemacht hatten, und von da an ist es stets der Vereinigungspunkt der europäischen Politik gewesen, der weitem Ausbreitung republikanischer Grundsätze und Verfassungsformen entgegenzuwirken. Zwar verfolgte unter diesem gemeinschaftlichen Ziele jede Macht ihre eigenen besondern Zwecke, und opferte wol den letztern auch für einige Zeit das erste auf. Allein von der ersten Coalition gegen Frankreich und der Convention von Pillnitz an, ist Europa immer zu Erhaltung seiner alten Monarchien unter den Waffen gewesen, denn man darf sich nicht von dem äußern Scheine täuschen lassen, nach welchem man in den Kriegen gegen Napoleon nur den Widerstand gegen Herrschsucht, Eitelkeit des Soldaten und kriegerischen Despotismus, nur den Kampf für die Unabhängigkeit der Völker erblickt; im Hintergrunde lagen immer die Constitutionen des Kaiserreichs, die doch auf der Declaration der Menschenrechte von 1791 aufgebaut waren, und überall, wo sich die kaiserlichen Adler bleibend niederließen, hatten sie eine Emancipation des Volkes von Diensten und Zinsen, Aufhebung der Privilegien und der meisten grundherrlichen und staatsbürgerlichen Rechte des Adels, eine Volksvertretung ohne Vorzug erblicher Titel, gleiche Be-

steuerung, eine Gerichtsverfassung ohne Eigenthumsgerichte und einen neuen Verdienstadel in ihrem Gefolge. Wer einigermaßen genau beobachten wollte, konnte sich bald überzeugen, daß der Haß gegen Napoleon vorzüglich aus diesen Ursachen entsprang und die Aufregung der Völker wenigstens eine große aus diesen Quellen herrührende Beimischung hatte. Napoleon verfolgte zwei gänzlich verschiedene und einander direct entgegenstehende Bestrebungen, indem er seinen Despotismus auf die Ideen bürgerlicher Freiheit zu gründen und die Völker durch gewaltsame Unterjochung zu einer Art von staatsbürgerlicher Vernunft zwingen wollte, wobei er aber den verkehrten Einfall hatte, den Vortheil und Ruhm Frankreichs auch allen andern Völkern als ihren vorzüglichsten Zweck aufzudringen. Die bleibenden Einrichtungen, welche er den Völkern gab, würden ihre Wirkung auch in der Beziehung nicht verfehlt haben, sie seiner und der Seinigen Herrschaft geneigt zu machen, und das Continentsystem würde weniger gehässig geworden sein, wenn es nur mit größerer Gerechtigkeit und nicht mit einer schamlosen Begünstigung des französischen Handels gehandhabt worden wäre. Gleichwol war die absolute Regierungsgewalt, welche in Folge der Verträge mit Frankreich in einigen deutschen Ländern ergriffen worden war, auch so sehr dem Charakter des Volkes entgegen, daß man schon bei dem Aufrufe zum Freiheitskampfe gegen Napoleon den Unterthanen in mehr oder weniger bestimmten Ausdrücken Stände und andere Einrichtungen zusicherte, wodurch die Ausübung despotischer Rechte verhindert würde. Bekannt ist die Erklärung des Fürsten Metternich bei dem wiener Congresse, daß die den größern Staaten in den Friedensschlüssen verbürgte Souveränität nicht mit despotischen Rechten, dergleichen man nicht verlangen könne, verwechselt werden dürften, sondern nur Regierungsrechte darunter zu verstehen seien. Es ist nicht zu verkennen, daß zu jener Zeit auf die Bemühungen der größern deutschen Cabinete für ein constitutionnelles System besonders die Klagen und Beschwerden der mediatisirten Fürsten und des Adels eingewirkt haben, allein auch für allgemeine Volksfreiheit und Freiheiten glaubte man Vieles zugestehen zu müssen, wie die eifrigen Bemühungen der beiden deutschen Hauptmächte nicht bloß für die Zusicherung landständischer Verfassungen überhaupt, sondern für die Bestimmung eines Minimums der landständischen Rechte (Preußens Entwurf zu einem deutschen Staatenbunde, Art. 85 — 88, in Klüber's „Acten des wiener Congresses“, Bd. 2, S. 44) beweisen. Zwar scheiterte die Annahme dieser allgemeinen Grundlage für die Verfassung sämtlicher deutscher Länder (mit alleiniger Ausnahme Oesterreichs wegen seiner besondern Verhältnisse) an dem damaligen Widerstande Baierns, Würtembergs und Badens, allein jene Verhandlungen sind wichtig für den damals (1815) angenommenen Begriff der Monarchie, daß man nämlich: 1) darunter keine unumschränkte Herrschergewalt verstand, und 2) mit derselben jenes Minimum landständischer Rechte nicht unverträglich fand. Dieses Minimum sollte aber bestehen: in der Mitberathung bei Ertheilung neuer allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Gesetze; in der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der schon vorhandenen; Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung; Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung und der durch dieselbe und durch den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherren und bei dem Bunde. Was nun bei dem Congresse wirklich geschah, wurde von den Gesandten selbst für sehr unbefriedigend erklärt. Es sei nicht bloß ein politisches Band unter den verschiedenen Staaten, sondern eine Vereinigung des gesammten deutschen Volkes nothwendig gewesen, und damit wurde namentlich die Verbürgung der landständischen Verfassungen und die Beruhigung der Völker über ihre unverjährbaren Rechte und die Erfüllung ihrer Erwartungen in Verbindung gebracht.

Sehr bald nach dem Abschlusse des zweiten pariser Friedens ging jedoch in den Ansichten einiger Regierungen über diese Angelegenheit eine sehr bedeutende Veränderung vor. Die Zögerung, welche in einigen Ländern in Ansehung der Einführung der versprochenen landständischen Verfassungen stattfand, veranlaßte gemeinschaftliche Bitten der Unterthanen, wozu Unterschriften gesammelt wurden. Dies führte zu einer Spannung zwischen den Regierungen und den Völkern. Der niedere Erbadel machte schon auf dem wiener Congresse den Versuch einer engeren und allgemeineren Verbindung durch ganz Deutschland (die bekannte Kette), deren unverborgener Zweck eine neue und größere Absonderung von dem Volke und eine Theilung der Regierungsbrechte mit den Fürsten war. Der Nothstand in den Jahren der Theurung 1816 und 1817 erregte eine um so größere Unzufriedenheit, als die so sehr gewünschte Freiheit des Verkehrs im Innern von Deutschland nicht zu erlangen war. Die von den Stiftern des deutschen Bundes selbst laut ausgesprochenen Urtheile über die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung mußten die Meinung verbreiten, daß eine Abänderung dieser Verfassung nöthig und möglich sei, und man hatte in den Jahren 1812—17 so viel von Dem, was durch das Volk geschehen müsse, gesprochen, daß es jetzt sehr natürlich war, sich auch wieder an das deutsche Volk zu wenden. Ebenso natürlich war es, daß bei dieser allgemeinen Anregung auch das heranreifende Geschlecht nicht stumm blieb, und sich in jugendlicher Ungebuld und Unerfahrenheit zum ungestümmten Handeln berufen glaubte. Einheit Deutschlands, eine innigere und stärkere Einheit als die Bundesacte gewährte, und entweder gänzliche Auflösung der besondern Staaten in einen einzigen deutschen Staat, oder doch eine größere Unterordnung der einzelnen Regierungen unter eine allgemeine deutsche, waren die Gedanken, welche mehr oder weniger bestimmt aufgefaßt, mit manchen Verschiedenheiten und Beimischung republikanischer Ideen die Köpfe beschäftigten. Die Geschichte wird aber hierüber unbefangener und richtiger urtheilen als die Gegenwart; sie wird erkennen, daß zwar einige junge Leute von Staatsverbesserung und Revolution geschwärmt haben, große und ernste Verschwörungen aber nur eine Erfindung der Policei gewesen sind, und wird die unglückliche That eines Einzigen nur als ein isolirt stehendes Erzeugniß eines individuellen Fanatismus betrachten. Aber von jener Zeit (1819) an schreibt sich eine bestimmtere Ausprägung des Begriffs der Monarchie her, welcher den Anforderungen der Völker in Beziehung auf die Landstände und den Ansichten, die in einigen Ständerversammlungen herrschend geworden waren, entgegengesetzt wurde. Freilich ist auch die Fassung des Art. 57 der Schlußacte der zu Wien gehaltenen Ministerialconferenzen (vom 15. Mai 1820) immer noch etwas unbestimmt: „Die gesammte Staatsgewalt soll in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.“ Denn die Vereinigung der gesammten Staatsgewalt in der Hand des Landesherrn ist darum ein schwankender Ausdruck, weil diese Concentration sowol eine formale als eine materiale sein kann. Die erste besteht nur darin, daß der Souverain nach Innen wie nach Außen den Staat repräsentirt, daß alle Staatshandlungen von ihm ausgehen, und in der obersten Abstufung sogar in seinem Namen geschehen, obgleich er bei manchen verfassungsmäßig gar nicht thätig sein kann. So heißt es in den meisten neuern Verfassungen: „Die Gerichtsbarkeit (Rechtspflege) geht vom Könige aus, aber sie kann nur durch Richter ausgeübt werden, welche in bestimmten Formen ernannt werden und nicht beliebig entlassen werden können.“ So muß, wo überhaupt von einer gesetzlichen Organisation des Staats die Rede sein soll, jede Regierungshandlung, wenn sie unmittelbar von dem Souverain vorgenommen wird, von einem verantwortlichen Minister vertreten werden, welches sich in der Mitunterschrift (Contrasignatur) desselben ausdrückt. Der Souverain ist die Quelle, und zwar

die einzige, aller Autorität, aller äußern Ehre und aller Gnade im Staate; daher ist es die größte Verletzung des monarchischen Princip, wenn man zuweilen von ebendenselben Leuten, welche den Fürsten für älter erklären als das Volk, die Präsenstion aussprechen hört, der Adel sei älter als der Fürst. Gleichwol kann weder der Fürst noch eine andere Gewalt in der Welt einem Menschen das Andenken an eine Reihe von Vorfahren nehmen, wenn er sich in Ermangelung eignen Werths damit etwas zu Gute thun will, noch kann er ihm die Auszeichnung des Geschlechts anders geben als durch eine starke Fiction. Eine solche formale Vereinigung der gesammten Staatsgewalt dürfte von keiner Seite angefochten werden, und ohne sie wird die monarchische Staatsform nicht bestehen können. Hingegen eine materiale Vereinigung der gesammten Staatsgewalt in einer Hand ist schon der Absolutismus oder Despotismus selbst, und eine gesetzliche Beschränkung der Gewalt nur durch eine Theilung derselben möglich. Ist eine Mitwirkung irgend einer andern Autorität (der Stände, eines verantwortlichen Ministers, des Staatsraths, eines Corps der Gesetzkundigen bei den Türken und dergleichen) wesentlich nothwendig, um eine formell gültige Staatshandlung einer gewissen Art zu Stande zu bringen, so ist die Staatsgewalt nicht mehr ungetheilt in der Hand des Souverains; ist aber diese Mitwirkung keine Bedingung der formalen Gültigkeit (bei einem Gesetz, einem Steuerausschreiben), so kann sie ebenso gut bei Seite gesetzt werden und die Mitwirkung gewährt keine Bürgschaft mehr. Eine solche materiale Vereinigung wird aber in der Schlußacte offenbar nicht gemeint, sondern es soll die Concurrrenz der Stände eine wesentliche und wirksame, zugleich aber eine verfassungs- (oder vertrags-) mäßig bestimmte, d. i. eine solche sein, welche nur bei den ausdrücklich dahingewiesenen Gegenständen eintritt. Die Stände können daher weder in die Regierung noch in das Richteramt unmittelbar eingreifen, noch der Regierung das Recht, Verordnungen (Regierungsbefehle, Ordonnances) zu erlassen, schmälern. Da nun hierdurch die ganze Realdefinition des monarchischen Princip wieder in die Sphäre des Concreten (der Verabredung, der Landesgrundverträge, Erbvergleiche) versetzt wird, so ist auch jener Artikel 57 nicht als die eigentliche Entscheidungsquelle der neuern Lehre von einem unantastbaren monarchischen Princip zu betrachten, sondern die Grenzen, in welchen die ständischen Rechte und Volksfreiheiten eingeschlossen bleiben sollen, müssen theils aus andern Bestimmungen der Bundesgesetze, theils aus der neuern Observanz entnommen werden. Dabei kommt theils das Verhältniß der Bundesgewalt zu der gesetzgebenden Gewalt der Bundesstaaten, theils aber auch die Grenzbestimmung zwischen dem Herrscherrechte (in der ältern Staatsprache landesherrliche Reservaten) und den Volksfreiheiten in Frage. Das erste gehört nicht hierher, das zweite aber ist bis jetzt nur in einigen wenigen Beziehungen zur Sprache gekommen. Es ist 1) für ein landesherrliches Reservat erklärt, eine Verfassung zu geben, ohne doch die vertragsmäßige Form auszuschließen (Schlußacte Art. 55); und da der Souverain dabei sowohl die früher gesetzlich bestandenen ständischen Rechte berücksichtigen, auch keine in anerkannter Wirksamkeit bestehende landständische Verfassung einseitig aufheben soll (Art. 56), so ist diese Bestimmung von geringerer Bedeutung. 2) Die Stände sollen ihr Recht der Steuerverwilligung nicht so weit ausdehnen oder missbrauchen, daß sie die zur Führung der Regierung nothwendigen Mittel verweigern. Wenn sie die Steuerverwilligung von der Erfüllung anderweiter Wünsche und Anträge abhängig machen, so soll schon dies einer Widersetzlichkeit der Unterthanen, einem offenen Aufruhr (Schlußacte Art. 25, 26; Bundesbeschluß vom 28. Jun. 1832, Art. 11) gleich geachtet und der Regierung sowol auf ihr Ansuchen vom Bunde Hülfe zur Unterdrückung eines solchen Aufruhrs geleistet, als auch, wenn sie notorisch außer Stande wäre, den Aufruhr durch eigne Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber verhindert, die Hülfe des Bundes zu begehren, unaufgerufen Beistand

geleistet werden. Diese Fälle können jedoch in der Wirklichkeit nicht leicht vorkommen. Nicht alle einer Steuerverwilligung hinzugefügte Bedingungen können für unrechtmäßige geachtet werden, indem bei Verwilligungen für das Militair die Reduction des Kriegsstaats auf das Nothwendige (Bundesmäßige) wol gefordert werden dürfte. Selbst wenn die Stände alle Steuern verweigerten, würde die Regierung mehrer Mittel haben, welche sie erst (Schlußacte Art. 26) anwenden müßte, ehe sie eine (bewaffnete) Hülfe des Bundes verlangen dürfte. Sie könnte die Ständeversammlung auflösen und eine neue wählen lassen; sie könnte die unentbehrlichen Steuern ausschreiben, und würde, wenn der Staatshaushalt sonst ein wohlgeordneter wäre, bei der Erhebung auf keine Widersegligkeit der Unterthanen stoßen. Die Hauptsache ist aber gewöhnlich, ob ein Aufwand, dessen Deckung den Ständen von den Ministerien angeschlossen wird, wirklich ein nothwendiger sei, und diese Entscheidung stand bisher allerdings den Ständen zu. Wenn nun darüber eine Differenz entsteht, so könnte bei einer vom Bunde übernommenen Garantie der Verfassung eine Vermittelung oder compromissarische Entscheidung der Bundesversammlung begründet sein (Schlußacte Art. 60); aber für andere Staaten ist dieser Ausweg nicht vorhanden. Ein bloßer Widerspruch der Stände gegen die Ausgabebetats der Ministerien, worin jene doch auch möglicherweise Recht haben können, steht aber offenbar nicht einer Empörung gleich. 3) Petitionen der Stände, welche das monarchische Princip des Art. 57 der Schlußacte verletzen, sollen von den Souverains verworfen werden. Dies führt zurück auf die Definition jenes Princip, von welcher schon oben gesprochen worden ist. Noch kommt bei dieser Definition sowol die ältere deutsche Landesherrlichkeit, als das neue französische Bürgerkönigthum, die Monarchie mit republikanischen Einrichtungen in Frage. Die Landesherrlichkeit ist ein positiver Rechtsbegriff von factischer (nicht bloß logischer) Realität, welcher sich in Deutschland als ein Ganzes von bestimmten Rechten und Pflichten historisch ausgebildet hat. Sie ist durchaus kein Landeseigenthum, denn die alten Herzogthümer und Grafschaften, aus welchen die deutschen Territorien entstanden, waren auch nicht mit einem Eigenthum des Landes verknüpft. Daher wurden auch einige kleinere Länder, in welchen der Landesherr zugleich wirklicher allgemeiner Grundherr war, mit dem Namen der Patrimonialstaaten besonders ausgezeichnet. Diese Landesherrlichkeit, welche auch ohne eigentliche Souverainetät (Landeshoheit) vorkommen konnte (wie bei der Reichsritterschaft), war mitunter sehr beschränkt, und kam ziemlich auf den Besitz der niederen Regalien hinaus. Sie ist in der neuern umfassenden Staatshoheit untergegangen und aus diesem Grunde wird der Ausdruck Landesherr von Vielen nicht mehr passend gefunden, sowie er auch unrichtig wäre, wenn man darunter einen Landeseigenthümer verstehen wollte. So ist aber auch die Monarchie mit republikanischen Einrichtungen nur durch Irrthum und Mißverständnis für etwas Neues oder Gefährliches gehalten worden. In dem Sinne, in welchem alle Staaten eine res publica sein müssen, d. h. eine Verbindung, in welcher jedes Mitglied seine eignen Zwecke gefördert sehen, jeder Einzelne als Zweck des Ganzen behandelt werden muß, ist auch die Monarchie eine Republik. Aber auch wenn man bei republikanischen Einrichtungen an das Demokratische und Aristokratische denkt, hat man lange genug die Mischung der englischen Verfassung aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen bewundert, und ähnliche Zusammensetzungen jeder guten Staatsform zur Bedingung gemacht. Wir haben auch in der Gemeindeverfassung, in den Wahlen des Volkes zu mancherlei Ämtern, in den erblichen Mitgliedern der Stände schon längst solche demokratische und aristokratische Elemente und könnten diese noch sehr erweitern, ohne dem Glanze und der Kraft der Monarchie den geringsten Abbruch zu thun. (3)

Mönchs = Deggingen, ehemaliges Benedictinerkloster, augsbur

Bis thum, im Fürstenthum Sttingen-Wallerstein, unweit von Nördlingen am Abhange einer Baumwaldung auf einer Höhe, wo man einen großen Theil der reizenden schwäbischen Gegend, das Nieß benannt, Pagus Retiae, überschauen kann. Durch die neuesten Sacularisationen ist das Kloster dem Fürstenthum Sttingen-Wallerstein zugefallen, als Entschädigung verlorener Besitzungen am linken Rheinufer (Grafschaft Dachstuhl), worauf die vom verstorbenen Fürsten Kraft Ernst angelegte Bibliothek (70 — 80,000 Bände) dahin gebracht worden, welche besonders reich an Sammlungen der Kirchenväter, an Flugschriften aus den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Kriegs und an Werken der englischen und französischen Schönegeister in den kostbarsten Ausgaben ist. Daher hat auch der historische Verein des Neckarkreises sich dieses Kloster mit zu seinen Versammlungsorten ausersehen. Fremde, welche diese Bibliothek und alte Gemälde dort zu sehen wünschen, thun jedoch wohl, wegen eingetretener Änderung in der Bibliotheksverwaltung, sich vorher in Wallerstein anzumelden, wo auch ein Nibelungencoder mit mehreren andern Manuscripten und eine kostbare Kupferstichsammlung aufbewahrt wird. Auffallend ist, daß dieses Kloster Deggingen seit seiner Entstehung im 8. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit der Welt doch nicht einen einzigen merkwürdigen oder als Gelehrten berühmten Mann gestellt hat. Das Leben war gar zu schön für die Augen und den Magen, unter den schattigen Ulmen und Buchen zu miß, um nicht zu finden, daß alles andere Wissen nur Thorheit sei. Dieser Ort ist auch neben dem nächstankliegenden Ort Balzheim gewissermaßen die Heimat des in letztem Ort geborenen Archivars K. H. von Lang, dessen Vater, Konstantin Lang, dem Ernesti in Leipzig eine eigne Lobrede gewidmet, 1770 als protestantischer Pfarrer zu Mönchs-Deggingen verstorben ist. Eine Stunde weiter liegt der Ort Altheim, Hohenaltheim, fürstlich wallersteinisches Lustschloß, in dessen altem Tempel ad St. Joannem Baptistam 916 das Concilium Altheimense gehalten worden. (85)

M o n d — nach neuer n Beobachtungen. Wenn es von hohem Interesse ist, die Oberflächen der zu unserm Sonnensystem gehörenden Welten zu untersuchen, so bietet doch vorzugsweise der treue Begleiter der Erde, der Mond, hierzu günstige Gelegenheit dar, da sein Abstand von uns nur 48 — 55,000 geographische Meilen beträgt und seine Atmosphäre ausgezeichnet fein und stets rein ist. Schon mit bloßem Auge erkennen wir auf dem Monde helle und dunkle Theile. Durch Fernröhre sehen wir aber Hochländer und Niederungen, Berge und Gruben, Rillen und Einsenkungen in den verschiedensten Gestaltungen, Größen und Verbindungen und in sehr verschiedener Helligkeit nebeneinander stehen, und bemerken, daß der Mond mit geringen Schwankungen — Librationen —, die 6 — 8° nicht übersteigen, uns immer eine und dieselbe Seite seiner Kugel zuwendet. Galilei bemerkte schon die Ungleichheiten auf der Oberfläche des Mondes und schätzte die größten Berge eine geographische Meile in ihrer Höhe. Doch war Hevel in Danzig (geb. am 16. Jan. 1611, gest. an demselben Tage 1687) der Erste, der es unternahm, die Mondgegenden, doch nur nach dem Augenmaße, zu verzeichnen. Er benannte die vorzüglichsten derselben und die in ihnen gelegenen Gebirge und Gruben nach den Ländern und Meeren, Inseln und Bergen der Erde. Dabei nahm Hevel an, daß der Mond die größte Ähnlichkeit mit der Erde habe. Alle hellen Theile desselben hielt er für Berge und Bergketten und alle dunkeln Partien für Meere. Nur wenige Jahre nach Hevel, 1651, gab Riccioli in Bologna (gest. 1671) in seinem „Almagest“ eine von Grimaldi gezeichnete Abbildung der Mondfläche heraus, die weit fehlerhafter und viel unbestimmter ausgeführt war als die Hevel'sche. Riccioli verwarf dabei die Benennungen, die Hevel den Mondländern gegeben hatte, und legte diesen die Namen berühmter Mathematiker, Naturforscher und Philosophen bei. Diese Namen sind nach und nach allgemein angenommen wor-

den. Johann Dominicus Cassini, der 1669 als Astronom nach Paris kam, erweiterte bedeutend die Kenntniß von der Oberfläche des Mondes. Er beobachtete mehre Jahre lang mit einem 34füßigen Fernrohre und gab 1680 eine von Pec ere gezeichnete, 20 pariser Zoll große Karte der Mondfläche heraus, welche die ältern Karten von Hevel und Riccioli weit hinter sich ließ und die im Jahre 1787 von Lalande vermehrt neu herausgegeben worden ist. Nach Cassini's und seinen eignen Beobachtungen zu malen. Sie ist die größte, die bis jetzt existirt, hat 12 pariser Fuß im Durchmesser und ist jetzt im zweiten Stockwerk an der großen Treppenvand der Bibliothéque St.-Geneviève in Paris aufgestellt, nachdem sie während der Revolution lange in einem Pferdegestalle versteckt gewesen war. Indessen ist auch diese Karte höchst unvollkommen und nicht ausreichend, eine richtige Vorstellung von den Unebenheiten der Mondfläche zu geben. Viel kleiner, nur $7\frac{1}{2}$ pariser Zoll groß, aber unverhältnißmäßig besser, ist die Mondkarte von Tobias Mayer. Sie erschien 1775 und ist für die mittlere Libration entworfen. Dieser hochverdiente Astronom fand durch vielfache Messungen, daß der aufsteigende Knotenpunkt des Mondäquators mit dem niedersteigenden Knotenpunkte der Mondbahn zusammenfalle und daß die Mondare in 18 Jahren 228 Tagen 4 Stunden einen kleinen Kreis um die Pole der Ekliptik beschreibe, dessen Halbmesser $1^{\circ} 29'$ betrage. Auch bestimmte er die selenographische Länge und Breite mehrer Mondgebirge und Mondgruben. Die neuern Messungen von Bouvard über die Lage der Mondare gaben fast genau dasselbe Resultat, und die selenographischen Ortsbestimmungen in Lohrmann's Mondtopographie weichen bei solchen Punkten, die Mayer wirklich gemessen hat, nur wenige Minuten von denen Mayer's ab. Vor 43 Jahren unternahm es Johann Hieronymus Schröter in Lilienthal, die Oberfläche des Mondes zu untersuchen. Zu wiederholten Malen verzeichnete er eine Menge einzelner Gegenden des Mondes, er maß die Höhe zahlreicher Berge und die Tiefe vieler Gruben durch die Länge der Schatten, die von jenen und in diese fallen und die sich nothwendig nach dem höhern und tiefern Stande der Sonne in ihrer Länge verändern. Schröter deutete mögliche Veränderungen auf der Mondfläche an, sprach über die Bewohnbarkeit derselben und machte Beobachtungen über die Atmosphäre des Mondes. Seine gesammten Beobachtungen sind in den „Selenotopographischen Fragmenten“ (2 Bde, Göttingen 1793 — 1802, 4.) enthalten. Doch sind die einzelnen Karten in verschiedenem Maßstabe gezeichnet und haben untereinander keine Verbindung. Nach Schröter hat 1805 der Engländer John Russell die Oberfläche des Mondes in zwei schön in Kupfer gestochenen Generalkarten abgebildet, die inzwischen nicht in das Detail der Mondgebirge eingehen. Die eine Platte zeigt die Mondscheibe senkrecht von der Sonne beleuchtet, die andere stellt jedes einzelne Hauptgebirge mit Schattenschraffirung dar. In der neuern Zeit hat Prof. Gruithuisen in München dem Monde seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und über Einzelheiten sehr specielle Beschreibungen gegeben, die sich zum großen Theil auf Kunstanlagen und andere Spuren der Mondbewohner beziehen. Eine vollständige „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche“ bearbeitet der Oberinspector Lohrmann in Dresden. Er verließ die Unbestimmtheit, die bisher bei Abbildung der Mondfläche geherrscht hatte, und stellte die Mondgebirge nach dem Bergzeichnungssystem der senkrechten Beleuchtung dar, bei welchem die steilern Berghänge durch stärkere schwarze Striche, die der Richtung des Abhanges folgen, bezeichnet werden. Die eigenthümliche mehr oder minder genaue Farbe der Mondgegenden hat Lohrmann auf seinen Karten durch harte enggesetzte schwarze Punkte angegeben und dabei 10 Abstufungen angenommen, sodas die schwärzesten Schatten als 0° , die lichtesten Mondgebirge, wie Proclus und Aristarch, als 10° hell erscheinen. Die Karte ist in dem Maßstabe entworfen, daß die ganze Mondscheibe drei pariser Fuß im Durch-

messer groß wird, und in 25 Sectionen getheilt, die ein bequemes Format geben. Vier Sectionen sind bereits erschienen, und das ganze Werk ist jetzt der Vollendung sehr nahe.

Nach diesen geschichtlichen Bemerkungen über Mondkarten wollen wir zur nähern Betrachtung der Mondländer selbst übergehen. Wir vermögen mit Hülfe guter Fernröhre von den Gebirgen des Mondes und von der Farbe seiner Gegenden genaue Kenntniß zu nehmen und finden bei sorgfältiger Beobachtung und Messung, daß auf dem Monde, obgleich derselbe 3,7 mal im Durchmesser und 49,5 mal im körperlichen Inhalte kleiner ist als die Erde, die Mondapenninen und andere Gebirge sich doch über 20,000 pariser Fuß erheben und viele Gruben und kraterförmige Vertiefungen, wie Thaetetus, Eudorus und Bernoulli sich 10,000 11,000, selbst 18,000 pariser Fuß unter die Kruppen der umgebenden Ringgebirge und 5 — 8000 Fuß unter die Mondoberfläche einsenken. Die Gebirgspartien auf unserm Weltennachbar weichen aber in Form und Gestalt, in gegenseitiger Verbindung und Lage gänzlich von den Gebirgszügen und Gruppirungen auf unserer Erde ab. Es unterscheiden sich auf der Mondkugel insbesondere: 1) Große Niederungen oder sogenannte Meere. Sie haben meistens eine graue Farbe, 80 — 160 unserer geographischen Meilen im Durchmesser und sind von Hügelreihen in allen Richtungen durchschnitten. Auf ihrer Fläche finden sich gewöhnlich mehre große Gruben, viele kleinere Einsenkungen und einige Rillen, die 10, 20 und 30 Meilen weit in wenig gebogener Richtung sich erstrecken. Dabei haben diese Niederungen nie gleichförmige Helligkeit. Einzelne Theile sind allemal dunkler als andere. Glänzende Lichtstreifen verbreiten sich über sie und lichtere Stellen treten aus dunklern Gegenden hervor, ohne daß der verschiedene Grad der Helligkeit irgend eine Erhöhung oder Vertiefung bezeichnete. Diese großen Niederungen, wie z. B. das Mare imbrium, Mare serenitatis, Mare nubium, Mare crisium etc., sind in ihren Hauptformen durchgehends kreisförmig und durch hohe, sehr zerrissene auch wol streckenweise unterbrochene Gebirge begrenzt. 2) Kleinere tiefliegende Länderflächen von runder Form. Dieser Länder, welche, wie Hipparch und Ptolemäus, 18 — 22 Meilen im Durchmesser haben, sind den unter 1) erwähnten Niederungen ähnlich, doch zeigen sie weniger Wechsel in Unebenheiten und in Helligkeit und sind schärfer und bestimmter von Gebirgen begrenzt als die der erstgenannten Meere. 3) Wall- oder Ringgebirge, Gruben oder Krater des Mondes. Diese messen, wie Theophrastus und Archimedes, höchstens 10 — 12 Meilen im Durchmesser, sind aber meistens viel kleiner, haben ein kreisförmig geschlossenes Gebirge, das eine Vertiefung umgibt, die mehr oder weniger und wie schon erwähnt, bei einzelnen Ringgebirgen sogar 10 — 18,000 Fuß unter die aufgeworfene Gebirgskante und 5 — 8000 Fuß unter die Mondfläche hinabgeht. Aus der Tiefe der meisten dieser größern Gruben erheben sich kegelförmige Centralgebirge, deren Spitzen ein Drittheil, die Hälfte, selbst drei Viertel der Höhe des Ringgebirges erreichen. Messungen des cubischen Inhalts der Gruben und der über der Mondfläche vorstehenden Bergwalle haben erkennen lassen, daß letztere im Allgemeinen den erstern an Größe gleichkommen und wäre eine Einebnung denkbar, der Aufwurf die Tiefe einer Grube erfüllen würde. Solche Ringgebirge finden sich in allen Theilen der Mondfläche und besonders häufig in der südlichen Halbkugel. Die minder großen sind die zahlreichern, sie gehen endlich in die kleinen Grübchen und kraterförmigen Einsenkungen über, die oft nur 1 — 2000 Fuß im Durchmesser haben und in unennbarer Menge auf Höhen und in Niederungen, an Berghängen und in Gruben, selbst in Rillen, vorkommen. Höchst wahrscheinlich bestehen noch viel kleinere solcher runden Einsenkungen, un're Fernröhre gestatten aber deren Beobachtung nicht. 4) Gebirgsketten, zusammenhängende sich über große Mondländer hinziehende Gebirge, die wir auf der Erde

so häufig haben, kommen auf dem Monde nur als Grenzgebirge großer Niederungen oder in Verbindung mit beträchtlichen Ringgebirgen und Kratern vor. Den größten Gebirgszug dieser Art bilden die Mondapenninen an der Grenze des Mare imbrium. Sie beginnen beim Rundgebirge Eratosthenes, gehen nach der Form des Mare imbrium gebogen, 100 Meilen weit bis zum Mare serenitatis und an dessen Grenze noch 100 Meilen weit bis zum großen Krater Pitius. In dieser Länge und in einer Breite von 30 — 40 Meilen, bilden die Mondapenninen ein durch tiefe Schluchten und Thalgründe ungemein zerrissenes Hochland. Die höchsten Spizen desselben, die mit Wolf, Huygens, Bradley und Hadley bezeichnet sind, erheben sich bis 20,000 und mehr Fuß über die Fläche des Mare imbrium. Alle übrigen Gebirgsketten des Mondes sind ungleich kleiner als die eben beschriebenen Apenninen, und die meisten derselben gehen in niedere Hügelketten über, die dann zusammenhängend sich zeigen und von Thalgründen nicht oder nur selten unterbrochen sind. 5) Bergkegel. Frei und einzeln stehende Bergmassen von größerm oder kleinerm Umfange erheben sich auf der Mondfläche häufig und größtentheils schroff aus Niederungen und Tiefen, oder auch auf hochgelegenen Landstrichen. Oft stehen sie einzeln vor und bei Hauptgebirgen und Kratern, mehrfältig machen sie auch eine Reihe aus, die rundförmig um kleinere oder größere vertiefte Flächen herumgeht. Die Bergkegel, die sich mitten in den Gruben und Kratern des Mondes erheben, werden gewöhnlich mit dem Namen Centralgebirge bezeichnet. 6) Mondrillen. Mit guten Fernröhren bemerkt man kanalähnliche Vertiefungen, welche bei einer geringen Breite von etwa 1 — 3000 Fuß, 10, 30 — 40 Meilen weit in Niederungen und oft über Höhenreihen hinweg sich hinziehen und durch kleinere oder größere Gruben hindurchgehen. In der Mondrille, die im Mare vaporum an die Gebirge des Agrippa sich anschließt, bemerkt man beim Higinus ($6^{\circ} 15' \text{ W. L.}, 7^{\circ} 20' \text{ N. B.}$) selbst noch Einsenkungen, die bei günstiger Beleuchtung deutlich als höchst zarte Pünktchen sichtbar sind. Eine der größten Rillen befindet sich unweit der eben erwähnten und kann als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden. Sie fängt in einem kleinen Grübchen an, läuft über mehre Höhen hinweg und endet auf einer hohen Bergkluppe des Ariadäus. In den Niederungen des Mare tranquillitatis, im Palus putredinis, im Thebit, zwischen dem Pitatus und Capuanus, beim Alifedea und Piccolomini, und in vielen andern Orten bemerkt man mehr oder weniger in Länge, Breite, Tiefe und Richtung verschiedene Rillen. In den Polarländern des Mondes kommen dergleichen Rillen nicht vor. Rillen von geringern Dimensionen würden daselbst auch kaum bemerkt werden können, da wegen der Rundung der Mondkugel die Polarländer eine sehr schräge in die Seitenansicht übergehende Lage gegen uns haben.

Die Gebirgs- und Tiefenbildungen des Mondes erscheinen theils in lebhaftem Glanze, theils in mattem Lichte, theils in grauer und dunkler Farbe. Sehr merkwürdig ist, daß von mehreren geschlossenen Rundgebirgen und insbesondere vom Tycho, Copernicus, Kepler und Keislarich Lichtstreifen radienförmig ausgehen und in ihrer Helligkeit ungeändert über bedeutend hoch und tief liegende Länderflächen der Mondkugel sich verbreiten. Einzelne Höhen und Grübchen in den Bergländern und in den flachen Gegenden leuchten dabei in so lebhaftem Lichte, daß sie dem Glanze der Venus gleichkommen und bald vor oder nach dem Neumonde in der vom Erdschein erleuchteten Nachtseite des Mondes aufgefunden werden können. Dagegen haben die tief liegenden Gegenden, so weit sie nicht von hellen Streifen durchzogen werden, meistens eine sehr dunkle Farbe, und dunkle Stellen finden sich auch auf einzelnen Rundgebirgen, in den Hochländern und selbst auf einzelnen Bergkegeln. Eine scharfe Trennung zwischen dunkeln und hellen Strecken auf dem Monde findet nur selten statt, meistens geht das Dunkle nach und nach

in das Helle über, wie man diesen Übergang auf Lohrmann's Mondkarte, in der Niederung des Julius Cäsar und bei andern Gebirgen recht gut sehen kann.

Der Mond ist von einer Atmosphäre umgeben, die wenigstens 28mal feiner als die der Erde ist und welche die Höhe der großen Mondgebirge nicht merklich übersteigt. Die geringe Morgen- und Abenddämmerung, die durch diese Atmosphäre erzeugt wird, kann man an den Hörnerspizen des Mondes bald vor oder nach dem Neumonde am besten sehen. Wenn der Mond einen Stern bedeckt, so erfolgt das Verschwinden plötzlich und der Stern scheint kaum merklich am Mondrande hängen zu bleiben. Diese Erscheinung würde sich anders darstellen, wenn der Mond mit einer beträchtlichen Atmosphäre umgeben wäre und man würde als Wirkung der Strahlenbrechung ein längeres Verweilen des Sterns an dem Mondrande bemerken. Bei dieser feinen Atmosphäre werden die Bewohner des Mondes den Himmel stets in einer Reinheit und Klarheit sehen, von der wir, von der dichten Erdenluft umgeben, uns kaum einen Begriff zu machen vermögen. Wasser in verhältnismäßiger Menge gibt es nicht auf dem Monde. Alle Niederungen (sogenannte Meere), Gruben, Einsenkungen und Rillen zeigen sich trocken, und man kann durch gute Fernröhre und bei günstiger Beleuchtung auch in den am tiefsten gelegenen Punkten noch Unebenheiten erkennen, die zuerst verdeckt sein müßten, wenn eine tropfbare unserm Wasser ähnliche Flüssigkeit auf dem Monde vorhanden wäre, die die Tiefen erfüllte. Ebenso wenig sieht man Wolken oder wolkenähnliche Gebilde und Nebel.

Der Mond ist in jeder Beziehung anders gestaltet als die Erde und seine Gebirge sind im Fortgange der Zeiten beträchtlichen Veränderungen unterworfen. Bei den großen Niederungen, bei den verschiedenen Ringgebirgen, bei den Gruben und Einsenkungen sieht man überall eine bestimmte Kreisform vorherrschen; Gebirgsketten schließen sich an die Kreisbogen der Niederungen, und selbst Bergkegel stehen in Rundungen geordnet da. Es treten aber bei all diesen Kreisformen in Bezug auf Reinheit der Begrenzungen, auf festes Aneinanderschließen der Bergzüge charakterisirende Verschiedenheiten hervor. Die großen Bergreihen an den Niederungen sind nicht geschlossen; tiefe Thäler trennen sie mehr oder weniger, und große und kleine Krater bilden Unterbrechungen, indem sie theils in die Niederung, theils in das Hauptgebirge eingreifen. Noch auffallendere Unterschiede zeigen die Rundgebirge von allen Größen. Während bei einem Theile derselben der Bergwall in seinen abfallenden Schichtungen rein begrenzt dasteht, wenig vortragende Bergspitzen hat, Grübchen, Schluchten und Einsenkungen an den Abhängen sich nicht vorfinden, der Krater angemessen tief ist und das etwaige Centralgebirge sich einfach und rein aus der Mitte erhebt: so zeigen andere Krater so feste Formen in ungleich geringerm Maße, die Gebirge verbreiten sich weiter, Schluchten und Thäler trennen sie an mehreren Stellen, andere Gruben und Einsenkungen greifen in dieselben ein, und der Gebirgskamm und die innere Centralhöhe zeigen mannichfache Kuppen und weniger Regelmäßigkeit in ihrer Form. Endlich gibt es ringförmige Bergbildungen, bei welchen der niedere Rücken mehrfach getrennt erscheint und der Fortgang desselben oft nur durch einzelne Bergkegel angedeutet wird, die wie Trümmer eines frühern großen Gebirgszuges dastehen und die eine Niederung umschließen, die gegen die äußere Mondfläche nur wenig vertieft ist.

Überblickt man so den Mond, so drängt sich unwillkürlich die Ansicht auf, daß die zerrissenen Gebirgsformationen ungleich ältern Ursprungs als die festgeschlossenen scharf und bestimmt begrenzten sein müssen, und daß die Mondoberfläche seit Entstehung dieses Weltkörpers Veränderungen erlitten hat und fortgehend erleidet, wie wir dergleichen auf der Erde nicht kennen. Unbezweifelt entstanden die großen

Niederungen oder die sogenannten Mondmeere und die zwischen ihnen gelegenen Hochländer zuerst. Ringgebirge, Gruben, Einsenkungen und Rillen traten später hervor und jeder neu entstehende Krater trug nothwendig zur Zertrümmerung der früher in der Gegend vorhandenen bei. Zur Unterstüzung dieser Ansicht möge nur eines der auffallendsten Beispiele hier Erwähnung finden, das auf der siebenten Section von Lohrmann's Mondkarten zu sehen ist. Auf der südlichen Halbkugel des Mondes im 22.° der Breite und 3.° S. L. liegt an der Grenze des Mare nubium das Ringgebirge Thebit. Das Mare nubium, eine der Eingangs erwähnten großen Niederungen, hat 92 Meilen im Durchmesser und seine Grenzgebirge sind, wie die Karte zeigt, durch viele größere und kleinere Krater und durch mancherlei Schluchten und Trennungen in ihrer ursprünglichen Form verändert und mehr oder weniger zertrümmert worden. Am auffallendsten ist dies durch eine 26 Meilen im Durchmesser große, vor dem Thebit gelegene, durch eine Kille mit Bergwall merkwürdige Ringebene geschehen, deren westlicher Wall in die Grenzgebirge des Mare nubium eingreift und deren östliche minder beträchtliche Höhen im Innern desselben Mare vortreten. Auf der Westseite des eben erwähnten Ringgebirges entstand ferner der Krater Thebit, der 8 Meilen im Durchmesser, ein etwa 4000 Fuß hohes ziemlich festgeschlossenes Randgebirge hat, das eine innere beträchtliche Vertiefung umschließt. Doch eine neuere Grube, durch 10 auf Lohrmann's Karte bezeichnet, mit einem 3½ Meilen im Durchmesser großen und wenigstens 5000 Fuß hohen Rundgebirge hat in den Bergsaam des Thebit eingegriffen, und seine ursprüngliche Form verändert. In dem Randgebirge der Grube 10 ist anderweit noch eine Einsenkung von drei Viertel Meilen Durchmesser entstanden. Es zeigt sich also hier eine fünffach fortgehende, fünffach ineinander eingreifende Rundbildung und es tritt klar hervor, daß jedesmal der kleinere Krater einen Theil des Gebirges des nächst größern zerstörte, daß das Mare nubium die Urform war und die andern beschriebenen Ringgebirge nach der geringer werdenden Größe immer später und später hervorgehoben worden sind. So finden sich unzählige Belege für den Fortgang eigenthümlicher Bildungen auf der Mondkugel, die jedenfalls durch die innern uns unbekanntten Kräfte dieses Weltkörpers, nicht aber, wie Einige glauben wollen, durch äußere Einwürfe bedingt werden.

Es hat demnach die Mondfläche 1) große Umgestaltungen erfahren, neuere Gebirge sind entstanden, ältere mehr und mehr der Zerstörung entgegengegangen und ein Fortgang der Bildung und Umgestaltung ist anzunehmen. 2) Die großen Niederungen oder sogenannten Meere auf dem Monde sind, im Allgemeinen betrachtet, als die ersten Urformationen anzusehen. 3) Unter den Rundgebirgen, welche die zweite Formation bilden, kann man diejenigen für älter halten, bei denen die innern Gruben flach geworden sind und wo die Hauptformen der Randgebirge durch Eingriffe anderer Krater Abweichungen erlitten haben. Je deutlicher die Spuren der Zertrümmerung hervortreten, in desto entferntere Vorzeit würde man das Entstehen eines solchen Gebirges setzen können. Dagegen kann man Ringgebirge für um so jünger achten, je ansehnlicher deren verhältnismäßige innere Vertiefungen sind und je reiner begrenzt die Bergwalle derselben dastehen. Zu den jüngsten Kratern möchten diejenigen zu zählen sein, von denen noch deutlich sichtbarere Streifen radienförmig sich über die nächstgelegenen Ländertheile verbreiten. Über die Zeit, binnen welcher solche Veränderungen vorgehen, ist jetzt ein Aufschluß nicht wohl zu geben, da die ältern Mondkarten zu unvollkommen sind, um Veränderungen daraus abnehmen zu können, und da man neue Bildungen in der jüngsten Zeit auf der Mondfläche nicht beobachtet hat. (54)

Mone (Franz Joseph), geboren am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim, einem Marktstücken unweit Heidelberg, stammt aus einer ursprünglich niederländi-

schen Familie, die sich Moonen schrieb, wie noch sein Großvater sich nannte, der sich in Mingsheim als Kaufmann niederließ. Nachdem er in einer Privatlehranstalt den ersten Unterricht erhalten hatte, kam er 1808 auf das Gymnasium zu Bruchsal, 1812 auf das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität Heidelberg, wo er Philologie und Geschichte und dann Rechtswissenschaft und Naturwissenschaften studirte. Er trat dort 1817 als Privatdocent auf, wurde 1818 Secrétaire bei der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor der Geschichte und erhielt 1825 die Leitung der Universitätsbibliothek, die 1827 unter seiner Mitwirkung durch den Ankauf der salmansweiler Sammlung bedeutend vermehrt ward. In demselben Jahre nahm er einen Ruf auf die Universität zu Löwen an. Nach der belgischen Revolution ward er von der provisorischen Regierung außer Thätigkeit gesetzt, blieb jedoch noch mehrere Monate in Belgien und kehrte erst im Frühjahr 1831 nach Heidelberg zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Im April 1832 übernahm er die Redaction der karlsruher Zeitung. Von seinen Schriften nennen wir: „Einleitung in das Nibelungenlied“ (Heidelberg 1818); „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (2 Bde., Heidelberg 1822 — 23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ bildet; „Historia statisticae“ (Löwen 1828, 4.) und „Reinhart Fuchs“ (Stuttgart 1832), aus Handschriften des 9. und 12. Jahrhunderts herausgegeben.

Montalivet (Camille, Graf von), Sohn des Ministers des Innern unter Napoleon I. P. B. Montalivet, wurde 1801 geboren, im Collège Henri IV erzogen und gelangte durch Verwendung von Bertin de Vaux zur Pairie mit Hinterrückung seines ältern, jetzt verstorbenen Bruders. Der junge M. schrieb eine freisinnige Broschüre: „Un jeune pair aux Français de son âge“ (Paris 1827), wurde Mitglied und Secrétaire der Gesellschaft Aide-toi, le ciel t'aidera, und zog beim Ausbruche der Juliusrevolution die Nationalgardienuniform an. Als Lauffitte die Präsidentschaft des Ministerrathes erhielt, wurde der noch nicht 30jährige M. Minister des Innern. Es schien sich ihm eine glänzende Laufbahn zu öffnen. Zur jeune France gehörig, konnte er leicht Sympathie bei der französischen Jugend und bei den Massen finden. Sein früheres Leben war durchaus fleckenlos, wie es bei einigen seiner Collegen im Ministerium nicht der Fall war. Das erste Auftreten M.'s als Minister machte ihm auch in der That alle Ehre. Er zeigte, als bei dem Proceß gegen die Minister Karl X. das Volk in heftiger Aufregung war, Entschlossenheit und geleitete zu Pferd die Erminister nach Vincennes. Bald aber zerfiel M. mit der öffentlichen Meinung. Neidisch auf Dillon-Barror's Ansehen, betrieb er zur Zeit der Unruhe an der Kirche St.-Germain l'Auxerrois die pariser Maires in sein eignes Hotel, anstatt sie zum Präfecten gehen zu lassen, machte diesem noch Vorwürfe in der Kammer und erklärte ihm, als er sich beleidigt fand, es sei eher begreiflich, wenn man von oben herab empfindlich sei als von unten nach oben. Durch diese Worte verlor der junge M. seine Beliebtheit. Er wäre dennoch Minister des Innern geblieben, wenn nicht bald darauf, am 13. Mai 1831, Casimir Périer diese Stelle für sich auserkoren hätte. M. begnügte sich von nun an mit dem Ministerium des Unterrichts und Cultus. Seitdem kam er fast täglich in Streit mit der Opposition, besonders aber als er von der Rednerbühne herab in einer geschriebenen Rede die Franzosen „Unterthanen“ ihres Königs nannte, eben des Königs, der von den Franzosen zum König erwählt, sie in der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung „Kameraden“ genannt hatte. Übrigens waren die geschriebenen Reden M.'s gewöhnlich ausgezeichnet, wenn sie von Malitourne verfaßt waren, wie die Rede über das Wahlgesez, oder von Billemain, wie bei der Verhandlung über die Erblichkeit der Pairie, von Couffin, wie beim Unterrichts-geseze; allein durch jeden improvisirten Vortrag zog der Minister der Regierung große Unannehmlichkeit zu,

bei der Erörterung über „sujet“ hatte sie ihm gar eine von Dblon-Barrot und der ganzen Opposition unterzeichnete Protestation zu verdanken. Während Périer's Krankheit ward er am 28. Apr. 1832 wieder zum Minister des Innern ernannt, bei der Bildung des neuen Ministeriums unter Soult's Vorzüge am 11. Oct. 1832, verlor er seine Stelle und wurde Intendant der Civilliste. M. ist ein schöner und feiner junger Mann und Ludwig Philipp ist ihm persönlich sehr gewogen. (15)

Montbel (Guillaume Isidore, Baron de), ehemaliger Minister Karl X., stammt aus einer sehr angesehenen Familie zu Toulouse, wo er 1786 geboren wurde. Sein Vater starb während der Revolution auf dem Schaffot. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba diente M. unter den königlichen Freiwilligen. Nach der zweiten Restauration wurde er als Nachfolger seines Freundes Billèle Maire von Toulouse. Von dieser Stadt 1827 zum Abgeordneten ernannt, war M. in der Kammer der Repräsentant des gefallenen Billèle. Er verlangte bei Erörterung der Adresse, daß die Stelle, worin man Karl X. dafür dankte, Frankreich von Billèle's Ministerium befreit zu haben, weggelassen werde; stimmte gegen die Petition des Advocaten Duplan für die Anklage desselben Ministeriums; erhob sich gegen die Pressfreiheit, welche ihm zufolge der Grund von der Ermordung des Herzogs von Berri war; verlangte, daß kein Journal ohne Autorisation erscheinen dürfe, da nichts so gefährlich sei als die Concurrenz der Journale, denn Concurrenten müßten Alles wohlfeil geben; sprach gegen Labbey de Pompiere, der auf Anklage des Ministeriums Billèle antrug; widersetzte sich dem Vorschlage, daß die Pressvergehen durch die Jury gerichtet werden sollten, und sprach gegen die Austreibung der Jesuiten. Bei Eröffnung der Sitzung von 1829 wollten ihm seine Anhänger die Vicepräsidentschaft der Kammer verschaffen und er erhielt 62 Stimmen. Am 19. Febr. bekämpfte er das Ausschließen der Berathung über Pompiere's Antrag und verlangte, daß sich die Kammer dafür oder dagegen entscheide; er sprach später gegen Isambert's Petition über die Missionare, beklagte sich über den griechischen Feldzug, machte bei Gelegenheit der Budgetsberechnung von 1827 von Neuem den Lobredner Billèle's, rühmte den spanischen Krieg, die Emigrirrendotation, die Dreiprocent's; erhob sich, als man die Erwählung der Maires durch die Communen verlangte, gegen den Mißbrauch des Petitionsrechts, schloß seine Rede mit einem heftigen Angriffe gegen die constituirende Versammlung und wurde am 8. Aug. 1829, während er in Toulouse war, zum Ministerium des Unterrichts und Cultus berufen. Er nahm das Portefeuille, um welches er nicht gebeten hatte, ungern an; am 14. Aug. in Paris angelangt, leistete er am 16. den Eid und übernahm am 19. sein Amt. Als Unterrichtsminister führte M. die von Vatissinot vorbereiteten Verbesserungen aus und suchte die Ungerechtigkeiten von Frayssinous wieder gutzumachen. Dem Verlangen der devoten Partei, daß die Hörsäle von Cousin, Guizot und Villemain geschlossen würden, gab er nicht nach. Durch Guernon de Ranville ersetzt, wurde er an Labourdonnaye's Stelle Minister des Innern, aber nur aus Gehorsam für den Willen Karl X. Seine Bemühungen für das Loos der Gefangenen und die Verbesserungen im Ackerbau werden allgemein anerkannt. Er suchte vergebens seine Entlassung und befolgte dann das System der übrigen Minister. Das sehr angegriffene Umlaufschreiben bei Gelegenheit der vorletzten von Karl X. veranstalteten Wahlen, das in dem Ministerproceß durch Persil dem Grafen von Peyronnet zur Last gelegt ward, ist von M. Drei Tage nach der Auflösung der Kammer dachte Karl X. an die Erwählung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze Peyronnet stehen sollte; schon war M. aus dem Ministerium geschieden, und drei Tage hindurch widerstand er allen Einladungen, wieder einzutreten; erst bei dem förmlichen Versprechen Karl X., daß er ihn baldigst entlassen werde, fügte er sich und gehorchte, wie er später in einem

Memoire erklärte, dem Befehle mit tiefer Betrübniß. Er ward Finanzminister, mußte von Neuem ein Wahltrundschreiben verfassen, welches dem vorigen ähnlich lautete, und wurde am 24. Jun. von Toulouse zum Abgeordneten wieder ernannt. Er unterzeichnete die Erdonnanz auf ausdrücklichen Befehl Karl X. und sagte ihm dabei: „Ich unterzeichne mein Todesurtheil“. Nach den drei Tagen flüchtete er sich und lebt jetzt in Wien, wo er 1832 seine interessante Denkschrift über den Herzog von Reichstadt herausgab, deren Verdeutschung (Leipzig 1833) mehre vom Verfasser mitgetheilte Verbesserungen und Ergänzungen hat. (15)

Montesquiou = Fézensac (François Xavier Marc Antoine, Herzog von), französischer Staatsminister, wurde in dem Schlosse seiner Familie, Marfan bei Auch, 1757 geboren und trat früh in den geistlichen Stand, indes sein älterer Bruder die Kriegslaufbahn wählte und Maréchal de Camp wurde. Der Abbé M. wurde 1785 Generalagent der Geistlichkeit und einige Jahre später von der pariser Geistlichkeit zum Deputirten bei den Generalstaaten ernannt. Hier zeigte er anscheinend Mäßigung, die jedoch sehr zweideutig schien, weshalb Mirabeau, nachdem er ihn einmal hatte reden hören, ausgerufen haben soll: „Trauet ja dieser kleinen Schlange nicht, sie wird euch verführen!“ Er war es, welcher der constituirenden Versammlung ankündigte, die Geistlichkeit sehe ein, daß sie Unrecht gehabt habe, sich von ihren Collegien zu trennen, und sie wolle von nun an brüderlich mit ihnen über das Beste des Staats berathen. Als jedoch drei Monate nachher jene Versammlung die Güter der Geistlichkeit zu den Staatsgütern schlagen wollte, widersetzte sich M. diesem Schritte, wiewol ohne Erfolg; die Veräußerung derselben wurde beschloffen, und da M. sich das Zutrauen der Mehrzahl erworben hatte, so wurde er Mitglied der Commission, welche die Veräußerung der geistlichen Güter besorgen sollte. Er soll sich dieses Auftrags so gut entledigt haben, als ob er niemals zur Geistlichkeit gehört hätte. Ebenso unparteiisch führte er 1790 den Vorstoß bei der constituirenden Versammlung. Als die Aufhebung der Klöster zur Sprache kam, widersetzte er sich diesem Vorschlage, behauptete, dies würde die Klostergeistlichen von ihren Gelübden entbinden und bestritt der gesetzgebenden Macht das Recht dazu, und als diese Meinung verworfen wurde, verlangte er wenigstens, man solle die Mönche in ihren Klöstern aussterben lassen. Den von der Geistlichkeit abzulegenden Eid zum Gehorsam gegen die Civilverfassung billigte er, schlug aber hiernach vor, der König solle vom Papst die Genehmigung jener Verfassung begehren, welches natürlich verworfen wurde. Bei der Frage, wem das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen im Staate zustehen müsse, entschied er sich für das ausschließende Vorrecht des Königs, meinte aber, die gesetzgebende Versammlung müßte das Bestätigungsrecht besitzen. Überhaupt aber stimmte er in jener Session mit der antirevolutionnairn Partei, das heißt mit der rechten Seite, die man auch die aristokratische nennen konnte, und blieb in Verbindung mit dem Hofe, ohne jedoch mit der entgegengesetzten Partei zu zerfallen; er wußte im Gegentheil ihre Gunst sich zu sichern, oder doch eine ziemlich günstige Meinung von seiner aufgeklärten und unparteiischen Gesinnung zu geben. Als aber der Pöbel ansing in Paris zu walten und Angriffe auf die Tuilerien zu wagen, hielt es M. nicht länger für rathsam, in Frankreich zu bleiben, zudem da der Geistlichkeit, besonders dem nicht zur Revolutionspartei sich schlagenden M., wenig Sicherheit übrigblieb. Er flüchtete nach England, und während seiner Abwesenheit wurde er vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt. Als jedoch die Schreckenszeit vorüber war, kam er wieder nach Frankreich zurück. Er hatte, wie es scheint, mit den verbannten Bourbons die Abrede getroffen, daß er ihre Angelegenheiten in Frankreich besorgen würde. So übergab er den sonderbaren Brief, worin Ludwig XVIII. Napoleon gebot, ihm seine Stelle abzutreten. Man ließ anfangs diesen Agenten in Ruhe und bediente sich seiner, um der verbannten Königsfamilie alle Hoffnung zu benehmen; zuletzt

aber ward man dieser Agentschaft müde, zumal da M. mit andern Royalisten in enger Verbindung zu stehen schien. Man wollte ihn nach Monaco verbannen. M. schloßte vor, er habe keine Unterhaltsmittel in der Fremde, worauf man ihm verstattete in Paris zu bleiben. Er lebte hier in der Verborgenheit bis zur Staatsumwälzung im Jahre 1814, wo er auf einmal zu den höchsten Posten im Staate emporstieg. Er wurde nämlich zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt. Einige meinen, er habe die Charte von 1814 entworfen, dies scheint jedoch ungegründet. Als Ludwig XVIII. angelangt war, ernannte er M. zum Minister des Innern. Er hatte hier einen schwierigen Posten, dem er nicht gewachsen war. Besonders erregte er große Unzufriedenheit mit seinem Gesetze über die Presse; dies sollte ein Gesetz zu Gunsten der Pressfreiheit sein, wie es verlangt wurde und zugesagt war; er aber schlug die Censur vor und entschuldigte dies damit, daß er behauptete, der Ausdruck in der Charte: „réprimer les abus“, bedeute so viel als „prévenir les abus“. Man machte sich in Paris über diese Ausflucht, die man eine jesuitische nannte, sehr lustig. M. beging noch mehr solcher politischen Fehler, und als er es auch den Royalisten nicht recht nach Sinne machte, so hatte sein Ministerium keine Stütze. Nach der Landung Napoleon's hielt er es fürs Beste, nach England zu flüchten. Er kam erst nach Frankreich zurück, als Ludwig XVIII. wieder in den Tuilerien saß. Er hatte sein Ansehen verloren und wurde nicht weiter in Staatsgeschäften gebraucht. Er zog sich in die Provinz zurück und lebte hier bis zu seinem Tode im Anfange des Jahres 1832. Als das Nationalinstitut im J. 1816 von Ludwig XVIII. umgestaltet wurde, ernannte ihn eine königliche Verordnung zum Mitgliede der Académie française, welches sonst durch die Wahl der übrigen Mitglieder geschieht. Er erschien aber nie in dieser gelehrten Versammlung, und als ihn einst Jemand um seine Stimme bat, soll er mit Verwunderung gefragt haben: ob er zur Akademie gehöre. Jedoch behauptet man, daß er stets seinen Gehalt als Akademiker sehr regelmäßig in Empfang genommen habe. (25)

Montgomery (James), am 4. Nov. 1771 zu Irvine in Ayrshire geboren, wurde nach der Trennung von seinem Vater, der als Missionar nach Westindien ging und dort bald starb, in der Bildungsanstalt der Brüdergemeinde zu Fulnek in Yorkshir erzogen. Anfangs neigte er sich zum geistlichen Stande, und die Vorsteher der Anstalt suchten die glücklichen Anlagen des Knaben diesem Berufe gemäß auszubilden. Schon in früher Jugend machte er Verse, schrieb im 14. Jahre ein komisches Heldengebicht von mehr als 1000 Versen und entwarf im 15. den Plan zu einem Epos, dessen Held Alfred war. Vergebens suchten die Vorsteher der Lehranstalt ihn von einer Neigung abzuziehen, welche sie für unvereinbar mit dem von ihm gewählten Berufe hielten. Er bereute jedoch bald seinen Entschluß und verfiel aus Kummer über seine, wie es ihm schien, unabänderliche Bestimmung in eine schwere Krankheit, während welcher die Vorsteher seine Abneigung gegen den geistlichen Stand erfuhren, ihm das gegebene Wort zurückgaben und ihm einen weitern Entschluß über seine Zukunft frei stellten. M. wählte den Kaufmannsstand, und man brachte ihn als Lehrling unter. Sein Wunsch trieb ihn nach London, und ohne Freund, ohne Mittel machte er sich mit einem Bande handschriftlicher Gedichte auf den Weg. Bittere Noth war seine Begleiterin, und er war froh, als sich ihm endlich eine Gelegenheit bot, die begonnenen Lehrjahre fortzusetzen. Später ward er Theilnehmer an einer in Sheffields begonnenen Zeitschrift, welche er, als der ursprüngliche Eigenthümer England verlassen mußte, als alleiniger Herausgeber unter dem Titel „Aris“ fortsetzte. Seine Grundzüge zogen ihm Verfolgung zu und er wurde nach der zweiten gerichtlichen Anklage zu sechswochentlicher Haft verurtheilt. Im Gefängnisse schrieb er Gedichte, die er 1797 unter dem Titel: „Prison amusements“ herausgab. Der Beifall, den seine Erstlinge fanden, ermunterte ihn, und 1806 erschien sein Gedicht „The wanderer of Switzerland“,

das trotz einer strengen Kritik in dem „Edinburgh review“ M.'s Ruf gründete. Darauf folgten „The Westindies“ (1810), „The world before the flood“ (1815), „Greenland“ (1819), die Geschichte der Gründung der Mission der Brüdergemeinde; „Songs of Zion“ (1822) und andere Dichtungen. Ein geistreicher Schottländer nennt M. den religiösesten aller Dichter dieses Jahrhunderts in seinen Poesien sowol als im Leben. Alle seine Gedanken und Gefühle erhalten von der Religion Licht und Farbe. In ihr lebt und webt er; der Geist der Frömmigkeit durchdringt seine Schriften und seine Frömmigkeit ist wahr und echt. Sein Moralisiren ist nur oft störend und ermüdend, sowie er sich in einer gewissen Schwermuth zu sehr gefällt, als daß man derselben ein stets gleiches Interesse schenken könnte. Sein warmes Gefühl, seine reiche Phantasie verleugnet sich nirgend, und am wenigsten dann, wenn sein Herz von Dankbarkeit gegen den Schöpfer überfließt, und die Liebe zu seinen Mitmenschen ihn begeistert (5)

Montgomery (Robert). Dieser noch junge, aber ausgezeichnete Dichter ist ein Geistesverwandter von James M. Sein didaktisches Gedicht: „The omnipotence of the Deity“ (London 1828), hat ihn dem Publicum zuerst vortheilhaft bekannt gemacht. Diesem Gedichte folgten andere, namentlich „Satan“ (1830) und zuletzt „The Messiah“ in sechs Büchern, eine Dichtung, welche durch Erhabenheit des Gegenstandes, Reichthum der Phantasie und schöne Diction sich auszeichnet. Mehre englische Kritiker sind über M.'s poetische Erzeugnisse mit Härte und Feindseligkeit hergefallen; doch hat man ihm seit der Erscheinung seiner neuesten Dichtungen immer mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ein inniges und tiefes poetisches Gefühl charakterisirt seinen „Messias“, in welchem man neben der Erhabenheit der Ideen und Gefühle den kindlichen Sinn für natürliche Schönheit und ein stetes Erheben der Seele über den Wechsel und die Vergänglichkeit des Lebens bewundert. In den ersten zwei Büchern gewahrt man ein Mißverhältniß zwischen der Ausdehnung des Gegenstandes und der noch nicht ganz gereiften Kraft des Dichters, ein Mißverhältniß, das zuweilen Dunkelheit des Ausdrucks erzeugte; in den folgenden Büchern dürfte dagegen nur hier und da ein Mangel an der letzten Feile zu rügen sein. Er gab 1831 zu London die Reisen der Missionare Tyerman und Bennet heraus. (Vgl. Missionen.) (5)

Monumenta Boica nennt man die in 27 Quartbänden abgedruckten Urkunden von 74 altbairischen Klöstern, wovon jedoch ein großer Theil aus Hund's „Metropolis Salisburgensis“ und einigen Specialklostergeschichten früher schon bekannt waren, und dazu die in einigen Bänden abgedruckten Urkunden der münchener Kirchen und Stiftungen, meist nur von dem Geheimrath von Krämer zu dem Ende gesammelt, um daraus sein Lieblingsfach, die Geschichte der münchener Stadtgeschlechter, zu erläutern. Das Unternehmen begann 1763 unter Leitung der Akademie der Wissenschaften durch die Akademiker Pffel, dann Schollner, dann Westenrieder und wurde bis 1829 fortgeführt. Leider ist aber dieses Werk vom 1. bis 16. Band, also bis 1795, mit einer unbeschreiblichen Nachlässigkeit, Mangel an aller Kritik und vernünftiger Auswahl und mit Anhäufung der unbedeutendsten Dinge fortgeführt worden, sodaß selbst Westenrieder, der jedoch nachher, wie in Allem auch hier seine frühern Meinungen gewechselt, eingesehen mußte, man habe dabei gleichsam im Schlaf gearbeitet. Als endlich 1815 K. H. von Lang in einem eignen Schriftlein die „Monumenta Boica“ vor den Richterstuhl der Kritik foderte, auf der einen Seite der Akademiker Günther darüber in heftige Reden ausbrach, die münchener Kreisregierung aber den Ankläger der „Monumenta“ wegen Verunglimpfung der Akademie, als einer moralischen Person, vor Gericht gestellt wissen wollte, vermeinte endlich gleichwol die Akademie dahin zu capituliren, daß sie mittels einer nochmaligen Revision alle begangenen hauptsächlichsten Les-, Schreib- und Druckfunden als besondern Anhang nachzutragen ver-

sprach, welches aber, da der Druck dieser Verbesserungen zwei Quartbände betragen haben würde, unterblieben ist. Vom 17. Band an, wo man die Abschriften vorher im Archiv controlirte, wurden der Mängel insofern etwas weniger; ganz gut sind der vom Kanonicus Braun in Augsburg bearbeitete 22. und 23. Band über das Kloster St.-Ulrich in Augsburg, obgleich es gar nicht zu den bairischen Klöstern gehörte und ohne Auswahl auch hier alle Urkunden aufgenommen wurden, und dann noch vorzüglicher vom Professor Moriz der 24. Band, Kloster Ensdorf, wol auch noch der 25., Kloster Michelsfeld. Von nun an fiel man, allen Erinnerungen zum Troz, wieder in den alten Schlandrian zurück, unter dem Eigensinn des allem neuen Fortschreiten widerstrebenden Westenrieder, wovon noch sein 27. Band, Kloster Reichenbach, ein klägliches Beispiel gegeben. Endlich, seit dem Einwirken des Freiherrn von Hormayr, drang doch wenigstens vorerst der Wille zu etwas Besserm durch, und die „Monumenta“ erscheinen seit 1829 als „Nova collectio“, wovon bis jetzt Band 1 und 2, oder „Monumenta“ Band 28 und 29, sämmtlich archivarishe Kaiserurkunden von 777—1146, und dazu vier passauer Codices gibt. Allein auch dieses neue Unternehmen, sowie es bis jetzt angefangen worden, läßt noch viel zu wünschen übrig. Überall sind weitläufige ermüdende Notizen über Graphik, Semiotik, die nichts Besonderes darbieten, angehängt, dagegen fehlt es auch hier an allen Erklärungen der Ortsnamen und selbst an allen Registern, auch an Vorreden und Einleitungen, die den Leser und Sucher über die rechten Standpunkte belehren könnten. Unter den Codicibus ist einer, den Moriz schon besser, mit Erklärungen und Register, in von Freyberg's Sammlung gegeben, unnöthigerweise hier noch einmal abgedruckt, aber ohne Erläuterungen. Überhaupt haben diese passauer Codices mehr Werth für die östreichische als die altbairische Geschichte. (35)

Monumenta Germaniae historica. So heißt die neueste Sammlung der ältesten deutschen Geschichtsurkunden, Gesetze, Geschichtschreiber vom Anfang der Karolingerzeit. Vorerst die Scriptoren begreifend, sind jetzt zwei Foliobände unter Leitung des Archivars Perz in Hannover 1826—29 mit vieler Eleganz erschienen. Wir verdanken der frankfurter Gesellschaft der alten deutschen Geschichte wenigstens diese kostbaren Früchte und diese bleibenden Zeichen eines frühern, fast zu poetischen Lebens, nach weit auseinander fahrenden Planen, unter dem zu ministeriellen, dictatorisch einwirkenden Herrn von Stein, dem der bessere Stern doch noch Perz zuführte, der auch seinerseits wieder den Glücksstern gehabt hat, in Wien, in Italien, selbst in Rom, in Frankreich, in den Niederlanden und in England überall auf die liberalste Art Zutritt zu erhalten. Was wir im Allgemeinen beklagen, ist die Erfahrung, wie wenig großes Neues auf diesen Wegen gefunden worden, und wie wenig Echtes jetzt überhaupt noch zu hoffen sein möchte. Inzwischen sind bessere vollständigere Texte und Codices, als wir bisher hatten, auch schon kein kleiner Gewinn, indem unsere bisherigen Ausgaben, z. B. nur Otto von Freisingen, mehr im Argen staken, als man nur ahnen möchte. Von Alcuin und Eginhard verspricht Perz ganz neue Briefe. Die Hauptstücke, welche der erste Theil enthält, sind außer Eginhard und Regino mehre Annalen, darunter besonders die Annales Laurishamenses, Nazariani, Fuldenses; im zweiten Theil Ekkehardus' „Casus S. Galli“, Nithardus' „Nigelli carmina“, und es fragt sich, ob nicht der kleinern fragmentarischen Annalen und Legenden allzu viele, während wir noch ungern den Fredegarius, Helmodus, Adamus Bremensis, Otto Frisingensis u. s. w. entbehren müssen. Können wir es denn am Ende mit allen diesen Annalen, wo so oft immer Einer den Andern ausschreibt, nicht auch halten wie die Alten mit ihrem Beda oder Eusebius, einen zu Grund gelegt, jedes Jahr beigefügt, was andere Annalen neu oder mit veränderten Umständen ebenfalls erzählen, und blos citirt, wo Andere nur nachgebettet haben, eine Art Annalen- oder Chronikenharmonie? (35)

Moratin (Leandro Fernandez di), spanischer Dichter, 1758 zu Madrid geboren, erhielt unter der Leitung seines Vaters, Nicolas Fernandez di M., des ersten lyrischen Dichters der Spanier im 18. Jahrhundert, eine treffliche Erziehung, die seinen Geist mit reichen Kenntnissen ausstattete und seinen Kunstsinne ausbildete. Kurz vor seines Vaters Tode warb der junge Dichter unter erborgtem Namen um den von der spanischen Akademie ausgesetzten Preis und sein Gedicht auf die Eroberung Granadas erhielt eine ehrenvolle Erwähnung; er selber aber erkannte bald die Mängel dieses Versuches, den er nie in die Sammlung seiner Werke aufnahm. Das zweite Gedicht, das er der Akademie 1782 vorlegte: „Leccion poetica“, erhielt den Nebenpreis; es ist eine geistreiche Satire auf die damaligen Verirrungen der spanischen Poesie. Später wandte sich M. der dramatischen Dichtkunst zu. Seinem ersten Lustspiel: „El viejo y la niña“, das 1787 erschien, folgten bald „El cafe“, durch witzigen Dialog ausgezeichnet, „El baron“, in seiner Charakterzeichnung hervorstechend, „La mojigata“, durch moralische Tendenz sich empfehlend, und „El si de las niñas“, durch glückliche Situationen und gelungene Zeichnung der gesellschaftlichen Sitten wirksam. Dieses letzte 1805 erschienene Stück, mit welchem M. seine dramatische Laufbahn schloß, wurde der Inquisition von seinen Feinden als ein anstößiges Werk angegeben, fand aber so allgemeinen Beifall, daß der Dichter gegen alle Verfolgungen geschützt blieb. Er hoben sich M.'s dramatische Werke auch nicht zu der höchsten Kunstvollendung, so zeichnen sie sich doch durch Einfachheit des Plans, geistreiche Charakterdarstellung, lebendigen Dialog, so sehr aus, daß er der Wiederhersteller der tief verfallenen spanischen Bühne wurde, und mehren begabten jüngern Dichtern, wie Monim, Cortes, Villaverde, Solis, eine glückliche Richtung gab. Als lyrischer Dichter erreicht er seinen Vater weder in Originalität, noch in Kraft und Feuer, aber er ist dagegen glücklich in der Wahl patriotischer und bedeutender Gegenstände, und zeigt hohe Vollendung der metrischen Form. Unter seinen Idyllen, Sonetten und Episteln findet man einige in dieser Hinsicht ausgezeichnete Dichtungen. Als Satiriker machte er besonders durch das Gedicht „Las dias“ Aufsehen. M. war mit dem allwaltenden Günstling Manuel Godoi in Verbindung gekommen, der ihm seinen Schutz gewährte und ihm zwei geistliche Pfründen gab, die ihm seinen Unterhalt sicherten, obgleich er nie die geistlichen Weihen erhalten hatte. Auch soll er zu einer Reise durch Frankreich, England, Italien und Deutschland Unterstützung von dem König erhalten haben. Nach seiner Rückkehr ward er von Karl IV. zum Secrétaire bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und Joseph Bonaparte machte ihn zu seinem Bibliothekar. Nach der Schlacht von Baylen folgte er dem König an den Ebro. Als die französische Herrschaft gefallen war, lebte er zurückgezogen in Valencia, bis ihn Elio's Verfolgungen zur Flucht nach Barcelona zwangen, wo er bis 1821 blieb. Später ging er nach Bordeaux und 1827 nach Paris, wo er seitdem seinen Aufenthalt nahm. Er beschäftigte sich in Frankreich mit der Sammlung seiner Schriften: „Obras dramaticas y liricas“ (3 Bde., Paris 1825), in welche er, strenge prüfend, mehre seiner früheren Arbeiten nicht aufnahm. In der letzten Zeit seines Lebens bearbeitete er eine Geschichte des spanischen Theaters, die er aber bei seinem Tode am 21. Jun. 1828 nur bis auf Lope de Vega hinabgeführt hatte. Nach seiner Verfügung sollten die zu der Fortsetzung dieses Werkes bestimmten handschriftlichen Materialien verbrannt werden, was auch geschah, nachdem man eine Abschrift davon genommen hatte. Sein Freund Silvela wird diesen Nachlaß bearbeiten. M. gab die Werke seines Vaters unter dem Titel „Obras postumas“ (London 1825) heraus.

Morawski (Gottlieb), geboren am 3. Apr. 1793 zu Pivonice in der Wojwodschafft Kalisch, erhielt seine Bildung auf den Lyceen zu Breslau und Warschau, und nachdem er in der Hauptstadt das Studium der Rechte vollendet hatte,

war er bis 1816 bei dem dortigen Stadtgerichte angestellt. Schon damals glaubte er der Hoffnung entsagen zu müssen, die dem Königreiche Polen gegebenen constitutionellen Formen sich frei entwickeln zu sehen, und aus Liebe zur Unabhängigkeit verließ er die Laufbahn des Staatsdienstes, so glänzende Aussichten sich ihm zeigten. Er lebte zurückgezogen auf seinen Gütern, mit der Verbesserung des Zustandes seiner Bauern beschäftigt, bis der Ruf seiner Mitbürger ihn in den Woiwodschaftsrath und 1826 in die Kammer der Landboten rief, wo er sich an die Spitze der Opposition stellte und trotz den Verfolgungen der Polizei unerschrocken gegen die Verletzung der Verfassung und für die Rechte seiner Landsleute sprach. Er unterstützte nicht nur die Anklage gegen die Minister, welche die verfassungswidrigen Ordnungen unterzeichnet hatten, sondern erhob auch in eigenem Namen eine Anklage gegen den Senatspräsidenten, Stanislaus Zamoyiski, und dessen Collegen, welche Mitglieder der außerordentlichen Commission gewesen waren, die 1826 wegen des Proccesses gegen die patriotische Gesellschaft ernannt wurde. Nach dem Ausbruche der Revolution im Nov. 1830 war er einer der Ersten, welche den Aufstand in der Woiwodschaft Kalisch beförderten. Es gelang ihm nicht ohne große Gefahr, ein als Grenzwache aufgestelltes Kosakenregiment zu entwaffnen, und er kehrte nicht eher zum Reichstage zurück, bis Kalisch unter den Waffen stand. Bei seiner Ankunft in Warschau glaubte er in dem Benehmen des Dictators Chlopicki (s. d.) Gefahr für den Fortgang der Revolution zu erkennen, und als über dessen Wiedererwählung in der Sitzung vom 20. Dec. 1830 verhandelt wurde, war er der Einzige, der sich gegen die einstimmige Meinung der übrigen Landboten erhob, so gefährlich bei dem großen Anhang, den der Dictator damals unter der Menge hatte, ein solcher Widerspruch zu sein schien. Vor der Abstimmung sagte man ihm, eine verneinende Kugel sei beinahe ein Todesurtheil, und er antwortete: „Was ich da erfahre, könnte allein hinreichen, dem General meine Stimme nicht zu geben.“ Er stimmte gegen die Dictatur. Die Drohungen hatten keinen Erfolg; M.'s Vaterlandsliebe war erprobt und er erhielt Beweise gerechter Anerkennung. Die Landbotenkammer wählte ihn zum Mitgliede des Ausschusses, der die Oberaufsicht über den Dictator führen sollte. Als Chlopicki, der in der öffentlichen Meinung keine Stütze mehr fand, im Jan. 1831 die Dictatur niedergelegt hatte und der Reichstag zur Wahl einer Nationalregierung schritt, wurde M. fast einstimmig zum Mitgliede derselben ernannt, und erhielt die Leitung der Finanzen, welchen er bereits früher als Mitglied der Finanzcommission des Reichstags eine eifrige Thätigkeit gewidmet hatte. Er war stets bemüht, die Nationalregierung in der Bahn der Geseglichkeit zu halten, und nach den Ereignissen des 15. Aug. 1831 legte er mit seinen Amtsgenossen seine Stelle nieder. „Wir haben zu viel Ehrfurcht vor den Gesetzen“, sagte er, „wir verabscheuen zu sehr jede Gewaltthat, als daß wir unter so schwierigen Umständen die Verantwortlichkeit der Staatsregierung allein auf uns nehmen könnten.“ Er trat wieder in die Landbotenkammer und hielt sich zu der Partei, welche, allen Unterhandlungen abgeneigt, das Heil des Landes nur in der Entscheidung der Waffen sah. Einige Tage vor dem Sturme verließ er Warschau, um sich als außerordentlicher Regierungskommissair zu Komarino's Corps zu begeben. Im Sept. ging er mit den Mitgliedern der Regierung und des Reichstags über die preussische Grenze und theilte seitdem das Schicksal der Verbannten.

Morier (James) stammt aus einer Familie der französischen Schweiz, und erst sein Vater, wenn wir nicht irren, siedelte sich in England an. Er genoss eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung und wurde früh besonders auch mit den morgenländischen Sprachen bekannt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ging er, noch jung, nach dem Orient, besuchte Persien und reiste über Konstantinopel nach England zurück. Einen Bericht über diese Reise gab er in den „Travels in Persia,

Armenia and Asia minor to Constantinople" (London 1812, 4.). Er kam 1810 wieder nach Persien, wo er bis 1816 als britischer Gesandter blieb, und bald nach seiner Rückkehr gab er „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (London 1818, 4.) heraus. Die günstigen Verhältnisse, in welchen M. während seines Aufenthaltes am persischen Hofe stand, gaben ihm vielfältige Gelegenheit, Land und Volk kennen zu lernen, und hatte er sich schon in jenen Reiseberichten als einen feinen Beobachter erprobt, so zeigte er in seinen später anonym herausgegebenen Werken ebenso sehr die Gabe glücklicher Auffassung der Volkseigenheiten, als geistreiche und lebendige Darstellung. Seit Hope in seinem „Anastasius" mit dem glänzendsten Erfolge morgenländische Sitten in dem Gewande eines Romans zu schildern versuchte, hat ihm Niemand glücklicher nachgestrebt als M. in „The adventures of Hajji Baba of Ispahan" (3 Bde., London 1824, deutsch von Lindau, Leipzig 1824), obgleich keineswegs Nachahmer des Vorgängers, sondern seinen Stoff mit Eigenthümlichkeit auffassend, indem er ein frisches und lebendiges Gemälde persischer, kurdischer und türkischer Sitten in echt morgenländischer Färbung gibt. Eine Sendung nach Mexico, welche die Regierung ihm auftrug, hielt ihn einige Jahre ab, die Geschichte seines persischen Gibblas wieder aufzunehmen, wie er es versprochen hatte. Bald nach seiner Heimkehr aber erschien: „The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England" (2 Bde., London 1828, deutsch Stuttgart 1829). M. versetzt sich mit großer Gewandtheit in den Charakter des Persers, den er als Beobachter und Theilnehmer in das europäische Volksleben stellt, und während Montesquieu in seinen „Lettres persannes", Littleton in der Nachahmung derselben und Goldsmith in seinem „Citizen of the world" es nicht verstanden, den fremden Charakter durchzuführen, denkt, schreibt und spricht M. wie ein Perser. Sein neuestes Werk: „Zohrab, the hostage" (3 Bde., London 1832, deutsch von Sporschild, Braunschweig 1833) zeigt uns in einer lebendigen Erzählung, deren Schauplatz Persien unter dem kriegerischen Aga Mohammed Schah ist, neue Seiten des Charakters und der Sitten des Volkes.

Mozikkapelle. Unter den Kunstsammlungen Deutschlands nimmt der königliche Bildersaal in der Mozikkapelle zu Nürnberg eine bedeutende Stelle ein. König Ludwig von Baiern ergriff die Idee, in Nürnberg, wo die oberdeutsche Malerschule in Dürer und seinen Schülern die schönsten Blüten getragen hat, eine Sammlung zu gründen, welche uns bildlich alle Zeiten dieser Schule, von ihrem eigenthümlichen Emporblühen bis zu ihrem spätern Sinken vorüberführen sollte. Zu der für den Forscher interessantesten Vergleichung sollte noch eine kleinere Sammlung von Bildern, auf gleiche Weise den Weg bezeichnend, den die niederdeutsche Schule ging, angereicht werden. Mit großer Umsicht und Kenntniß wurde diese Idee durch den Centralgaleriedirector von Dillis ins Leben geführt, und, dieses geschichtliche Gemälde deutscher Kunst aufzunehmen, die Mozikkapelle als der würdigste und passendste Ort ausgewählt. Diese Kapelle, selbst ein Denkmal jener Zeit, von den angesehenen nürnbergischen Familien Mendel und Geuder 1313 in einfachem Style erbaut, wurde immer zu kirchlichen, bloß in der letzten Zeit zu andern Zwecken benutzt; sie mißt 92 Fuß in der Länge und 22 in der Breite und konnte im Geiste ihrer Bauart sehr zweckmäßig in einen Bildersaal umgewandelt werden. Die Anordnung und Aufstellung der Bilder wurde unmittelbar von Dillis geleitet, und der Bildersaal am 25. Aug. 1829, dem Geburts- und Namensfeste des Königs, zum ersten Mal dem Besuche geöffnet. Selten verläßt seitdem ein Fremder Nürnberg, ohne ihn besucht zu haben, und besonders sieht man an jedem Sonntagsmorgen die Bewohner Nürnbergs gern in der freundlichen Halle weilen, wo, durch die hohen Bogenfenster günstig beleuchtet und in wunderbarer Farbenpracht, gehoben durch reiche Rahmen, die Bilder in

ihrem eigenthümlichen Leben zu dem Beschauer sprechen und ihm lehren, was deutsche Kunst ist. Die Sammlung enthält 141 Nummern, von denen 40 die niederdeutsche und 101 die oberdeutsche Schule bilden. Die Gemälde der niederdeutschen, wie die Kreuzabnahme von Dürer, stammen aus der Sammlung der Brüder Boisseree, die der oberdeutschen theils aus den Galerien zu Schleißheim, Nürnberg und Augsburg, größtentheils aber aus der fürstlich Ottingen-Wallerstein'schen Kunstsammlung, welche kurz vor der Gründung des Bildersaals in den Besitz des Königs überging. Die Reihe eröffnet die byzantinisch-niederheinische und kölnische Schule mit den Schülern des Meisters Wilhelm und Israel's von Mekenen. Ihnen folgt der Gründer und erste Meister einer neuen Epoche der deutschen Kunst, Johann van Eyck, sowie Memling, Schoreel, Engelbrechtsen und Messys. Das Abirren vom bessern Wege bezeichnen Hemskerk, Mabuse, Hemessen. Die oberdeutsche Schule beginnt mit Wohlgenuth und dessen Zeitgenossen, Martin Schön, dem ältern Holbein und den nördlinger und ulmer Künstlern, Herle, Camer, Zeitblom, Martin Schaffner, welchen sich Hans Holbein anschließt. Zwei Bilder von Dürer, die Kreuzabnahme und ein Ecce homo krönen die Schule Wohlgenuth's. Auf Dürer folgen seine Schüler Schäufelein, Amberger, Altdorfer und Penz, sowie Kulmbach und Burgkmaier. Ein anderer Zweig beginnt mit den beiden Lukas Kranach, und wieder abgesondert stehen, doch auf tieferer Stufe, Dierdorfer, Feselen und Schöpfer. Dazwischen ergänzen Bilder, dem einen oder andern der genannten Zweige angehörend und mehr oder weniger von geringerm Werthe, die historische Zusammenstellung. Aus dieser Reihe der ersten deutschen Künstler, deren Werke der Bildersaal enthält, wird sich der unbestrittene Werth erkennen lassen, den derselbe besonders für den Kunstsorcher haben muß. (Vergl. „Kunstblatt“, 1829, Nr. 81, 101, 102, 105.) Die Bilder der Sammlung erscheinen in gestochenen Umrissen und mit kurzen Notizen über jedes Gemälde begleitet, von Friedrich Wagner herausgegeben unter dem Titel: „Der königliche Bildersaal der Moritzkapelle zu Nürnberg.“

Morlacchi (Francesco), erster Kapellmeister des Königs von Sachsen, geboren zu Perugia am 14. Jun. 1784, erhielt seine erste musikalische Bildung von seinem Vater, der selbst die Violine sehr gut spielte. Außer dem Studium dieses Instruments war seine Jugend bis zum 18. Jahre zwischen der Erlernung des Klaviers, der Orgel, des Generalbasses und dem Gesange getheilt, denn er besaß eine herrliche Sopranstimme und hatte sogar oft mit dem berühmten Belluti gewetteifert. Seine frühern Lehrer waren Caruso und Luigi Mazzetti, der Bruder seiner Mutter. Schon in der frühesten Jugend componirte er mehre Musikstücke für den Kirchengesang und die Orgel. Ein Oratorium: „Gli angioi al sepolcro“, machte solches Aufsehen, daß sein Gönner, Graf Pietro Baglioni, ihn von dem berühmten Zingarelli, damals Kapellmeister zu Loreto, im Contrapunkt unterrichten ließ. Er ging darauf nach Bologna, um den Unterschied der Methoden, welcher zwischen der neapolitanischen und bologneser Musikschule entstanden war, an der Quelle kennen zu lernen. Bald zum Mitglied des philharmonischen Ipeceums aufgenommen, erhielt er Privatunterricht von seinem Beschützer Mattei. Als Napoleon 1805 zum König von Italien gekrönt wurde, erhielt M. den Auftrag, eine Cantate für das große Theater in Bologna zu componiren. Im Apr. 1807 entstand seine erste komische Oper „Il ritratto“; in demselben Jahres die Posse „Il poeta in campagna“; darauf folgte 1808 das zu Parma mit ungewöhnlichem Erfolge gekrönte Melodrama: „Corradino“, welches in 13 Tagen vollendet ward. Im Oct. 1808 schrieb er die erste Oper „Enone e Paride“, und in demselben Jahre erschien zu Parma der großes Aufsehen erregende „Oreste“, welchem 1809 die Posse „Rinaldo d'Acti“, die komische Oper „La principessa per ripiego“, das Liebespiel „Il Simoncino“, und das Drama „Le aventure di una giornata“ folgten,

abwechselnd in Parma, Rom und Mailand gedichtet und aufgeführt. Die Oper „Le Danaide“ entstand 1810. M. erhielt in demselben Jahre einen Ruf als Kapellmeister und Director der italienischen Oper zu Dresden. Hier bearbeitete er seinen „Corradino“ für das königliche Theater und dichtete die Messe für die königliche Kapelle, in welcher das „Agnus Dei“, bloß mit Vocalsstimmen ausgeführt, einen nie gekannten Eindruck hervorbrachte. Bald folgten hier (1811) sein „Raoul di Crequi“, eine Vesper und zwei Cantaten, die eine zur Geburtsfeier des Königs von Rom (im Hôtel des französischen Gesandten von Bourgoing aufgeführt), die andere zu Ehren des Königs von Sachsen. Im nächsten Jahre entstand außer dem Dratorium „La passione“, auch die große Cantate, welche während der Fürsterversammlung im Jul. mit rauschendem Beifall zu Dresden gegeben wurde; und M. fand noch Zeit, seine „Danaiden“ auch hier auf die Bühne zu bringen, die zweite Messe, fünf Cantaten und verschiedene Sonaten für die Orgel zu componiren. Auf die komische Oper „La capricciosa pentita“ folgte das berühmte „Miserere“ (für drei Stimmen ohne alle Instrumentation) und 1813 eine in 48 Stunden gedichtete Cantate zur Geburtstagsfeier des Kaisers Alexander, wobei Fürst Nepnin dem Tonsetzer die Wahl ließ, binnen jener Frist die Cantate zu schreiben oder nach Sibirien zu wandern. Der Druck der fremden Herrschaft vermochte M.'s Genius nicht zu beugen. Er componirte 1814 eine Messe, eine Siegescantate auf die Einnahme von Paris und eine andere Messe bloß für Gesangstimmen in slavonischer Sprache nach griechischem Ritus für die Privatkapelle des Fürsten Nepnin. In dieser Zeit verdankt die sächsische Kapelle allein M.'s unermüdeten Thätigkeit, Ausdauer und Fürsorge ihre Erhaltung, denn M. reiste selbst zum Kaiser Alexander nach Frankfurt, und so wurde der Aufhebungsbeehl zurückgenommen. Außer allen zum Kirchengdienste nöthigen Psalmen, Antiphonen und Offertorien setzte er 1815 seinen „Barbieri di Seviglia“ in die Scene. Er feierte 1816 in Italien überall, wo seine Musik gegeben wurde, glänzende Triumphe, seine Vaterstadt krönte ihn für das Passionsoratorium und seine „Danaiden“, und der Papst machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns. Ebenso großes Aufsehen erregten 1818 die Opern: „Boadicea“ und „Gianni di Parigi“ auf dem Theater della Scala zu Mailand, und am Hoflager zu Pillnitz das Liederspiel „La semplicita di Pirna“ und die vierte große Messe. Einen völlig neuen Weg der musikalischen Darstellung, besonders des Recitativs, schlug M. ein in seinem „Sacrificio d'Abraham“. Eine Hymne, eine Jubelcantate zu Ehren des Königs Friedrich August und eine Epode von zwei Chören, welche unter Mitwirkung des Kapellmeisters Karl Maria von Weber von 400 Musikern aufgeführt wurden, vermehrten seinen Ruhm. Bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche zu Bischofsverda ward er durch eine Deputation des Magistrats feierlich eingeladen, mit diesem Meisterstück den Gottesdienst zu beginnen und die Bürgerschaft brachte ihm dafür das Ehrenbürgerrecht zum Danke dar. Das Dratorium „La morte d'Abele“, die komische Oper „Donna Aurora“ und mehre andere Meisterwerke gingen dem im Febr. 1822 entstandenen romantischen Singspiel „Tebaldo e Isolina“ vorher, dem die komische Oper „La gioventù di Enrico IV“, die ernstere „Ilda d'Avenello“ und das Requiem zur Todtenfeier des Königs Friedrich August von Sachsen (in 10 Tagen gedichtet) folgten. Bei einem längern Aufenthalte in Italien componirte M. im Winter 1827 — 28 zu Venedig die „Saraceni in Sicilia“ und im Apr. 1828 zu Genua „Colombo“, womit das neue Opernhaus Carlo Felice eingeweiht wurde. Zu Dresden entstand 1829 die komische Oper: „Il disperato per eccesso di buon cuore“, die wegen mancherlei sich durchkreuzenden Zufälle nie zur Aufführung gekommen ist. M. benutzte 1830 den Text der „Saraceni in Sicilia“ zu einer neuen Tonschöpfung, welche im März 1832 auf der dresdner Hofbühne unter dem Titel: „Il renegato“, mit ausgezeichnetem Beifall aufgeführt wurde. Während er diese

Werke schrieb, fand er in Mußestunden noch Zeit, die herrlichsten Messen und Confertorien, darunter das treffliche „Angelus domini“, neun Cantaten, verschiedene Arien, Canzonen, Romanzen und Anakreontische Lieder für die deutsche, französische und italienische Sprache zu componiren. Seine neueste Arbeit ist ein Fragment aus dem 33. Gesang der „Hölle“ von Dante, für Bassstimme mit Pianofortebegleitung, im Dec. 1832. Von keinem jezt lebenden Tonsetzer wird M. im richtigen Ausdruck der Textworte übertroffen. Vor Rossini's Epoche stand er an der Spitze der dramatischen Componisten in Italien, wußte aber besser als Dieser dem Geschmack der Zeit und der Mode zu huldigen, ohne zurs Ländelnden und Kleinlichen herabzusteigen. Sein Genius weiß den schönen italienischen Gesang und den Reichthum der Melodie, der seine Schöpfungen auszeichnet, mit der vollen Instrumentation, welche der deutschen Schule eigenthümlich ist, zu verschmelzen und dabei dem Ganzen die effectreiche Wirkung des italienischen Musikcharakters einzuhauchen. Bei vielseitiger Bildung und einem glühenden Eifer für die Kunst hat er sich auch als Mensch 1826 durch die Begründung eines Witwenfonds für die Mitglieder der königlich sächsischen Kapelle, welcher alljährlich durch die unter seiner Leitung am Palmsonntage aufgeführten Meisterwerke altclassischer Musik vermehrt wird, ein bleibendes Denkmal gestiftet. Was M. aber über die meisten seiner Kunstgenossen erhebt, ist der edle, großartige Charakter, womit er fremdem Verdienste nicht nur die vollste Anerkennung zollt, sondern, gegen sich unerbittlich streng, gegen nahe und ferne sich bildende und schon ausgebildete Musiker das nachsichtsvollste Wohlwollen übt und, frei von kleinlicher Eifersucht, in anspruchloser Bescheidenheit die wahre Künstlergröße birgt. (8)

Mortemart (Casimir Louis Victornien de Rochehouart, Herzog von), Pair von Frankreich, Neffe des Marquis von Mortemart und Enkel des Herzogs von Beiffac, der mit den Gefangenen zu Orleans niedergemetzelt ward, geboren zu Paris am 20 März 1787, erhielt seine erste Bildung in England, wo er mit seinem emigrierten Vater lebte, und vollendete sie in Paris, wohin er 1801 zurückkehrte. Seit 1806 Unterlieutenant im ersten Dragonerregiment, machte er den preussischen und polnischen Feldzug mit, nahm an den Kämpfen zu Pultusk und Golymin Theil, wurde in der Schlacht bei Heißeberg verwundet und gewann bei Friedland, wo er mit Beharrlichkeit die Angriffe der Russen aufhielt, den Orden der Ehrenlegion. Er machte dann 1809 als Lieutenant und Adjutant des Generals Nansouty den österreichischen Feldzug, schlug sich tapfer bei Regensburg, Esslingen und Wagram, wurde 1810 von Napoleon zu seinem Ordonnanzoffizier ernannt und mit mehren wichtigen Missionen beauftragt, unter andern mit der Generalinspection an den Küsten Hollands und Dänemarks. Er begab sich darauf zum Kaiser, den er in Posen fand, und zog mit nach Rußland. Seine Tapferkeit bei Leipzig verschaffte ihm das Offizierkreuz der Ehrenlegion. An dem Winterfeldzuge von 1814 nahm er keinen Antheil, und war einer der Ersten, welche die Absetzung Napoleon's unterzeichneten. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 das Commando der hundert Schweizer seiner Garde; dieselbe Stelle, die vor der Revolution sein Großvater, der Herzog von Beiffac, bekleidet hatte. Zu gleicher Zeit wurde M. Pair von Frankreich. Am 20. März 1815 escortirte er die Bourbons mit seinem Truppcorps bis Béthune. Er war zur Zeit der Schlacht bei Waterloo in Gent und kam mit dem König nach Paris zurück. Im Oct. 1815 ward er Generalmajor der pariser Nationalgarde, legte aber die Stelle 1818 nieder. Im März 1828 wurde M., als Ferronnays das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, Botschafter in Petersburg. Zur Zeit der Juliusrevolution in Paris anwesend, begab er sich am 30. Jul. im Auftrag Karl X. mit d'Argout und Ferdin Janson in die Deputirtenversammlung bei Cassitte und wollte dort zwei Ordonnanzen überreichen, wovon eine die Ordonnanzen vom 25. Jul. zurücknahm, und die

andere M. zum Minister des Auswärtigen ernannte; er hatte außerdem Vollmacht, auf andere von den Abgeordneten vorzuschlagende Bedingungen einzugehen. Man weigerte sich aber, ihn anzuhören, und ersuchte ihn, sein Anliegen vor die Deputirtenkammer zu bringen. An M.'s Stelle ging der Pair de Sussy zu den Deputirten, ward aber an die Municipalcommission verwiesen und konnte nichts durchsetzen. M. blieb, trotz den Einwendungen der öffentlichen Meinung, Botschafter am russischen Hofe. Er fand aber, nach Petersburg zurückkehrend, bei dem Kaiser Nikolaus nicht mehr die vorige Zuneigung, begab sich wieder nach Paris, wurde später durch den Marschall Mortier ersetzt und sprach seitdem in der Pairskammer größtentheils im Sinne der Minister.

(15)

M o s e n g e i l (Friedrich), Oberconsistorialrath zu Meiningen, ward am 26. März 1773 im gothaischen Dorfe Schönau unweit Eisenach geboren, wo sein Vater Pfarrer war, ehe er zuerst nach Salzungen als Stadtprediger und darauf als Pfarrer nach Frauenbreitungen kam. In dem reizenden Verrathale wuchs der Knabe, das einzige Kind seiner Ältern, im einsamen Familienkreise auf, und den Mangel gleichgestimmter Gespielen mußte das fleißige Lesen der neuern Jugendschriften früh ersetzen. Der erste gebildete Jüngling, der näher in M.'s Lebenskreis trat, war Ernst Wagner, und darauf Heinrich Cotta, jetzt Oberforstrath in Tharand, die beide auf den Gang seines innern Lebens einflußreich wirkten. Durch einen Hauslehrer vorbereitet, besuchte M. Gymnasium und Universität, um sich nach seines Vaters Wunsche und nicht ohne eigne Neigung der Theologie zu widmen. Nach seiner Rückkehr von Jena kam er wieder in seine ländliche Heimat. Sein Freund Cotta, der einige Jahre früher die Universität verlassen hatte, lebte damals in dem benachbarten eisenachischen Dorfe Zillbach, wo er sich inater seinem als Oberförster angestellten Vater dem Forstfache widmete und eine kleine Forstschule auf eigne Hand angelegt hatte. Diese mit geringen Hülfsmitteln begonnene Anstalt wurde von dem Herzog Karl August von Weimar unterstützt und erweiterte sich bald so bedeutend, daß Cotta einen Gehülfen suchen mußte. M. nahm die Einladung an, sich mit seinem Freunde zur Leitung des Unternehmens zu vereinigen, und zog nach Zillbach. Der mathematische Unterricht, den er gleichfalls übernehmen mußte, war um so schwieriger, da er aus seiner Schulzeit nur die ersten Anfangsgründe mitgebracht hatte, und er mußte im eigentlichen Sinne erst lernen, was er zu lehren hatte, und die Aufgabe der Lehrstunde war anfangs das unmittelbare Ergebniß mühsamer Erforschung. Aber was er in jugendlicher Berwegenheit unternommen und mit unermüdeter Anstrengung durchgeführt, wirkte gedeihlich und anregend auf empfängliche Zöglinge, und er selber bemächtigte sich der Wissenschaft, die er auch in ihrer praktischen Anwendung kennen lernte, da er der trigonometrischen Aufnahme eines Theils des Herzogthums Weimar bewohnen durfte. Der Aufenthalt in dem stillen Wald-dorfe, der seine Phantasie lebhaft anregte, wirkte auch günstig auf seine ästhetische Ausbildung, und er fühlte sich zu lyrischen Versuchen ermuntert, deren einige in Wieland's „Deutschem Merkur“ einen Platz fanden. Während jener Zeit ward er auch zufällig der erste Stenograph unter den Deutschen, und seine zu Eisenach erschienene höchst unvollkommene „Stenographie“ fand so viel Beifall, daß er später Gelegenheit erhielt, sie besonders in der dritten umgearbeiteten Ausgabe (Jena 1819) zu vervollkommen. Der Wunsch seines bejahrten trefflichen Vaters rief ihn aus jenem Wirkungskreise ab, und M. verließ Zillbach, um ihn in einem geschäftsvollen Amte zu unterstützen. Er wirkte nun sieben Jahre als Amtshülfe seines Vaters in einer zahlreichen Gemeinde, wo die Berufsgeschäfte oft auf ihm allein ruhten, wenn die wankende Gesundheit des Greises Schonung foderte. Seine gelungenen Bestrebungen, als Prediger zu wirken, fanden auch außer der Kirche seines Dorfes Anerkennung, und veranlaßten den Auftrag, vor dem Herzog

Georg von Meiningen, der die Sommermonate gewöhnlich in Altenstein unweit Frauenbreitungen zubrachte, auf dem Schlosse zu predigen. So kurz die ihm zur Vorbereitung vergönnte Zeit war, so gelang ihm doch die Lösung der Aufgabe so gut, daß sie auf seine Lebensereignisse einen entscheidenden Einfluß hatte. Der Herzog schenkte ihm seine Gunst, und einige Jahre nach dem Tode desselben, als auch er 1805 seinen Vater verloren hatte, auf dessen Stelle er keinen Anspruch machen zu dürfen glaubte, erhielt er von der verwitweten Herzogin den Auftrag, die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des fünfjährigen Herzogs Bernhard, zu übernehmen. Er leitete seitdem die Bildung des Prinzen bis zu den Universitätsjahren ohne Zuziehung eines Oberhofmeisters, begleitete dann den jungen Fürsten nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs 1821 erhielt M. die ihm bestimmte Stelle im Oberconsistorium zu Meiningen, die er noch jetzt bekleidet. Einzeln sind mehre seiner Predigten aus der Zeit seiner frühern Amtsthätigkeit gedruckt, in welche auch die „Gottgeweihten Morgen- und Abendstunden in ländlicher Einsamkeit“ (Hildburghausen 1821) gehören. Zu Friedrich's Taschenbuch „Selitha“ lieferte er mehre Beiträge. Bei dem vom Herzog Bernhard unter der Luthersbuche bei Altenstein zur Jubelfeier der augsbургischen Confession 1830 veranstalteten erhebenden Feste hielt er vor 5000 Zuhörern eine kräftige Rede, die er in seiner Beschreibung der Feier: „Das Jubelfest an der Luthersbuche“ (2. Ausg., Meiningen 1830), mittheilt. Seine drei Volksschulschriften für die untern, mittlern und obern Classen haben in den meiningischen Schulen wohlthätig gewirkt. Als Erzähler hat M. verdiente Anerkennung gefunden. Sein erster Versuch: „Bilderleben“, erwarb ihm einen Ruf, den seine, in dem Taschenbuche „Urania“ (1822) abgedruckte, durch einen Preis ausgezeichnete Erzählung: „Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn“, erhöhte. Er vereinigte später seine, in verschiedenen periodischen Schriften zerstreuten Erzählungen in den Sammlungen: „Reisegefährten“ (3 Bde., Frankfurt a. M. 1825—28); „Drei Freunde auf Reisen“ (3 Bde., Leipzig 1828); „Liebenstein und die neuen Arkadier“ (2. Aufl., Frankfurt am Main 1826); „Sommerabendstunden“ (2 Bde., Hildburghausen 1831). Nigend ist seine Absicht blos auf flüchtige Unterhaltung, sondern immer auch auf sittliche Anregung zum Guten, Wahren und Schönen gerichtet. Das Andenken seines Jugendgespielen Ernst Wagner ehrte er durch seine „Briefe über den Dichter Ernst Wagner“ (2 Bde., Schmalkalden 1826), und durch die Sammlung der Werke desselben (10 Bde., Leipzig 1824), welchen zwei Ergänzungsbände folgten, die das Leben des Freundes und manche Züge aus seinem eignen erzählen.

Möser (Karl), einer der ausgezeichnetsten Violinspieler Deutschlands und gegenwärtig Musikdirector bei dem königlichen Orchester in Berlin, wo er am 24. Jan. 1774 geboren wurde. Er zeigte schon sehr früh große Anlage zur Musik, sodas sein Vater (Stabstrompeter beim Zietzen'schen Husarenregiment), als der Knabe noch nicht volle sechs Jahr alt war, ihn die Violine spielen lehrte. Im 8. Jahre trat M. zum ersten Male öffentlich auf und spielte ein Concert von Vorgi mit allgemeinem Beifall. Von nun an mußte er sich vielfach öffentlich hören lassen und spielte oft in mehren damals beliebten Abendgesellschaften und öffentlichen Concerten und wählte meist Stücke von Lolli, Giornovich und Stamiz. Auf diese Weise lernte Friedrich Wilhelm II. das Talent des Knaben kennen, und auf dessen Vermittelung wurde M., als er 14 Jahr alt war, in der Kapelle des Markgrafen von Schwedt angestellt. Nach dem Tode dieses Fürsten kehrte der junge Virtuoso nach Berlin zurück. Hier gewann er die Neigung eines gewissen Baron Bague aus Paris, der Unterricht von ihm nahm, ihn reichlich bezahlte und dem Könige wieder in Erinnerung brachte. Dies veranlaßte M.'s Anstellung als Zögling in der königlichen Kapelle, wobei er zugleich Unter-

richt von dem Concertmeister Haake erhielt. M. rückte durch sein Talent bald aufwärts. Da er aber mit der Eigenschaft eines trefflichen Virtuosen auch die eines keck unternehmenden wohlgebildeten jungen Mannes verband, so wurde er dadurch in viele Verhältnisse mit dem weiblichen Geschlecht verwickelt, und kam unter andern auch in eine Verbindung mit der Gräfin von der Mark, einer natürlichen Tochter des Königs. Dieses Verhältniß wurde jedoch entdeckt, und der kühne Virtuoso, der sein Auge zu hoch erhoben hatte, zur Strafe aus den preussischen Staaten verbannt. Der König hatte ihm jedoch großmüthig ein Reisegeld von 100 Dukaten zustellen lassen, womit M. über Braunschweig nach Hamburg reiste. Dort gewann ihm sein Talent bald viele Freunde; wichtiger aber war für ihn die Bekanntschaft mit Biotti, Fränzel und Rode, welche er hier machte. Er benutzte die Lehren Biotti's und Rode's, zumal aber des Erstern, mit großem Eifer und bildete nach ihnen sein ganzes Violinspiel um, sodas er in drei Monaten, seinem eignen Geständniß zufolge, ein ganz anderer Künstler geworden war. M. trat nun mit großem Beifall nicht nur in Hamburg, sondern auch zu Kopenhagen und Christiania auf. Später ging er nach London, wo er aber in einer ungünstigen Jahreszeit eintraf; der Concertmeister Salomon erkannte indeß sein großes Talent und gewann ihn für die nächste Spielzeit gegen einen Gehalt von 200 Guineen. M. aber, ganz seiner alten Weise getreu, vergaß diese vortheilhafte Anstellung in den Banden, die eine schöne Italienerin zu Stockholm ihm anlegte. Nach Friedrich Wilhelm II. Tode durfte M. in sein Vaterland zurückkehren. Von nun an begann für ihn ein geniales, aber üppiges Künstlerleben, welches er in der Bekanntschaft mit dem geistreichen Prinzen Louis Ferdinand und dessen steten musikalischen Gesellschaftern Himmel und Duffek führte. Er ging 1804 nach Wien, wo er Beethoven's und Haydn's Bekanntschaft machte und durch sein geniales Spiel, zumal aber durch den Vortrag der Quartette dieser Meister deren großen Beifall gewann. Der unglückliche Krieg 1806, der so viele Verhältnisse löste, änderte auch M.'s Schicksal. Er ging nach Warschau und von dort nach Petersburg, beurlaubt bis auf bessere Zeiten. In Petersburg machte M. die anziehenden Bekanntschaften Bopeldieu's, Lafont's, Steibelt's und anderer Künstler. Er kam 1811 nach Berlin zurück, wo er vom Publicum mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und in der Kapelle als Concertmeister angestellt wurde, bis er 1825 zum Musikdirector aufstieg. Er reiste später nach Paris, wo er sich nicht ohne Beifall hören ließ, doch wollte man ihm nur eine zweite Stelle in der Virtuosität einräumen. M.'s Lebensgeschichte ist noch in mancher andern Beziehung sehr anziehend, und es wäre zu wünschen, daß er der Feder so mächtig wäre, um Memoiren herausgeben zu können. Als Spieler zeichnet ihn vorzüglich seine große Vielseitigkeit aus, indem er jeden Styl aufzufassen weiß; sein Vortrag ist lebendig, keck, oft sogar feurig, in seiner Jugend aber soll er ein großartiges Spiel gehabt haben. Einer seiner Söhne scheint das Talent des Vaters geerbt zu haben.

(20)

Mösting (Johann Sigismund), dänischer Staatsminister, geboren am 2. Nov. 1759 auf der dänischen Insel Møen bei Seeland, studirte die Rechte auf der Universität Kopenhagen, und nachdem er Ausrultant in der Rentkammer und darauf Amtmann im haderslebener Amt gewesen war, wurde er zum Präsidenten der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen ernannt, leitete die Geschäfte des während des Kriegs 1808 errichteten Feldcommissariats und war eine Zeit lang zugleich einseitiger Präsident der dänischen Kanzlei. Er kam 1814 statt des von der Finanzverwaltung abgegangenen Staatsministers Grafen Schimmelmann an die Spitze dieses Departements und gab die Kanzleipräsidentenstelle auf. In einer für den dänischen Staat und besonders dessen Finanzen sehr schwierigen Zeit trat er in seinen neuen Wirkungskreis. Ein vieljähriger, mit der Wegnahme der Kriegsflotte angefangener, mit dem Verlust Norwegens geendigter

Krieg hatte die Hülfsmittel des Reichs erschöpft und seine Kräfte gelähmt. Eine Menge von Rückständen und unerfüllten Verpflichtungen lasteten auf den Finanzen, der Credit war verloren, und das Geldwesen, obgleich durch die treffliche Ver-
 ordnung vom 5. Jan. 1813 neu geordnet, unterlag noch häufigen und gewalt-
 samen Schwankungen des Curses. M. brachte mit Vorsicht und Klugheit allmählig
 Ordnung und Vertrauen zurück. Er bezahlte mit gewissenhafter Genauigkeit alle
 Rückstände, sodas die laufenden Schulden, die am meisten drückenden und den
 Credit zerrüttenden, völlig berichtigt wurden. Es gelang ihm feste und erträgliche
 Fristen für die Abtragung der übrigen Schuld zu erhalten, welche er, wie die Zah-
 lung der Zinsen, streng beobachtete. Der für die allmähliche Einziehung der Bank-
 zettelmassse entworfene Plan wurde genau befolgt, ja die Einziehung beschleunigt.
 Von dieser Zeit an gewann das Geldwesen allmählig Festigkeit, bis es endlich dahin
 kam, das die Zettel, auf eine Summe heruntergebracht, die in richtigem Verhält-
 niß zum Bedürfnisse der Circulation und zu den Mitteln der Nationalbank steht,
 schon lange meist al pari mit dem Silber stehen. Früher bereits waren, während
 M.'s Ministerium, die Finanzen im Stande, alle Zinsen, auch der inländischen
 Staatsschuld, wie die gesammten Besoldungen der Beamten in Silbermünze
 auszahlen zu lassen. Als das französische Ministerium gegen den Anfang des Jah-
 res 1825 alle Kräfte aufbot, um die Zinsen der Staatsschuld zu vermindern,
 indem man mit ungeheuern Anstrengungen die Staatsgläubiger dahin zu bringen
 suchte, ihre 5procentigen mit 3procentigen Zinseninscriptionen in einem Capital-
 verhältnisse von 100 zu 75 zu vertauschen, folgte der dänische Finanzminister mit
 steter Aufmerksamkeit diesen Operationen. Eben den Zeitpunkt, wo Frankreich
 alle Mittel mit den größten Aufopferungen anwendete, um den 3procentigen Fonds
 einen höhern Credit zu verschaffen, benutzte M. klug, um die Zinsen von demjeni-
 gen Theil der dänischen Staatsschuld, welche bisher höhere Renten trug, zu 4 Pro-
 cent herabzusetzen. Während jene Operation in Frankreich in der Ausführung
 mißlang, waren M.'s Bestrebungen für Dänemark glücklich. Im Anfange des
 Jahres 1825 schloß er eine 3procentige Staatsanleihe auf 5,500,000 Pfund
 Sterling, wovon 3,500,000 sogleich zu 75 Procent abgesetzt wurden. Die übrigen
 Bedingungen waren gleichfalls für Dänemark höchst günstig. Die Anleihe
 sollte erst im Laufe von ungefähr 60 Jahren abgetragen werden, mithin in solchen
 Terminen, welche die Kräfte des Staats keineswegs übersteigen konnten. Es
 wurden keine andern Abtragungen der Schuld festgestellt, als mittels halbjährigen
 Aufkaufs der Schuldscheine; und auf diese Weise zog das Finanzministerium spä-
 ter bereits einen Theil der Anleihe ein, sogar um einen bedeutend niedrigeren Preis
 als der, welcher für dieselbe 1825 gegeben wurde. Durch Hülfе dieser neuen An-
 leihe tilgte Dänemark eine frühere Anleihe in England auf etwa 1,400,000 Pfund
 Sterling, welche eine 5procentige Rente trug; auch wurde eine in Hamburg
 1819 theils zu 6, theils zu 5 Procent gemachte Anleihe von 15,000,000 Mark
 Banco gekündigt, insofern die Inhaber ihre Schuldscheine nicht auf 4 Procent
 Zinsen herabsehen lassen wollten, was nur von einem geringen Theil derselben ge-
 schah, und endlich wurden dadurch noch mehr ziemlich bedeutende und drückende
 Schulden, zu 5, 6, ja 6½ Procent, bezahlt. So gewann Dänemark durch diese
 klug berechnete und glücklich ausgeführte Operation den Vortheil, seine ganze
 Staatsschuld auf 4 Procent Zinsen herabzusetzen und diese Schuld auf solche Weise
 zu consolidiren, das die Finanzen nicht künftig durch unzeitige Aufkündigungen be-
 lastet werden können. Auch in Hinsicht des Steuerwesens that M. viel. Er be-
 wirkte, durch die Verordnung vom 15. Apr. 1818, die Einführung einer billigeren
 und gleichmäßigeren Vertheilung der Abgaben, und brachte in das Abgabewesen
 der Gemeinden eine bessere Ordnung. In einem Zeitpunkt, wo niedrige Getreide-
 preise den Landmann sehr drückten, wurde auf seinen Vorschlag nicht nur ein be-

Breweite 2
 gehen, die d
 isten Betri
 Avange, ein
 und Rechts
 und vom Ger
 durch, fern
 Hoge Aufsi
 reise auf Fe
 man trakt
 die Bogen
 Werk, die
 der weg
 im, die
 kann die
 Emab.
 nng und
 die
 gung
 im ge
 lege
 mäßig
 der
 M
 und einer
 fante,)
 1778 zu
 honsid all
 schen w
 ist bei b
 eting
 Schulde
 geringe
 Kräfte
 bewen
 ist die
 über den
 Ein
 gy in 177
 die w
 itung zu be
 zinsten
 die
 Kisten er
 mit
 von
 Et
 d
 von
 n
 der
 vor
 18
 18

deutender Theil der Steuern einstweilen erlassen, sondern auch die Erlaubniß gegeben, die übrigen in Getreidesorten zu einem für die Abgabepflichtigen vorteilhaften Preis abzutragen. Zugleich wurde diese Art der Abgabenträchtigung dazu benutzt, eine bessere Behandlung des Getreides und dessen sorgfältiger Reinigung und Trocknung hervorzurufen, indem man den Preis nach der verschiedenen Güte und dem Gewicht des Getreides berechnete und schlechtes gar nicht annahm. Hierdurch, sowie mittels gut eingeleiteter Handelsverbindungen und Benutzung günstiger Umstände im Auslande, hat das dänische Getreide einen größern Credit als vorher auf fremden Plätzen gewonnen. Wie bei seinem Vorgänger Schimmelmann fanden Wissenschaft und Kunst auch stets bei M. eifrige Unterstützung. Viele Gegenstände dieser Art (z. B. Ausgaben wissenschaftlicher und artistischer Werke, Reisestipendien, die unter dem berühmten dänischen Astronomen Schumacher vorgenommene Gradmessung u.), sowie mehre gemeinnützige bedeutende Arbeiten, Häfen und Wege, Anlagen, Verfügungen zur Sicherheit der Seefahrenden u., kamen während seines Ministeriums durch Unterstützungen aus der Staatskasse zu Stande. Als in dem ersten Bande der „Mnemosyne“ (Kopenhagen 1831) einige unrichtige Äußerungen eines englischen Schriftstellers über den Zustand der dänischen Finanzen angeführt wurden, ward M. dadurch veranlaßt, eine Berichtigung jener Äußerungen und dabei einige Erörterungen über den wirklichen Zustand im zweiten Bande jener Schrift mitzutheilen. Am Schlusse des Jahres 1831 legte er, bereits in vorgerücktem Alter, sein Amt nieder. Er ist geheimer Staatsminister und Mitglied des Staatsraths. Auch nimmt er noch an den Geschäften der Pensions- und Witwenversorgungsanstalten thätigen Antheil. (4)

Müßling (Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von), sonst Weiß genannt, aus einer früher in der Oberpfalz angefahrenen Familie, preussischer General der Infanterie, commandirender General des siebenten Armeecorps, ward am 12. Jun. 1775 zu Halle geboren, wo sein Vater, der 1809 als Generalmajor in Neisse starb, damals als Hauptmann bei dem Infanterieregimente Anhalt-Bernburg stand. Seine erste wissenschaftliche und militairische Ausbildung erhielt M. in Halle, wo er zur Zeit des holländischen Feldzuges als Junker in das Füselierbataillon von Langelair eingeschrieben wurde, und marschirte als Offizier mit seinem Regimente 1790 nach Schlessien und 1792 nach dem Rhein. M. gehörte zu denjenigen, damals noch in geringer Anzahl vorhandenen Offizieren der preussischen Armee, welche die klare Ansicht gewonnen hatten, daß die neuere Kriegskunst, wie sie sich eben zu entwickeln begann, höhere Ansprüche an den Offizier mache, als Kamaschendienst und Parade-taktik sie seither gemacht hatten. Mit großem Eifer, von einer glücklichen, natürlichen Anlage unterstützt, beschäftigte er sich vornehmlich mit der höhern Geodäsie. Sein Talent und seine Arbeiten blieben nicht undemerkt und der Oberst von Le Cocq zog ihn 1798 zu den Vermessungen Westfalens, wo er an dem trigonometrischen Neze arbeitete, Minden und Ravensberg aufnahm und hierdurch einen schönen Beitrag zu der berühmten Le Cocq'schen Karte lieferte. Er wurde 1802 als Premierlieutenant in das Regiment Wartensleben versetzt und Herrn von Zach bei der Gradmessung in Thüringen zugetheilt. Zur Anerkennung der dabei ausgeführten Arbeiten wurde M. 1804 als Capitain und Quartiermeisterlieutenant in den Generalstab versetzt und machte als solcher den Feldzug von 1806 unter dem Herzog von Weimar mit, bei welchem er den Posten als Chef des Generalstabes versah. Er schloß nach dem ebenso kühn als glücklich ausgeführten Rückzuge der von dem Herzoge geführten Truppen mit den französischen Generalen Rivaud und Dilly die Convention von Rattkau bei Lübeck, welche jedoch von französischer Seite nicht gehalten wurde. Die in diesem Feldzuge gewonnenen Erfahrungen theilte M. in einer kleinen Schrift: „Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee 1806“ (Weimar 1806), unter der Namensschiffer E. v. W. mit, welche er auch bei seinen

spätern Schriften beibehalten hat. Er erhielt 1809 auf sein Ansuchen den Abschied unter der Voraussetzung seines Wiedereintritts, sobald Preußen das Schwert für Unabhängigkeit und Befreiung von fremder Herrschaft ziehen würde. Eng verbunden und befreundet mit Scharnhorst, traf er schon damals in dem festen Glauben an eine bessere Zukunft Verabredungen; denn dem Könige mußte daran liegen, Offiziere in dem Civildienste anderer deutschen Fürsten zu wissen, auf deren Treue und Zuverlässigkeit er zählen konnte. Eine neue Laufbahn begann für M. in Weimar, wo er 1811 zum geheimen Conseil berufen, sich mit den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung, sogar mit den Angelegenheiten des geistlichen Consistoriums zu beschäftigen hatte. Besonders einflußreich wurde M.'s Aufenthalt in Weimar dadurch, daß er in einer Zeit, wo viele Augen durch den Glanz Napoleon's geblendet wurden und fast verderblicher noch als seine Siege die Nachäfferei französischer Sitte und französischer Wesens für Deutschland zu werden drohten, mit Eatonischer Beharrlichkeit an seiner Überzeugung, daß dieses Frankreich vernichtet werden müsse, festhielt. In jene Zeit fällt die Erscheinung einer kleinen Schrift: „Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die österreichischen Generale“ (Weimar 1808, 2. Aufl., 1810). Sobald 1813 der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk erschienen und der Bruch mit Frankreich erklärt war, nahm M. seinen Abschied in Weimar und traf noch vor der Schlacht von Lützen bei der preussischen Armee ein, wo er als Oberstlieutenant des Generalstabes im Hauptquartiere des Generals von Blücher unter Scharnhorst und Gneisenau angestellt wurde. Er wohnte den Schlachten von Lützen und Bautzen bei und wurde nach dem Gefecht bei Hainau zum Obersten befördert. Während des Waffenstillstandes schrieb er: „Die preussische und russische Campagne im Jahre 1813“ (Breslau 1813, 2. Aufl., Leipzig 1815). Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Aug. 1813 befand sich M. als Oberquartiermeister bei der schlesischen Armee in dem Hauptquartier Blücher's, dem General Gneisenau, der Chef des Generalstabes war, zugetheilt. Allen Schlachten und Gefechten, welche dieses ausgezeichnete Heer unter Blücher's Anführung rühmlich bestand, wohnte M. bei und wurde nach der Schlacht bei Leipzig zum Generalmajor befördert. Waren die Anforderungen, welche der Dienst an den Oberquartiermeister einer Armee, wie die schlesische, die in ununterbrochenen Märschen, Gefechten und Schlachten vordrang, schon in Deutschland beschwerlich, so wurden sie es noch weit mehr in Frankreich, und auch hier erwarb sich M. die vollkommenste Anerkennung seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner Geistesgegenwart und Umsicht. Nach der Einnahme von Paris wurde er zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt, welche 1814 unter dem General von Kleist am Rhein zurückblieb.

Als nach der Rückkehr Napoleon's von Elba der Krieg aufs Neue erklärt wurde und eine englische Armee in den Niederlanden erschien, erhielt M. den Auftrag, sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben, um Alles zu besorgen, was sich auf die gemeinschaftlichen Operationen der preussischen und englischen Armee bezog. So mißtrauisch anfänglich Wellington sich gegen Blücher und dessen Umgebungen gezeigt hatte, so hatte doch M.'s offenes Benehmen bald die Folge, daß der Herzog das vollste Vertrauen, nicht allein zu ihm persönlich, sondern auch zu den preussischen Heerführern und dem preussischen Heere faßte, wodurch in den entscheidenden Momenten am 16. und 18. Jun. den gewagten Unternehmungen Blücher's ein wesentlicher Vorschub geleistet wurde. Vor Paris angekommen, erhielt M. von Blücher den Auftrag, von preussischer Seite, in Gemeinschaft mit einem englischen Offizier, die Convention mit Davoust abzuschließen, und nach dem Einrücken der Verbündeten ward er von den beiden Heerführern zum Gouverneur von Paris bestellt. Als später die verbündeten Monarchen eintrafen, bestätigten sie ihn in diesem Posten, der von der größten Bedeutung und für ihn

die...
 1810...
 1811...
 1812...
 1813...
 1814...
 1815...
 1816...
 1817...
 1818...
 1819...
 1820...
 1821...
 1822...
 1823...
 1824...
 1825...
 1826...
 1827...
 1828...
 1829...
 1830...

die ehrenvollste Auszeichnung war. Nach dem Abschlusse des pariser Friedens 1815 blieb M. in dem Hauptquartier des Herzogs Wellington bei der Occupationsarmee und brachte die Wintermonate 1815, 1816 und 1817 in Paris zu. Seine frühere Neigung zu Messungen ward durch wissenschaftlich gesinnte Freunde aufs Neue angeregt und fand nun Gelegenheit, sich bis zur Erdmessung zu erheben. Man verdankt ihm die Längengradmessung zwischen dem Seeberge bei Gotha und Dünkirchen, die 1820 vollendet wurde, wie wir aus den darüber erschienenen öffentlichen Mittheilungen wissen. Über den Feldzug des Jahres 1815 und namentlich über die Schlachten von Ligny und Belle Alliance schrieb M. „Geschichte des Feldzuges der englisch-handövrtsch-niederländisch und braunschweigischen Armee unter dem Herzog von Wellington und der preußischen unter dem Fürsten Blücher im Jahre 1815“ (Stuttgart 1815).

Von dem Congreß zu Aachen 1818 begab er sich in diplomatischen Aufträgen nach Brüssel, wo er fünf Monate verweilte. Er wurde 1820 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt und hielt sich mehrentheils in Berlin auf. Auch diese Stellung benutzte M. zur weitem Ausführung der Gradmessungen. Er legte viele große Dreiecke von Berlin zur Ober-, von da über Schlessien zur östreichischen Grenze, sodasß die Verbindung bis Wien zu Stande kam. Nach Osten hin wurden die Dreiecke bis zur Weichsel erweitert und mit Rußland die Verbindung bis Petersburg über Dorpat verabredet. Die Verbindung der Gauß'schen und Schumacher'schen Gradmessung, sowie der bairischen großen Messung war von Sachsen aus bewirkt worden. Diese Gradmessungen sowol, als eine Menge anderer ausgezeichneten militairischen Arbeiten des preußischen Generalstabs gaben demselben einen, durch ganz Europa verbreiteten Ruf, und die vielseitigen und gründlichen schriftstellerischen Arbeiten der Offiziere dieses Corps in allen Richtungen des militairischen Wissens erhoben Berlin zu einem Centralpunkte kriegswissenschaftlicher Bildung. M. wurde in dieser Zeit neben seinen gewöhnlichen jährlichen Reisen mit Aufträgen und Sendungen mancher Art beehret, und fügte in der neuesten Zeit seinem anerkannten Rufe als General auch noch den eines ausgezeichneten Diplomaten hinzu, indem er den, mit großen Schwierigkeiten verbundenen Auftrag, von Seiten des Königs von Preußen als Vermittler zwischen dem Kaiser von Rußland und der Pforte 1829 nach Konstantinopel zu gehen, mit großer Beharlichkeit und mit dem glücklichsten Erfolge ausführte. Auf der, mit großer Anstrengung verbundenen Landreise zu Pferde von Smyrna bis Scutari in der heißen Jahreszeit, wurde er vom Sonnenstich befallen, sodasß er in Konstantinopel sehr leidend ankam. Dennoch ließ er wegen der Dringlichkeit seiner Aufträge sich durch seine Krankheit nicht abhalten, an der Vermittelung des Friedens der beiden kriegsführenden Mächte zu arbeiten. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, wurde er zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt und begleitete im Jan. 1830 den Prinzen Albrecht von Preußen nach Petersburg. Von seinen literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Beiträge zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee“ (2 Thle., Berlin 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. s. w.“ (Berlin 1825); „Napoleon's Strategie im Jahre 1813“ (Berlin 1827). Im März 1832 wurde M. zum General der Infanterie ernannt.

(26)

M ü h l e n f e l s (Ludwig von) wurde um 1792 in Pommern geboren, nach vollendeten Universitätsstudien, nachdem er 1813 — 14 unter Lügow's Corps gefochten hatte, als königlicher Beamter zu Köln angestellt, dann aber in die Untersuchungen gegen staatsgefährliche Umtriebe und Verbindungen verwickelt, welche sich im Jahr 1819 eröffneten, und im Jul. 1819 verhaftet. Nach Beendigung der vorläufigen Untersuchung zu Köln erging ein Befehl des Policeiministeriums, ihn nach Berlin zu schaffen und dort der Immediatuntersuchungscommission zu

übergeben. Diese eröffnete gegen ihn im Nov. 1819 die förmliche Criminaluntersuchung. M. bestritt die Competenz dieser Behörde und verlangte vor seinen ordentlichen Richter, nämlich die Gerichtsbehörde in Köln, gestellt zu werden. Da in dieser Stadt das öffentliche Verfahren nach französischem Recht noch galt, so fand er daselbst größere Gewähr für seine Unschuld, was er denn vor der Immediatcommission auch ausführlich entwickelte. Allein sowol das königliche Justizministerium als eine Cabinetsordre vom 27. Febr. wiesen ihn mit dem Antrage, die Sache an sein competentes Forum gelangen zu lassen, zurück. Er verweigerte hierauf beharrlich jede Einlassung, und da alle Versuche, ihn hierzu zu bewegen, fruchtlos blieben, so wurden die gesetzlichen Zwangsmaßregeln durch Entziehung der Bücher und der Schreibmaterialien angeordnet. Dies erschütterte jedoch M.'s Standhaftigkeit nicht, und die Commission sah sich genöthigt in Contumaciam gegen ihn zu verfahren. Am 26. Aug. 1820, im 13. Monate der gefänglichen Haft, berichtete die Commission an den Justizminister, daß sie die Entlassung des Angeklagten aus der Haft beschlossen habe, da ihres Dafürhaltens denselben eine Strafe nicht treffen könne. Allein am 27. Oct. verfügte das Justizministerium, daß die Acten keineswegs als geschlossen angesehen werden könnten, mithin der Angeklagte nicht in Freiheit zu setzen sei. Die Immediatuntersuchungscommission erhielt den Auftrag, ihn noch über verschiedene Punkte zu vernehmen und denselben, falls er bei seiner Weigerung, sich vollständig und in gesetzlich vorgeschriebener Art einzulassen, beharren sollte, nach Vorschrift der Criminalordnung durch einfaches Gefängniß, Entziehung der bessern Kost, oder andere der Gesundheit unschädliche Maßregeln zur Erfüllung seiner Verpflichtung zu bewegen. Der Befehl wurde vollstreckt, allein M. erklärte am 21. Nov. 1820 zu Protokoll, daß er sich nicht einlassen wolle und würde. Hierauf erstattete die Commission am 9. Dec. 1820 dem Justizministerium Bericht und trug darin zum zweiten Mal auf Entlassung des Verhafteten an, aber ohne Erfolg. Man ließ die Sache bis zum 2. Mai 1821 ruhen, bis endlich eine Cabinetsordre verfügte, daß die Acten zum Spruch vorgelegt und dem richterlichen Ermessen anheimgegeben werden solle, ob selbige für spruchreif zu erachten oder ob und welche sonstigen Verfügungen in der Sache zu erlassen seien, sowie daß der Angeklagte einstweilen nach Slogau gebracht und daselbst bis zur weitern Bestimmung, nach der Publication des Urtheils, unter die Aufsicht des Commandanten gestellt werden solle. Dieser Befehl kam jedoch nicht zur Ausführung, denn in der Nacht vom 5. bis zum 6. Mai 1821 entwich M. aus dem Gefängniß und konnte nicht wieder zur Haft gebracht werden. Diese höchst abenteuerliche Flucht, welche damit endete, daß ihn ein Fischer, durch Drohung gezwungen, in seinem Bote von Stralsund nach Schweden übersetzte, war der Anfang einer vieljährigen Verbannung. Bis 1828 blieb M. als Erzieher in einer schwedischen Familie theils zu Gothenburg, theils auf dem Lande in der Nähe von Stockholm. Dann erwählte ihn die Universität zu London zum Lehrer der germanischen Sprachen und Literatur. Seine „*Introductionary lecture*“ wurde ins Deutsche übersetzt, und außerdem gab er 1830 heraus: „*A manual of german literature*“ (2 Bde., London); „*An introduction to a course of german literature*“. Er stand in London in günstigen Verhältnissen; als er jedoch zu Ende 1830 ein freisprechendes Urtheil in seiner Sache sich ausgewirkt, überwältigte die Liebe zum Vaterlande alle Rücksichten, und er arbeitete seitdem ohne Anstellung wieder an dem preussischen Oberlandesgericht zu Frankfurt an der Oder. (53)

Mühler (Heinrich Gottlob), preussischer geheimer Staats- und Justizminister, geboren 1779 zu Pless in Schlesien, wo sein Vater der fürstlichen Rentei als Kammerrath vorstand, studirte die Rechtswissenschaft in Halle und trat 1801 als Auscultator zu Brieg in den preussischen Staatsdienst. Er ward im folgenden Jahre Referendarius, 1804, nach rühmlich bestandener Prüfung in Berlin, Affes-

for beim Oberlandesgerichte zu Brieg, 1810 wirklicher Rath. Durch Fleiß, Arbeitslust, Diensttreue und Geschäftsfähigkeit vortheilhaft ausgezeichnet, wurde M. fünf Jahre später zum Kammergerichte nach Berlin berufen und drei Jahre nachher zum Director des dortigen vormundschaftlichen Gerichts (einer Abtheilung des Stadtgerichts) befördert. Mit diesem wichtigen Amte verband er 1819 das eines Mitgliedes des Cassationshofes und erhielt zugleich den Titel eines geheimen Oberrevisionsrathes. Je weniger Arbeit mit dieser zweiten Stelle verknüpft sein mochte, desto größer waren die Anforderungen, welche an den Director des Vormundschaftsgerichts gemacht wurden; aber M. genügte ihnen und behielt noch Zeit und Kraft übrig, einzelnen Commissionen und der Theilnahme an den Arbeiten der Gesetzcommission sich zu widmen. Nach dem Antrage des Justizministeriums vertauschte er dieses Dienstverhältniß 1822 mit der Stelle eines Vicepräsidenten des Oberlandesgerichts zu Halberstadt; zwei Jahre darauf kam er in gleichem Verhältnisse nach Breslau, wo er den schon begründeten Ruhm eines trefflichen Geschäftsmannes erhöhte; auch bot sich hier Veranlassung dar, dem Kronprinzen von dieser Seite näher bekannt zu werden. Nach dem Tode des Justizminister Grafen von Dankelmann 1830, welcher Kirchheisen fünf Jahre zuvor gefolgt war, ohne die gehegten Erwartungen zu erfüllen, war der Geheimrath von Kamps einige Zeit Vorstand des Ministeriums, während die Vermuthungen über die Ernennung des Chefs der preussischen Justizverwaltung schwankten. Niemand schien derselben nach der schon gewonnenen Stellung näher zu stehen als Kamps, dessen von der Vorliebe für die preussische Gesetzgebung nicht bestochene Ansichten über Justizreform auf Veranlassung seiner Vereisung der Rheinprovinzen vielseitig gepriesen wurden. Des Königs Entscheidung vom 9. Febr. 1832 theilte das Justizministerium zwischen Kamps und M., indem Beide, zu Justizministern ernannt, gemeinschaftlich die Besetzung der höhern Beamtenstellen, die Bestellung der Immediatexaminationscommission, die Bearbeitung der Conduitenlisten und die vom Justizministerium ausgehenden Gesetzworschläge behielten, Kamps aber besonders die Fortführung der Gesetzesrevision und die oberste Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen, M. dagegen in den übrigen Provinzen zugetheilt wurde. Dieses ist die mit vielen Ansprüchen verknüpfte Wirkungssphäre, welcher M. noch zu kurze Zeit vorsteht, um über den Geist seiner Ministerialverwaltung ein Wort sagen zu können; gewiß aber erfordert diese Stellung mehrjährige Thätigkeit, um sich ganz in derselben zu orientiren, und zwischen zögernder Prüfung und schnell durchgreifender Entscheidung das rechte Ebenmaß zu finden, damit über Einzelheiten nicht das Ganze, über Formelles nicht die materiellen Aufgaben der Rechtspflege versäumt werden.

(10)

Mulgrave (Constantine George Phipps, Viscount Normanby, Graf von), Gouverneur von Jamaica, geboren 1797, ist der Sohn des 1831 verstorbenen Grafen von M., der von einer natürlichen Tochter Jakob II. abstammte, im amerikanischen Revolutionskriege mit Auszeichnung diente, 1792 zum britischen Peer erhoben ward, im Oberhause als Pitt's Anhänger oft an den Verhandlungen Antheil nahm, 1805 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von 1807 — 10 erster Lord der Admiralität, dann bis 1818 Feldzeugmeister (Master general of the ordnance) war und auch, nachdem er dieses Amt an den Herzog von Wellington abgetreten hatte, Mitglied des Cabinets blieb. Sein Oheim, dessen irländischen Adelstitel Mulgrave sein Vater erbt, war der berühmte, 1792 verstorbene Seemann, der als Captain Constantine John Phipps 1773 eine Reise nach dem Nordpol machte, von welcher er einen Bericht (London 1774) lieferte. Bis zu seines Vaters Tode den Namen Lord Normanby führend, erhielt er seine Bildung in der Gelehrtenschule zu Harrow und später in Cambridge und kam nach erlangter Volljährigkeit als Abgeordneter für den verfallenen Flecken Scar-

borough, den seine Familie seit langer Zeit repräsentirt hatte, in das Haus der Gemeinen. Seine Gyllingsrede für die katholische Emancipation (1819) erregte große Aufmerksamkeit. Der Zwiespalt, worin seine politischen Ansichten mit den Meinungen seiner Angehörigen und namentlich seines Vaters standen, veranlaßte ihn jedoch bald, aus dem öffentlichen Leben zu treten, und er ging nach Italien, wo er zwei Jahre meist in Florenz lebte. Nach seiner Rückkehr schrieb er eine Flugchrift für die Parlamentsreform, worin er die Widersprüche des Wahlsystems aufdeckte. Er kam 1822 wieder für einen Wahlbezirk in das Parlament, unterstützte kräftig den ersten Antrag des Lords John Russell (s. d.) auf Parlamentsreform, und verfocht einen Antrag gegen die Sinecurende, der zum Theil Erfolg hatte. Nach Canning's Tode erregte er neue Aufmerksamkeit durch seinen Antrag auf die Untersuchung der geheimen Umstände, die bei der Bildung des Ministeriums wirksam gewesen waren, das auf die Verwaltung jenes Staatsmannes folgte. Die Krankheit seines Vaters hielt ihn ab, seinen Sitz im Parlament wieder einzunehmen, und er hatte daher keinen Antheil an den ersten Verhandlungen über die Reformbill im Hause der Gemeinen; als er aber nach seines Vaters Tode in das Oberhaus gekommen war, verfocht er diese Angelegenheit seinen alten Grundsätzen treu. Er wurde bald nachher zum Gouverneur von Jamaica ernannt. Als feingebildeter Weltmann bei seiner Ankunft auf der Insel persönlich beliebt, wurde er doch von den Eigenthümern der Pflanzungen mit Argwohn betrachtet, da man ihn, als einen erklärten Anhänger liberaler Grundsätze, für einen Gegner der Sklaverei halten mußte und Verwaltungsvorschriften bei ihm voraussetzte, die dem herrschenden, von dem Eigennuz der Colonisten hartnäckig verfochtenen System entgegen wären. Es trat alsbald eine Spannung zwischen ihm und der gesetzgebenden Versammlung (House of assembly) ein, welche aus 20 — 30 Colonisten besteht. Die Antwort auf seine erste Anrede an das Colonialparlament veranlaßte ihn, unangenehme Wahrheiten auszusprechen. Der widerspenstige Geist zeigte sich seitdem in allen Formen. Die Versammlung weigerte sich unter verschiedenen Vorwänden, irgend eine der, von der britischen Regierung zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven empfohlenen Maßregeln in Erwägung zu ziehen. Sie behauptete den Grundsatz, den Lord M. in seiner Antwort so kräftig abwies, daß sie in der Gesetzgebung für die Colonien von der Regierung des Mutterlandes ganz unabhängig sei, und schien als vollziehende Gewalt, dem Mutterlande trotzend, nicht als Glied der verfassungsmäßig getheilten gesetzgebenden Gewalt handeln zu wollen. Bei diesem Zwiespalt gab eine Mischelligkeit zwischen dem Staatsrath und der Versammlung über einen Antrag von untergeordneter Bedeutung dem Gouverneur die nächste Veranlassung, das Haus am 14. Oct. 1832 aufzulösen. Die Spannung dauert fort und scheint nur durch den Erfolg der eben jetzt im britischen Parlament eröffneten Verhandlungen über die Freilassung der Negerklaven ihre Lösung erhalten zu können. Ehe Lord M. als Staatsmann hervortrat, hatte er den Namen Normanby in der Geschichte der neuesten englischen Literatur durch seine geistreichen Romane, die zu den besten unter den sogenannten Tales of fashionable life gehören, bekannt gemacht. Man hat ihn treffend den Froissart des Modelebens genannt. Er schreibt, was er genau kennt, und schildert glücklich das Gesehene. Seine Romane sind Gemälde wirklicher Scenen, wahre Bilder aus dem Leben, und werden in spätern Zeiten als eine glaubwürdige Geschichte der Nationalsitten gelesen werden. In treuer Auffassung des Lächerlichen, in glücklichem Wize, hat M. kaum seines Gleichen unter den neuen englischen Schriftstellern. „Matilda“ (London 1825) fand schon ausgezeichneten Beifall, aber eine höhere Stufe erreichte der zweite Roman „Yes and No“ (2 Bde., London 1828), der neben Bulwer's „Pelham“ das treueste Bild des Lebens der höhern Classen in England darbietet, und „The contrast“ (3 Bde., London 1832) vereinigt die Vorzüge reiferer Beobachtung und festerer Charakterzeichnung in einer anziehenden Geschichte.

Müller (Alexander), geboren um 1780 zu Zell im ehemaligen Bisthum Fulda, wo sein Vater als Justiz- und Rentbeamter angestellt war, studirte die Rechte in Fulda und Gießen, und wurde 1804, nachdem der Prinz von Dranien das Bisthum als Entschädigung für seine Verluste erhalten hatte, als Referendar in der Regierung zu Fulda angestellt. Er war Mitglied des Justiztribunals dafelbst, als der Fürst, dem M. stets seine innige Anhänglichkeit weihte, 1806 das Land verlor. Unter der Regierung des Großherzogs Karl von Dalberg seit 1810 wurde M. Justizbeamter und Maire des Bezirks Geis und blieb es, bis das Land 1815 an Kurfessen fiel, worauf er 1816 als Mitglied der Regierung nach Weimar kam, wo er später als Regierungsrath und Mitglied der Vormundschaftsdeputation angestellt wurde. Er verließ dieses Dienstverhältniß 1830 und lebte meist in Leipzig, bis er sich 1832 nach Mainz begab. Im katholischen Glauben geboren und in seinem Bekenntnisse beharrend, gehört er zu Denjenigen, die den Katholicismus in seiner Reinheit wiederherstellen wollen. Für diesen Zweck hat er seit einem Jahrzehend mit einem rüstigen Eifer gestritten, in welchem ein Zug als vorherrschend hervortritt, seine Abneigung gegen den Jesuitismus in allen Gestalten. Seine Schriften „Über Regentenbervormundung“ (Zimenau 1822); „Das Institut der Staatsanwaltschaft“ (Leipzig 1825) und einige andere abgerechnet, behandeln die übrigen das Verhältniß der Kirche zum Staate und die neuesten Reactionsversuche zum Vortheile der römischen Hierarchie. Dahin gehören: „Kirchenrechtliche Erörterungen in besonderer Beziehung auf Weimar“ (Weimar 1823); „Preußen und Baiern im Concordat mit Rom“ (Neustadt an der Dela 1824); „Die neu auflebende Schirmvoigtei des östreichischen Kaisers über die römisch-katholische Kirche und den päpstlichen Stuhl“ (Erfurt 1829) und mehre Flugschriften. Sein „Encyclopädisches Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts“ (1. Bd. Erfurt 1829, 2. Bd. Leipzig 1832) ist noch unvollendet. Im Jul. 1830 begann „Der canonische Wächter, eine anti-jesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen“, der bis zu Ende des Jahrs 1832 in Halle gedruckt ward, und seit 1833 in Mainz fortgesetzt wird. Die im März 1830 von M. bekannt gemachte Ankündigung, worin die Tendenz der neuen Zeitschrift „gegen canonisches Unrecht und gegen klerikalischen Unfug, gegen den dogmatischen Sauerthaug, den Schrist und Vernunft verschmähen, gegen alle Nachwerke des Aberglaubens und der Barbarei, gegen Pfaffenfrug und Pfaffenlug, gegen eiteln papistischen Schimmer und Flimmer, gegen alles Concordatenwesen, gegen alle Hebel der vermaledeiten Verfinsterungssucht unserer Lage“ kräftig ausgesprochen wurde, hatte die Folge, daß der sächsische evangelische Kirchenrath in Dresden die Zeitschrift vor ihrer Erscheinung verbot und auf die von dem Verleger in Leipzig dagegen erhobene Beschwerde zwar die Erscheinung derselben in Sachsen gestatten, aber den Herausgeber als einen Katholiken nach einer Verordnung von 1807 der Censur des apostolischen Vicariats in Dresden unterwerfen wollte. M. konnte sich einer Bedingung nicht fügen, welche die Ausführung seines Plans unmöglich gemacht haben würde, und ließ seine Zeitschrift in Halle unter preussischer Censur drucken. Seit 1832 gibt er in Mainz das „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten“ heraus, das sich zu einer reichhaltigen Sammlung ausbildet.

Müller (Karl Dtfried), einer der größten Alterthumsforscher unserer Zeit, ist 1797 zu Brieg in Schlessien geboren, wo sein Vater, der nachher Pastor zu Dhlau wurde, Feldprediger war. Er wurde als 10jähriger Knabe auf das Gymnasium nach Brieg geschickt, wo zuerst durch Lotheisen ein lebendiges Interesse an den alten Sprachen in ihm erweckt wurde. Dieser Mann besaß bei einem sonst veralteten Vortrage die Gabe, die jungen Geister durch beständige Anwendung der Regeln

auf die besondern Fälle zu üben und für das Sprachstudium zu gewinnen. Nachdem M. auch den Unterricht des verdienten Rectors Schmieder genossen hatte, bezog er zu Oftern 1813 die Universität Breslau. Hier hörte er Heindorf eifrig und benutzte Schneider's Umgang. Die früh erwachte Neigung zur historischen Seite der Philologie zog ihn Oftern 1815 nach Berlin, wo er durch Böckh's Vorlesungen und belehrenden Umgang, sowie durch Buttmann's anregendes Gespräch in seiner Ausbildung bedeutend gefördert wurde. In der letzten Hälfte seines Aufenthalts in Berlin promovirte er und gab als erstes Product seiner reichen mythologischen Studien 1827 die „Aeginetica“ heraus. In demselben Jahre wurde er an dem Magdalenum in Breslau angestellt, wo das Parteiwesen, welches damals durch den Turngeist hervorgerufen worden war, ihn von manchen geselligen Verbindungen abhielt. Dagegen gährten in seinem lebendigen Geiste die mythologischen Ideen fort, und beschäftigten ihn, während die Schule ihn für grammatische Behandlung der alten Sprachen in Anspruch nahm. Er machte den ersten Versuch, ganze Mythenkreise zu analysiren und gleichsam bis zu ihren ersten Fäden zu verfolgen, und betrachtete es als seine Aufgabe, die richtige Linie zwischen den bisher vorwaltenden historischen und allegorischen Verfahrensweisen zu halten. Dies versuchte er in dem (1819 vollendeten) Buch „Über Orchomenos und die Minyer“, welcher den ersten Band der „Geschichte hellenischer Stämme und Städte“ (Breslau 1820) bildet. Durch Heeren's Rath und Böckh's Empfehlung wurde er im Sommer 1819 für das Fach der Alterthumskunde und zunächst der Archäologie der Kunst nach Göttingen berufen. Ein angenehmer Aufenthalt in Dresden im Herbst 1819 und eine Reise nach Frankreich und England im Sommer 1822 gewährten ihm die erforderlichen Anschauungen. Doch blieb ihm die Archäologie der Kunst immer nur eine Seite der Alterthumskunde, die alte Kunst nur eine Erkenntnißquelle, indem eine organisch zusammenhängende, in warmer Individualität aufgefaßte Kenntniß des Alterthums im Ganzen stets das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ist, hinter welchen, als das Allgemeine, das Verstehen der eignen menschlichen Natur liegt. So suchte er auch durch seine mannichfaltig verbundenen Vorlesungen über Religion, praktisches und politisches Leben, Geschichte, Poesie und bildende Kunst des Alterthums, sowie neuerlich auch über die classischen Sprachen, zur Auffassung dieses Ganzen und zur Erforschung der zum Grunde liegenden Richtungen und Gesetze des menschlichen Lebens anzuregen. Das 1824 herausgegebene Werk: „Die Dorier“, der zweite und dritte Band der „Geschichte hellenischer Stämme“, wovon kürzlich (Oxford 1830) eine englische Uebersetzung erschien, sollte das in sich wohl zusammenhängende und tüchtige Wesen eines griechischen Stammes in allen Kreisen menschlicher Thätigkeit ausgeprägt nachweisen, und bezeichnet damit einen Fortschritt der Alterthumskunde, wenn auch die Aufgabe überhaupt zu hoch gestellt war. Die Aufnahme, welche dieses Werk fand, bestimmte ihn zu einer genauern Prüfung seines wissenschaftlichen Gebäudes. Die Fortsetzung desselben, welche Athen betreffen soll, schob er für eine spätere Zeit auf. Jetzt wendete sich seine Thätigkeit der Mythologie zu. Das Resultat seines Nachdenkens waren die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie; mit einer antikritischen Zugabe“ (Göttingen 1825), welche die Absicht hatten, Philologen gewöhnlicher Art durch eine rein historische, auf Beispielen und Inductionen beruhende Untersuchung zu einer richtigen Auffassung der Mythen zu führen. In demselben Jahre erschien das Buch „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des makedonischen Volkes“ (Berlin 1825); ein Werk gereifter Forschung erschien dann „Die Etrusker“ (2 Bde., Breslau 1830), das erste Werk dieser Art, welches den Fortschritten in dieser Wissenschaft entspricht und die geistvolle Beherrschung der Massen bewundern läßt. Wir haben nur die Hauptwerke dieses geist-

reichen Gelehrten angeführt; überblickt man noch die Menge reichhaltiger Abhandlungen über Alterthumskunde (hierzu gehört auch die Schrift „*Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit etc.*“, Göttingen 1820), die Aufsätze und Beurtheilungen in in- und ausländischen Journalen und gelehrten Zeitungen, die Beiträge zu fremden Werken (z. B. Bötkel's „*Archäologischer Nachlaß*“, von ihm herausgegeben), welche er geliefert hat, und erwägt den Umfang und die Sorgfalt seiner akademischen Wirksamkeit, welche einen bedeutenden Kreis von Schülern um sich versammelt, so muß man die seltene Verbindung von wissenschaftlichem Fleiß und Eifer, umfassender Gelehrsamkeit und überall eindringender Genialität bewundern, wodurch es diesem Manne gelungen ist, sich schon in solchen Jahren einen allgemein anerkannten europäischen Namen zu erwerben. Auch in seinen äußern Verhältnissen lebt M. beglückt, umgeben von einer liebenswürdigen Familie (er ist Schwiegersohn des berühmten Rechtsgelehrten Hugo), von vielen Freunden hochgeachtet und von seiner Regierung geehrt.

Müller (Peter Erasmus), Bischof im Stifte Seeland, geboren 1776 in Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzzath war. Nachdem er mit Auszeichnung den akademischen Cursus vollendet hatte, ging er auf Reisen, besuchte einige der berühmtesten Universitäten Deutschlands, hielt sich fast ein Jahr theils in Frankreich, theils in England auf, und wurde 1801 zum Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen ernannt, wo er 1803 die theologische Doctorwürde erhielt. Seitdem ist er durch mehre die Theologie sowie die Geschichte, vorzüglich die altnordische, betreffende Werke rühmlich bekannt. Unter seinen theologischen Schriften nennen wir: „*Christelig Moralsystem*“ (System der christlichen Moral, Kopenhagen 1808); „*Christelig Apologetik eller videnskabelig Udvikling af Grundene for Christendommens Gubdommelighed ic.*“ (Christliche Apologetik, oder wissenschaftliche Entwicklung der Gründe für den göttlichen Ursprung der christlichen Lehre, Kopenhagen 1810), und „*System i den christelige Dogmatik*“ (Kopenhagen 1826). Bereits 1806 erschien seine erste Schrift über nordische Geschichte und Alterthümer; eine Untersuchung über jene merkwürdigen goldenen Trinkhörner, die vor vielen Jahren in der Erde gefunden und in dem königlichen Museum zu Kopenhagen aufbewahrt, aus einer entfernten Vorzeit herrührten („*Antiquarisk Undersøgelse over de ved Gallehuus fundne Guldhorn*“). Diese von der kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift, die von Abrahamson dem Ältern ins Deutsche übersetzt wurde, eröffnet die Reihe der wichtigen Werke M.'s in diesem Fache, von denen nur einige hier zu erwähnen sind. So schrieb er 1813: „*Om det islandske Sprog's Vigtighed*“ (Von der Wichtigkeit der isländischen Sprache), und „*Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhang über die Nationalität der altnordischen Gedichte*“, verdeutschet von Sander, der auch eine Übersetzung der Schrift „*Über die Authentie der Edda Snorro's und die Echtheit der Usalehre*“ lieferte. Durch M.'s „*Sagabibliothek*“, mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen (3 Theile., Kopenhagen 1816 — 18), wurde nicht nur für das Studium des nordischen Alterthums ein vortreffliches Hülfsmittel gegeben, sondern auch der größern Lesewelt der Zutritt zu jenen merkwürdigen Alterthümern geöffnet. Von nicht geringerer Bedeutung und mit gleichem kritischen Scharfsinn und fleißiger Forschung ausgearbeitet sind folgende zwei Schriften, die eigentlich zusammengehören: „*Kritisk Undersøgelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie*“ (Kritische Untersuchung der Sagen Geschichte Dänemarks und Norwegens, oder über die Glaubwürdigkeit der Quellen Sapo's und Snorro's, Kopenhagen 1823), wozu die letzte Hälfte erst 1830 kam; „*Kritisk Undersøgelse af Sapo's Histories syv sidste Bøger*“ (Kritische Untersuchung der letzten sieben Bücher der Geschichte Sapo's).

M.'s „Dänische Synonymik“ ist ein für die Sprachwissenschaft sehr schätzbares Werk. Von 1805 — 32 war M. Redacteur der „Dänischen Literaturzeitung“. Er wurde 1830, nach Münter's Tode, zum Bischof von Seeland ernannt. (4)

Müller (Sophie). Kürzer als irgend eines andern glänzenden Gestirns am deutschen Theaterhimmel war die Erscheinung und der Glanz dieser ausgezeichneten Künstlerin. Ihre Erinnerung wird länger leben als das Wirken der Lebenden gedauert hat. Wiewol sie nicht das Höchste erreicht hat, wußte sie doch die höchste Theilnahme der Edlern zu erwecken und ihr Scheiden in der Blüte ihrer Erscheinung wirft auf sie eben noch einen letzten Zauberschein. Tochter eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Künstlers aus den ältern Tagen deutscher Kunst, trat sie zuerst auf einem oberrheinischen Theater auf und verließ Manheim schon mit sehr günstigem Rufe, um am wiener Burgtheater mit einem bald lebenslänglichen Engagement sich zu einer der ersten tragischen Künstlerinnen Deutschlands auszubilden. Doch bedarf, was in Wien gebildet ist — trotz der ergiebigen Quelle von Talenten, trotz dem sorgsam erhaltenden Princip, das dort wie im Staate so auf dem Theater herrscht — erst der Anerkennung auswärts, um deutschen, allgemein gültigen Ruf zu erhalten. Dieser Ruf und Siegel ward ihr in Dresden beim ersten Gastiren dafelbst. So entzückte der Adel ihres Spiels, die Fülle aus dem Innern ausströmender Begeisterung, daß die sämmtlichen Schauspieler sich auf die leeren Bänke des Parterres setzten, und — aller Neid, alle Künstlerücksichten schwanden — durch lauten Beifall die ihnen mitgetheilte Begeisterung kund gaben. Dies lautere Zeugniß ward später überall, wo sie auftrat, namentlich in Berlin, fast einstimmig bestätigt. Sophie M. war zur Tragikerin geboren und hatte nichts versäumt, durch Studium Das auszubilden, wozu sie die Natur berief. Sie erreichte nicht jene Höhe der Kunst, die mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellt, spielt; sie war mitten darin, der Schmerz, die Wehmuth waren in ihr lebendig. Geboren, gestaltet in ihr, traten sie heraus, die sonore Sprache schwelgte darin, der Blick war trunken, Auge und Lippen jauchzten in der Wollust des Schmerzes. Aber nie wurde das Maß überschritten, der höchste Adel verließ sie nie auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft. Wir glauben, die Künstlerin hatte erreicht, was sie erreichen konnte. Ob dieses Feuer der Empfindung ausgedauert hätte, ist zweifelhaft, nicht zweifelhaft aber, daß ihr jene unbewußte Heiterkeit des Gemüthes abging, die, unerläßlich für andere Rollen, wohlthätig auch für die wird, in denen sie gegläntzt. Jedes Nachtstück wirkt nur durch einen Lichtschein, von woher er auch komme. Der höchste Schmerz in der höchsten Tragödie ist aber dann am ergreifendsten, wenn die Natur ursprünglich gesund war, und der tröstende Lichtstrahl aus dem Wesen selbst, aus der leidenden Brust aufsteigt. So vertragen sich, so bedingen sich, ja so sind in der höchsten Tragödie unerläßlich verbunden Schmerz und Heiterkeit. Eben darum vollendete vielleicht der Tod ihre Kunst, ehe die höchst gesteigerten Anforderungen ihr Manier und Einseitigkeit vorwerfen konnten. Ihre Kunst hat einen Abschluß erreicht. Sie war die melancholische Tragikerin im edelsten Sinne des Wortes. Edel war Alles an ihr; die Schule in Wien hatte in ihr den gemessenen Anstand gefördert, ihre sittliche Tiefe war sorgsam gepflegte Gabe. Auch ihr Tod hatte etwas melancholisch Edles. Ein Unwohlsein, aus Überanstrengung, oder, wie ein sehr unverbürgtes Gerücht sagte, aus tieferer Herzensbewegung, führte eine anderthalbjährige Krankheit herbei, über deren Ausgang sie selbst entschieden klar und mit sich abgeschlossen war. Einem Freunde, der sie, als die Ärzte große Hoffnung gegeben, fragte, in welcher Rolle sie nach ihrer Genesung auftreten werde, antwortete sie: „In Vater und Tochter“. Dieses Raupach'sche Stück fängt bekanntlich mit der Zeitungsnachricht an: „Miß Müller ist todt!“ Sie sorgte noch auf dem Todtenbette, ihrem

hochscholtem Bann
erhebung auszum
Schwefelstein ist
den besten Mittel
gen und Poesie der
gaben ihre Hand
Namen ihrer
Jugend, in rühm
memen.

Müller (So
sie noch mehr durch
irrigität durch
die Weiber wurden
sollte man, auf des
am, und der Zweck
der Stärke der Weib
schweie, kam im
des Vaters auch
schen Herrschaft
waren, und nicht
Sohne in Dants
schickliches Stül
Jahreszeit besitz
Lied und energisch
mit dem Bruder
er, Feind der H
ge, das Gelo sörd
1803, musikalisch
Franz Ferdinand
sagt. Wenn es für
einmal zu finden, i
dies, wenn man die
es länger, daß vier
seinem Dru, ihren
vermögen und ein
konzentriert, um die
der Bruder M. e
aus der Herosog
schonere ausübte,
Waffire her bereit
sein Talent in in
auf die reine Mo
was die Freude an
zu. Sie habe ih
sammeln wollten, un
sammeln über die
sammeln auch eine kri
die schicklichen, sich
jeden Sonntag an
sich. Ich kann noch
Wohl erzählen sie
Müller's Name ist

hochbejahrten Vater bei der Kaiserin, deren Vorleserin sie war, eine dauernde Unterstützung auszuwirken, und starb am 20. Jun. 1830. Selten flossen einer Schauspielerin so viel Thränen innigster Theilnahme nach. Ihr Vater hat durch den Grafen Malláth das Stammbuch der Künstlerin mit mehren Kunstbemerkungen und Poesien der Seligen herausgegeben, eine Reliquie, welche den Wunderglauben eher schwächen als stärken könnte, denn ihr Andenken lebt schöner in den Herzen ihrer Bewunderer, als es hier die schriftlichen Zeugnisse enthusiastischer Freunde, in ersten Ergießungen (nicht für den Druck) niedergeschrieben, documentiren.

(9)

Müller (Brüder). Diese vier an sich schon ausgezeichneten Künstler sind es noch mehr durch ihr gemeinschaftliches Wirken. Sie bilden das eingeliebteste trefflichste Quartett, welches vielleicht jemals existirt hat und existiren wird. Alle vier Brüder wurden von dem Vater, welcher bei der Kapelle in Braunschweig angestellt war, auf das sorgfältigste, zugleich aber auch sehr streng, für die Musik erzogen, und der Zweck, sie zu ausgezeichneten Virtuosen zu bilden, ist erreicht. Nur der älteste der Brüder, Karl Friedrich, geboren am 11. Nov. 1797 zu Braunschweig, kam im 14. Jahre nach Berlin, wo er nach dem vorüberenden Unterricht des Vaters auch den des Concertmeisters Möser genoss. Während der westfälischen Herrschaft in Braunschweig hatte der Vater seinen Posten in der Kapelle verloren, und reiste mit seinem schon damals zum trefflichen Violinisten gebildeten Sohne in Deutschland umher. Späterhin hat sich derselbe durch eignen Fleiß und selbständiges Studium zu einem der größten Virtuosen, die Deutschland auf diesem Instrument besitz, ausgebildet. Eine glänzende Fertigkeit, Pracht und Fülle des Tons und energische Wirkung charakterisiren sein Spiel. Er spielt in dem Quartett mit den Brüdern die erste Violine. Die Bratsche ist durch den zweiten Bruder, Theodor Heinrich Gustav, geboren am 3. Dec. 1800, vortrefflich besetzt; das Cello spielt der dritte Bruder, August Theodor, geboren am 27. Aug. 1803, meisterhaft; die zweite Violine endlich ist durch den jüngsten Bruder, Franz Ferdinand Georg, geboren am 29. Jul. 1809, ausgezeichnet besetzt. Wenn es schon selten ist, vier so treffliche Virtuosen in einem Quartett vereinigt zu finden, so ist es noch seltener, und hat zugleich etwas erfreulich Rührendes, wenn man vier Brüder zu einer solchen Kunstleistung vereinigt sieht. So nahe es liegt, daß vier Meister auf den gedachten Instrumenten, Brüder, sämmtlich in einem Orte, ihrem gemeinschaftlichen Geburtsort, lebend, sich zum Quartettspiel vereinigen und etwas Treffliches leisten, so mußten doch außerordentliche Umstände eintreten, um die ungemaine Vollendung des Zusammenspiels zu erzeugen, welche die Brüder M. errungen haben. In der für Braunschweig furchtbaren Zeit, wo der Herzog Karl seine Tyrannenien mit frecher Willkür gegen die Einwohner ausübte, erließ er unter Andern auch den empörenden Befehl an die Musiker der dortigen Kapelle, daß es bei schwerer Strafe Jedem verboten sein solle, sein Talent in irgend einer Gesellschaft oder in einem Concert hören zu lassen. Auf die reine Mechanik des Theaterdienstes beschränkt, mußte allen bessern Künstlern jede Freude an der Kunst und am Leben verloren gehen. So auch den Brüdern M., die daher ihren Abschied zu nehmen beschloßen. Da sie sich aber nicht trennen wollten, und vier Künstler, zumal nebst Familie, nicht so leicht ein gemeinsames sicheres Unterkommen finden konnten, dachten sie auf ein Mittel, ihre Existenz auch ohne bestimmtes Engagement, wenigstens auf einige Zeit zu sichern. Sie beschloßen, sich im Concertspiel aufs höchste zu vervollkommen, und kamen jeden Vormittag mehre Stunden zusammen, um sich miteinander einzuspielen. Hier sah man, was der ernste Fleiß ausgezeichneter vereinigter Künstler vermag. Bald erreichten sie eine so vollendete Höhe der Ausführung, daß sie wol fühlten, Niemand könne es ihnen gleich thun. Jetzt foderten sie den Abschied und erhielten

ihn für den 1. Oct. 1830. Im Sept. aber brach die Revolution aus, die den Herzog Karl verjagte. Einer der ersten Schritte der neuen Regierung war es, der Hauptstadt den Besitz so ausgezeichnete Talente zu sichern. Indes war die neue Kunstbildung gewonnen, und sie sollte wenigstens nicht ganz unbenutzt verblühen. Die Brüder M. machten zuerst eine Reise nach Hamburg, wo sie ungemeinen Beifall ernteten; dann gingen sie im Sommer 1832 nach Berlin. Da man dort das treffliche Möser'sche Quartett jeden Winter hört und mit den Leistungen ähnlicher Künstlervereine im Laufe des Winters gegen 30 öffentliche Quartettabende gehabt hatte, wollte sich anfangs schwer ein Publicum finden. Die Brüder M. begannen mit 12 Abonnenten; aber das Urtheil aller Kenner und das Entzücken ihrer Zuhörer trug den Ruf der ausgezeichneten Virtuosen bald durch die ganze Stadt, und in den drei letzten ihrer Versammlungen war nicht nur der Saal, sondern auch die Voräle erfüllt, und selbst auf den Treppen saßen und standen lauschende Hörer. Ohne Zweifel ist nun ihr Ruhm für immer begründet; die musikalische Welt ist um eine ganz neue Gattung der Leistungen bereichert, denn Jedermann gesteht, daß alles andere Quartettspiel, gegen dieses gehalten, nur ein unvollkommener Versuch gewesen ist. Ohne Zweifel werden Frankreich und England diese Künstler auch hören, und Deutschland wird abermals stolz auf die Erfolge seiner eingeborenen Talente im Auslande sein dürfen. (20)

Münch (Ernst Herman Joseph), Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart, geboren am 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden, einer der ehemaligen österreichischen, jetzt zum Canton Aargau gehörenden Vier Waldstädte am Rhein, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Solothurn und auf der Universität zu Freiburg, wo er den juristischen Studienkreis durchlief, während seine Neigung zur Poesie ihn zugleich einem geistigern Leben zuführte. Er wollte sich der dramatischen Literatur widmen, nachdem er seinen ersten Versuch „Eponine“ herausgegeben hatte, und zu diesem Zwecke studirte er mit Eifer die Geschichte, aber hauptsächlich war es die Begeisterung, welche dieses Studium in ihm erweckte, und die Anregung, die er durch das öffentliche Leben erhalten hatte, was ihn trieb, sich in einem andern wissenschaftlichen Gebiete anzusiedeln. Bei dem Studium der Geschichte beschäftigte ihn vorzüglich das Zeitalter der Reformation. Er begann die erste vollständige Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten, welche er in fünf Bänden (Berlin 1821—25) vollendete. Nach Beendigung seiner Studien zuerst als Gerichtssecretair im Bezirksgericht zu Rheinfelden angestellt, war er von 1819—21 Lehrer an der Cantonschule zu Aarau, nahm aber seine Entlassung, um sich in Deutschland seiner Lieblingsneigung freier hingeben zu können. Die Theilnahme, die der Freiheitskampf der Griechen in ihm erweckte, veranlaßte die Schrift: „Die Hertzüge des christlichen Europas wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit“ (5 Bde., Basel 1822—26). Seit er 1824 als Professor der historischen Hülfswissenschaften in Freiburg angestellt war, widmete er sich mit erneutem Eifer der Geschichte des 16. Jahrhunderts, wovon das biographische Werk: „Franz von Sickingen“ (3 Bde., Stuttgart 1824—29); „Charitas Pirtheimer“ (Nürnberg 1822), und eine neue Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum“, mit kritischen Erläuterungen (Leipzig 1827), Zeugnis geben. Die badiſche Regierung und der Großherzog Ludwig zeigten sich aber der geistigen Richtung M.'s nicht günstig, und der Umstand, daß die 1818 von ihm bewirkte Eiftung des engern Vereins der Burschenschaft zu Freiburg aus den Untersuchungsacten hervorging, wie der Ton seiner Schriften und seine Freundschaft mit Kotted und andern freisinnigen Männern, hatten ihn verdächtig gemacht. Mehre einträgliche Stellen wurden ihm abgeschlagen und er diente lange ohne alle Besoldung. Die Gründung der historischen Gesellschaft in Freiburg verdächtigte ihn dem Hofe aufs Neue und der Großherzog von Baden lehnte sogar das Protectorat derselben

... er möchte in
und M. an der
gemeinen Ver
Schwierig, die
nach Gelübde
die Ausführu
behalte er die
erhaltenen der
1828 als Prof
die Elms ber
ist angezeig
berichts und
in M.'s Ent
aus dem
die sich
nicht er sich
den Blättern
vornen Jaden
berichten und
durch in nä
vornen Feind
fähigte. Die
angewandt, m
Geschichte des
Wissenschaften
und auch meh
unabhängiger
tischen Beziehu
1820) heraus
kühner Zeitun
ausgelegt, spez
löwen. Das Ver
und Schlugen
Er trat ein
Anpassung und
zu den Diplo
in
Wissenschaft
Freiburg
und in d
sich und and
dem Ziel eines
zum Somme
dem Namen
von Witten
König C
in Italien's
in Exam
berichts des
von Pome
1820—31),

ab; er möchte an einer Sache nicht Theil nehmen, sagte er, bei welcher Rotteck und M. an der Spitze ständen. M. entwarf dessenungeachtet den Plan zu einer allgemeinen Verbindung aller Geschichts- und Alterthumsvereine in Deutschland, der Schweiz, der Elsaß, den Niederlanden und den nordischen Staaten. Ausgezeichnete Gelehrte und selbst Regierungen waren dafür gewonnen, als Niebuhr's Tod die Ausführung aufschob. Von dem Fürsten von Fürstenberg unterstützt, bearbeitete er die „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg“, die in den bis jetzt erschienenen drei Bänden (Aachen 1829 — 32) noch nicht vollendet ist. Er wurde 1828 als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts auf die Universität Lüttich berufen, mit der Aussicht als Historiograph des königlichen Hauses angestellt zu werden. Der päpstliche Nuntius, die Häupter der belgischen Hierarchie und die apostolischen Zeitschriften legten förmlichen Widerspruch gegen M.'s Ernennung ein. Durch den Einfluß dieser Umstände sah er sich in seiner akademischen Wirksamkeit durch Ränke aller Art gehemmt. Die katholische Union, die sich zu jener Zeit gebildet hatte, griff ihn heftig an. Muthig wehrte er sich gegen seine Widersacher, und da er in Flugschriften und periodischen Blättern den Geist und das Streben der belgischen Opposition mit lebhaften Farben schilderte, so ward er das Ziel noch leidenschaftlicherer Angriffe in Zeitschriften und selbst in den Verhandlungen der Generalstaaten. Er kam dadurch in nähere Verbindung mit den einflussreichsten Männern des Tages, was seinen Feinden nicht entging und selbst seine persönliche Sicherheit in Lüttich gefährdete. Der König berief ihn daher nach dem Haag, wo M. als Bibliothekar angestellt, mehre seiner geschichtlichen Arbeiten fortsetzte und neue begann, wie die „Geschichte des Hauses Nassau-Deanien“ (1. und 2. Bd., Aachen 1831 — 32), die Bibliotheken und Archive benutzte und reichhaltige Materialien sammelte. Er schrieb auch während seines Aufenthalts im Haag: „Das Großherzogthum Luxemburg, integrierender Theil des deutschen Bundes, in seinen geschichtlichen und staatsrechtlichen Beziehungen“ (Haag 1831), gab die Zeitschrift „Aethia“ (Aachen 1829 — 30) heraus und war Berichterstatter über niederländische Angelegenheiten für mehre Zeitungen. Von den frühern belgischen Ministern bei manchen Anlässen zurückgesetzt, genoß er nun die besondere Gunst der Minister van Maanen und van Doon. Diese Verhältnisse, und die Richtung, welche die Revolutionen in Frankreich und Belgien nahmen, brachten ihn mit seinen alten Freunden in allerlei Zerwürfniße. Er trat entschieden gegen die Revolution auf. Seine Schrift: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft“ (2. Ausg., Haag 1831), welche er auf Veranlassung einiger Diplomaten in diesem Sinne geschrieben hatte, sollte die Parteien und ihre Verhältnisse ohne Rückhalt schildern. Bei den günstigsten Aussichten auf weitere Beförderung und in den angenehmsten Verhältnissen, wünschte er doch wieder als Professor nach Freiburg zurückzukehren; die angeknüpften Unterhandlungen aber verzögerten sich und andere scheiterten, bis er endlich im Sommer 1831 als Bibliothekar mit dem Titel eines geheimen Hofraths nach Stuttgart berufen ward. Er führte hier bis zum Sommer 1832 die Redaction einer Zeitung, die nach dem ursprünglichen Plan das System der constitutionellen Reform verfechten sollte, aber wider seinen Willen Hofzeitung blieb und ihn dadurch in unangenehme Verhältnisse brachte. Außer den oben erwähnten Schriften sind unter andern zu nennen: die Biographie „König Enzius“ (Ludwigsburg 1827); „Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens“ (1. Thl., Aachen 1831); „Die Schicksale der alten und neuen Cortes in Spanien“ (2 Bde., Stuttgart 1824 — 27); „Grundzüge der Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal“ (Leipzig 1827); die Übersichten der Geschichte von Portugal, Brasilien und Colombia in der „Historischen Taschenbibliothek“, und „Sammlung der alten und neuen Concordate“ (2 Bde., Leipzig 1830 — 31); „Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Östreich in den Nieder-

landen" (1. Abthl., 2 Bde., Leipzig 1832). Eine „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit“ hat er 1833 (Stuttgart) begonnen. In seinen früheren historischen Schriften findet man viele Spuren der Eile und Flüchtigkeit, und obgleich er sich seitdem mehr ausgebildet hat, so ermangelt er doch namentlich in seinen Werken über die Häuser Dranien und Fürstenberg auch jetzt noch der Kunst, seinen Stoff zu beherrschen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch seine Bemühungen für die Emancipation und Reform der katholischen Kirche, die ihm seit 1818 vielfache Anfechtungen der Ultramontanen und Jesuiten zugezogen haben. Eine Rechtfertigung seiner publicistisch-literarischen Wirksamkeit gibt er in seinen „Denkwürdigkeiten“ (1. Heft, Stuttgart 1832).

Münch-Bellinghausen (Joachim Eduard, Graf von), österreichischer Präsidialgesandte am Bundestage, geboren 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des Reichshofraths Münch-Bellinghausen, trat in den österreichischen Staatsdienst, nachdem er in seinen jüngern Jahren in Reichsgeschäften gearbeitet hatte. Die Kriegsjahre 1809 und 1813 — 15 waren auch für ihn Epochen der Auszeichnung. Kaum 30 Jahre alt, erhielt er die wichtige Stelle eines Stadthauptmanns in Prag, und hatte in diesem Dienstverhältnisse vorzüglich die Beförderung des Handels und der Gewerbe im Auge, wozu Böhmen so viele und so großartige Gelegenheiten darbietet, insbesondere die Elbschiffahrt. Er war eines der thätigsten Mitglieder des Elbschiffahrtscongresses, welcher sich auf Österreichs Betrieb 1819 zu Dresden versammelte, und nach 44 Conferenzen am 23. Jun. 1821 einen Vertrag zu Stande brachte, der die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See, dem Verkehr frei gab und seit dem 1. März 1822 ins Leben trat. M. hatte durch den Antheil an jenen Verhandlungen, welche seine, die vielfachen Schwierigkeiten lösende Geschicklichkeit bedeutend förderten, das besondere Vertrauen des Fürsten Metternich gewonnen, und ward in die deutsche Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, worin aber bald der Freiherr von Krey sein Nachfolger wurde, da ihm die Gunst des Fürsten Staatskanzlers den durch die Abberufung des Grafen Wulfschauenstein erledigten wichtigen Posten am Bundestage zutheilte. Seine auf ganz Deutschland einwirkende Thätigkeit in diesem Verhältnisse gewann ihm außer vielen europäischen Orden die Erhebung in den Grafenstand. Er hat den Grund zu einem neuen Familienstand gelegt, indem er von dem Hause Dietrichstein die Herrschaft Merkenstein unweit Baden bei Wien kaufte. Sein 1831 verstorbenen Bruder, Anton Kasimir, war Staatsrath und Referendar im Justizministerium und ein jüngerer, Anton Kasimir, Referendar im Finanzministerium und 1831 — 32 wegen Unterhandlungen über Handelsangelegenheiten in München.

Münchhausen (Karl Ludwig August Heino, Freiherr von), aus dem Hause Oldendorf, wurde auf einer damals noch umfluteten Weserinsel im Schaumburgischen, die sein Vater, Karl Ludwig Philipp von M., angebaut hatte, am 11. Febr. 1759 geboren. Durch häuslichen Unterricht vorgebildet, überließ er sich früh der Neigung zur Literatur und Kunst, besonders zu den zeichnenden Künsten, zugleich aber erweckten die Erzählungen und die Beschäftigungen seines Vaters, der einst Seefahrer gewesen war und mit Schiffbauern und Seeferschwärtern sich beschäftigte, in dem Knaben den lebhaften Wunsch, Seereisen zu machen. Der hessische Kriegsdienst konnte die Aussicht dazu eröffnen, da der damalige Landgraf Soldaten zum Kampf gegen die Amerikaner an England verkaufte. M. trat um 1780 in Dienste, und ging, trotz allen Einladungen in Kassel zu bleiben, mit dem letzten Recrutentransport von 1000 Mann, einem bunten Gemisch aus allen Ständen, nach Nordamerika. Während der Fahrt auf der Weser unterdrückte er einige Aufstände, und bei der letzten Empörung der erbitterten Recruten, deren

viele sich über Betrug im Handgelde beschwerten, trug er einen lahmen Finger davon. Nach der Ankunft in Amerika bezogen die Hessen ein Lager an der Küste zwischen Halifax und den endlosen Binnenwäldern. M. befehligte die Compagnie, die dem Saume der Wälder am nächsten stand, wo die Schildwachen zur Nachtzeit oft von den aus dem Dickig hervorbrechenden Bären so heftig angefallen wurden, daß sie sich mit den Bayonneten vertheidigen mußten. Einst als M., mit Büchse und Degen bewaffnet, zu den Vorposten schlich, um an dem Bärenkampf Theil zu nehmen, hörte er eine Feldwache ein Lied singen, das die hessische Stadt Ziegenhain, den Recrutendepotort, höchst lebendig schilderte. Er fragt, von wem das Lied sei, und man antwortet ihm, der Recrut Seume habe es an Ort und Stelle gedichtet. Er suchte ihn in derselben Nacht auf, beschied ihn zu sich und reichte ihm bei der ersten Zusammenkunft den Corporalstock, auf welchen Seume Plus ultra schrieb. Seitdem waren Beide unzertrennlich. M. gab seinem neuen Freunde poetische Aufgaben und machte sich dabei selber mit der Kunst des Versbaues genauer bekannt. Auf der Rückreise nach Europa kamen die beiden Freunde auf verschiedene Schiffe, und da ein Sturm die Flotte trennte, sahen sie sich nicht wieder. M. hatte mit dem Offizier der Abtheilung, zu welcher Seume gehörte, verabredet, was für seinen Freund geschehen sollte, und dieser ward auf der ganzen Reise frei gehalten, mit seinen Handschriften zu Bremen ausgeschifft, mit Reise-geld versehen und aus dem Zwangdienste entlassen. Seitdem folgten die beiden Freunde den verschiedenen Lebenswegen, auf welchen ihr Schicksal sie führte. M. wurde 1788 von dem Landgrafen von Hessen zu dem Feldjägercorps veretzt, und trug viel zu der hohen taktischen Ausbildung bei, durch welche sich dasselbe später auszeichnete. In den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein rückte er bis zum Hauptmann auf, erwarb bei mehren Gelegenheiten, wie bei der Kanonade von Balmly, bei Hochheim und bei Weiler, großen Ruhm und entschied mehre Gefechte, wie bei Bingen und Karlsberg, oder kämpfte allein gegen feindliche Übermacht, wie bei Jockrim in Elsaß und bei Weilburg. Seiner Tapferkeit ungeachtet enbehrete er lange die äußere Anerkennung, die er verdient hatte, aber als auch er wieder bei einer Gelegenheit, wo zwei Orden an das Jägercorps kamen, übergegangen wurde, und der Prinz von Hohenlohe ihm diese Auszeichnung anbieten ließ, wenn er nur einige Zeilen an ihn schreiben wolle, gab M. zur Antwort: „Erfochten habe ich ihn, erschreiben will ich ihn mir nicht. Ich danke.“ Als das hessische Contingent vor der unglücklichen Schlacht von Weißenburg in das Vaterland zurückgekehrt war, kam M. mit dem Jägercorps nach Schmalkalden. Seit seiner Trennung von Seume hatte er ununterbrochen nach dem Schicksale seines ehemaligen Schüglings geforscht, bis er endlich erfuhr, daß Seume als Privatdocent in Leipzig lebte. Er schickte dem Freunde, der sein Versprechen, ihm Kunde von sich zu geben, „es möchte vom Scheitel des Vesuvus, aus Algiers Ketten, oder aus den Klüften des Kaukasus sein“, nicht erfüllt hatte, jene Strafode, die in den „Rückerinnerungen“ (Frankfurt am Main 1797) abgedruckt ist. Seitdem knüpfte sich eine neue Verbindung zwischen den beiden Freunden an. Bei seiner Rückkehr von dem Spaziergange nach Syracus über Paris besuchte Seume ihn in Schmalkalden und blieb acht Tage bei ihm, die unter häufigen Besprechungen über politische Angelegenheiten und Literatur verlebte wurden, aber bei vielen abweichenden Ansichten waren sie nur in der Meinung von Bonaparte einig, den Seume früher angebetet hatte, seit seinem Aufenthalte in Paris aber haßte. Der Einfall der Franzosen in Hessen führte für M. eine unglückliche Zeit herbei. Er hatte vor dem Ausbruche des Sturmes dem Kurfürsten den Plan vorgelegt, das stehende Heer durch die verabschiedeten Veteranen, durch die dienstpflichtigen Jünglinge, die nach einem Feldzuge ihrer Pflicht entbunden sein sollten, und durch Freiwillige für doppelten Sold die Streikräfte zu vermehren, mit Sachsen unter Österreichs

Schütze sich zu verbünden und den Franzosen entgegenzugehen. Nach der Befestigung des Landes blieb M. in Hessen, und es wurden ihm, wie den übrigen nicht abgefallenen Offizieren, zwei Drittheile des Soldes heimlich ausgezahlt, so lange dem Kurfürsten die Hoffnung blieb, sie noch einmal gebrauchen zu können. Der König von Westfalen suchte ihn durch glänzende Anträge zu gewinnen, und bot ihm das Jägercorps an, das er neu bilden sollte, M. widerstand jedoch selbst dem Anerbieten einer Anstellung als Divisionsgeneral, und nach seiner Rücksprache mit dem Kurfürsten entschlossen im Lande zu bleiben, nahm er 1808 eine kleine Forststelle an, die ein Freund ihm verschaffte. Er glaubte in seiner Waldeinsamkeit vergessen und verschollen zu sein, und hinderte wo er konnte unbemerkt manchen Unfug einer vergeudenden Verwaltung, die besonders auch die Wälder lichte; aber diese Bemühungen und die Kunde von seiner Verbindung mit dem Kurfürsten brachten ihn in das schwarze Buch der geheimen Polizei. An Dörnberg's Aufstand, der 1809 in der Gegend seines Wohnorts ausbrach, nahm er nicht Theil, weil er das Unternehmen für unzeitig und verkehrt hielt, und bemühte sich mit Erfolg, mehre Gemeinden von der Empörung abzuhalten. Er wurde plötzlich von Gendarmen verhaftet, nach Kassel geführt und in eine peinliche Untersuchung verwickelt. Seine Gewandtheit in den Verhören rettete ihn, trotz allen Bemühungen seiner Ankläger, und ebenso geschickt wußte er die Beschuldigungen abzuweisen, die man auf sein Lied „Die Hirtenklage“ in seinen „Versuchen“ (Neustrelitz 1801) gründen wollte. Er wurde freigesprochen und kehrte in seine Oberförsterei zurück, stand aber fortwährend unter einer lästigen polizeilichen Aufsicht, die ihm unzählige Schlingen legte, welchen er glücklich entging. Im Aug. 1813 verließ M. ohne Abschied seinen Wohnort, und begab sich auf eine alte Familienburg an der Weser, um in stiller Abgeschiedenheit den Gang der Ereignisse abzuwarten. Als der Kurfürst nach der Schlacht bei Leipzig in sein Land zurückkam, ließ er alle während der Fremdherrschaft aufgerückten Offiziere seines ehemaligen Heers in den erlangten Graden, die übrigen aber, die nicht in westfälische Dienste getreten waren, ließ er von den Graden, die sie 1806 gehabt hatten, nur um eine Stufe aufrücken. M. wollte, wie mehre Andere, diese kränkende Bedingung nicht annehmen, und obgleich seine Verdienste von dem Kurfürsten anerkannt und laut gerühmt wurden, so ward ihm doch nichts als ein dürftiges einstreiliges Jahrgeld gewährt. M. lehnte eine von der Regierung zu Hannover ihm angebotene Anstellung ab, und zog sich 1814 auf sein altes Stammschloß Svedestorp am Steinhudersee zurück, wo er in glücklichen häuslichen Verhältnissen lebte. Später fiel ihm auch sein altes Stammgut Großdendorf wieder zu, das sein Vater einst durch eine betrüglige Übereinkunft an seine Brüder verloren hatte, deren zahlreicher Stamm erlosch. Er beschäftigt sich in seiner ländlichen Einsamkeit noch immer mit literarischen Arbeiten, Liedern, Dramen, Erinnerungen aus seinem Leben, ohne an die Bekanntmachung derselben zu denken. Außer den bereits erwähnten „Rück Erinnerungen“, die er gemeinschaftlich mit Seume herausgab, und den „Versuchen“, gab er mit Gräter den „Bardenalmanach“ (Neustrelitz 1802) heraus, und lieferte mehre Beiträge zu Gräter's „Braga und Hermode“, zu Justi's „Denkwürdigkeiten“ und andern Zeitschriften.

Münchener Kunstschätze. Die Hauptstadt des Königreichs Baiern, schon seit längerer Zeit der Sammelplatz von Kunstschätzen, hat sich durch die umfassenden Unternehmungen des Königs Ludwig zur eigentlichen Kunststadt Deutschlands erhoben, sodas die Hauptwerke des neu auflebenden Kunstgeistes in München zu suchen sind. Unter den ältern Kunstschätzen sind bemerkenswerth: 1) Die Akademie der bildenden Künste mit einer vollständigen Sammlung von Gypsabgüssen nach den bedeutendsten Antiken, sodas sogar der Kolos von Monte Cavallo in Rom unter ihnen aufgestellt ist, neben den Thüren des Ghiberti aus Florenz, den Apo-

Stell vom Schatz
wischen Stange
des Aufsteigens
Sammeln
mungen d. Die
Sammlung
einer großen
5) Das
man v.
alter
eines
Gedicht
ist von
Dürer
Herrschers
ist. Die
Lithographie
nach von
nach fast
den letztern
nen Arbeiten
einige
von Paul
und
einem
M.
auf
Lithographie
Unter
Bedeutung
einigen
zu
von
ein
Bedeutung
Unter
des
der
und
der
als
die
der
auf
—
sodas
die
In
die
der
Kun
Barbara
fräulich
mit
die
den
sich
Saal,
Der

steln vom Sebalbus-Grabmal aus Nürnberg und den gewirkten Copien der vaticani-
 schen Stanzengemälde Rafael's. 2) Das Kupferstichcabinet, unter der Leitung
 des Inspectors Brulliot. 3) Die Bibliothek, mit sehr bedeutenden Miniaturen in
 Handschriften aus dem 9. und spätern Jahrhunderten, auch mit Originalhandzeich-
 nungen A. Dürer's zu einem Gebetbuch. 4) Das Eisenbeincabinet, mit einer
 Sammlung sehr kunstreicher Arbeiten, auch einer pietà von Michel Angelo, und mit
 einer großen Anzahl von Handzeichnungen, vornehmlich älterer bairischer Künstler.
 5) Das Antiquarium mit einer bedeutenden Sammlung antiker Bronzen, Gem-
 men etc. 6) Die königliche Gemäldegalerie, mit Werken der vorzüglichsten Maler
 aller Zeiten und Schulen, von welchen hier nur der heiligen Familie Rafael's und
 eines Bildnisses von ihm, einer Anbetung der Jungfrau von Francia, einiger Por-
 traits von Tizian, Giorgione, Paris Bordone u. A., der Himmelfahrt Mariä von
 Guido Reni, zahlreicher Bilder von Rubens und Van Dyk, dann der Apo-
 stel von A. Dürer, vieler vorzüglicher altdeutscher Werke und niederländischer
 Genregemälde, endlich der vortrefflichen Bettelungen des Murillo gedacht werden
 soll. Diese Galerie hat noch die besondere Einrichtung, daß der erste Saal eine
 Übersicht der Entwicklung der Höhe und des Verfalles der Kunst in einer Aus-
 wahl von Gemälden gibt. 7) Die Galerie des Herzogs von Leuchtenberg, eine Aus-
 wahl fast lauter vortrefflicher Werke, sowol der Malerei als der Plastik, von wel-
 chen letztern eine Kindergruppe Algardi's vor Allen, selbst vor den vielen vorhande-
 nen Arbeiten Canova's, bemerkenswerth ist. Unter den Malereien zeichnen sich
 einige Jugendarbeiten Rafael's, eine heilige Familie des Francia, ein Familienstück
 von Paul Veronese, ein Velasquez, und von Andern auch mehre moderne deutsche
 und französische Gemälde aus. Zugleich steht man in dieser Sammlung unter
 einem kleinen Marmortempel den kleinen silbernen Adler, das einzige Silberzeug
 Napoleon's auf St.-Helena, vom Kaiser seinem Stieffohn testamentarisch ge-
 schenkt. Unter den Kirchen ist fast nur die Frauentirche mit ihrer etwas leblosen
 Gothik, einigen guten alten Gemälden und dem Denkmal Ludwig's des Baiern hier
 zu erwähnen. Ältere statuarische Werke sind fast nicht vorhanden, doch verdienen
 der Otto von Wittelsbach in einem der Schloßhöfe Aufmerksamkeit, auch das
 Grabdenkmal einer königlichen Prinzessin in der Theatinerkirche von R. Eberhard
 Beachtung.

Unter neuern Kunstschätzen Münchens nennt man mit Recht zuerst die Glypto-
 thek. Dieses Gebäude, Privateigenthum des Königs, bestimmt zur Aufstellung anti-
 ker Originalwerke, wurde 1816 angefangen und 1830 geendet, und ist nach dem Plane
 und unter der Leitung des geheimen Oberbauraths von Klenze ausgeführt worden.
 Gewissermaßen als Einleitung oder Vermittelung sind zwei Säle ausschließlich für
 die Darstellung der Götter- und Heroenwelt in Frescobildern bestimmt, deren Ent-
 wurf und Vollenbung das Werk des Directors Peter von Cornelius sind. In Bezug
 auf die Aufstellung der Kunstwerke hat man — und dadurch ist das Gebäude
 selbst motivirt — sich größtentheils von historischer Ansicht der Kunstentwicklung
 leiten lassen, sodas im ersten Saale ägyptische Kunstwerke aufgestellt sind, im zwei-
 ten griechische Incunabeln, im dritten die kostbare Sammlung vom Tempel des
 Zeus Panhellenios zu Ägina, im vierten der berühmte Apollo Citharödis mit
 Werken der Kunstpoche vor Phidias, im fünften, dem sogenannten Bacchus-
 saal, der Barberini'sche Faun nebst andern Werken aus der Zeit des Praxiteles und
 Phidias (freilich auch einigen römischen), im sechsten, dem Niobidensaal, eben-
 falls mit römischen Arbeiten gemischte griechische Werke von höchster Vollenbung,
 wie das Fragment aus der Gruppe der Niobe und der liegende Niobide. An die-
 sen schließen sich die mit Frescomalereien geschmückten Säle der Götter und der
 trojanische Saal, und zwischen beiden eine ebenfalls mit Bildern geschmückte Halle.
 Der Göttersaal enthält gewissermaßen eine Theogonie, deren Anfangs- und End-

gedankte Sieg des Geistigern über die Gewalt oder des Neuen über das Alte ist, wie er sich in dem Mythos der alten Welt ebenfalls ausdrückt. Erös als Bezwin- ger der Elemente bildet den Schlüsselstein des Kreuzgewölbes; durch Jahres- und Tageszeiten kommt man zu den individuellen Mythen der Aurora, des Apollo, der Diana und der Nacht, bis in den großen Bildern an den Wänden die Reiche des Jupiter, Neptun und Pluto sich aufschließen, jedoch alle in gewisser Abhängigkeit von der Gewalt des Menschengesistes. So wird im Olympos Hercules um seiner Verdienste Willen unter die Schar der Götter aufgenommen; so folgt Neptun mit seiner Wasserwelt dem Arion, und Orpheus zwingt mit seinem Saitenspiel die fin- sere Gewalt der Unterwelt. Der trojanische Saal enthält die Geschichte des troja- nischen Kriegs von der Hochzeit des Peleus und der Thetis an bis zur Zerstörung Trojas. In dem letztern Bilde sowie im Kampf um den Leichnam des Patroklos spricht sich mehr als irgendwo der großartige Sinn des Cornelius und die Gewalt seiner Kunstdarstellung aus. Der folgende Saal, Heroensaal genannt, der neunte in der Reihenfolge, enthält ausgezeichnete Werke der spätern griechischen und rö- mischen Kunst, die Statuen eines Alexander, Nero ic., die Büsten des Demosthe- nes, Perikles, Themistokles ic. Der zehnte ist der Römersaal, mit plastischen Wer- ken aller Art und vorzüglich mit Bildnissen aus den drei römischen Kunstepochen, der Zeit des Scipio, des Augustus und des Trajan. Der elfte Saal enthält far- bige Bildwerke, Mosaiken und Bronzen; der zwölfte endlich Sculpturen der neuern, unter denen sich die Sandalensbinderin von Rudolf Schadow, die Venus von Canova, der Adonis und das Bildniß des Königs Ludwig von Thorwaldsen auszeichnen. Alle Wände der Glyptothek sind mit verschiedenfarbigen Stückmar- mor bekleidet, die Fußboden mit Marmor ausgelegt, und die Decken reich mit Sa- setten oder goldenen Verzierungen geschmückt. Der Glanz, der auf die Aus- schmückung des Innern verwendet ist, läßt sich aus der Einfachheit des Außern nicht errathen. Die Vorhalle wird von 12 ionischen Säulen getragen, die Seiten- wände sind ohne Fenster, und in den daselbst angebrachten Nischen, sowie im Gie- belsfelde, fehlen bis jetzt noch die dafür bestimmten und wenigstens zum Theil vollende- ten statuarischen Arbeiten. 2) Das königliche Odeon, bestimmt zu Concerten und Ballen, in den Jahren 1826—28 von Klenze erbaut, mit Deckengemälden im großen Saal von Anschütz, Eberle und Kaulbach, Schülern von Cornelius. 3) Die Arcaden des königlichen Hofgartens, mit 16 historischen Darstellungen aus der bairischen Geschichte al fresco von Förster, Zimmermann, Röckel, Stürmer, Hermann, Stülke, Hiltensperger, Lindenschmitt, Schilgen, Gassen, Eberle, Mon- ten, Folz; ferner mit mehreren allegorischen Gestalten von Kaulbach und Andern, sämmtlich Freunden oder Schülern von Cornelius; in der Fortsetzung mit pom- pejanischen Verzierungen al secco und einer Reihe italienischer Landschaften von Rottmann al fresco. 4) Der Kunstverein, in dessen Zimmern man eine fort- währende Ausstellung der neuesten Staffeleigemälde der in München wohnenden oder sonst dem Verein angehörigen Künstler und viele andere interessante Kunst- werke, als Handzeichnungen, Lithographien, Kupferstiche, Sculpturen ic. findet. 5) Die protestantische Kirche mit einem Deckengemälde, die Himmelfahrt Christi vorstellend, von Hermann (Schüler von Cornelius). 6) Nahe bei der Stadt im Dorfe Sendling ein Frescobild an der Kirche, den Verzweigungskampf der send- linger Bauern gegen die Östreicher vorstellend, von Lindenschmitt. 7) Das Pa- lais des Herzogs Max von Baiern, vom Oberbaurath Klenze erbaut und mit Fresken von Robert von Langer, Zimmermann und Kaulbach, ferner mit Sculptu- ren von Schwanthaler, Bandel und Mayr ausgeschmückt.

Im Entstehen sind: 1) Die Pinaothek, zu welcher der Grundstein im Frühjahr 1826 gelegt, und die, nach dem Plan und unter Leitung Klenze's im Außern vollend- et, nur noch des innern Ausbaues bedarf, um, ihrem Zweck gemäß, die Samm- lung der vorzüglichsten Gemälde aller Schulen, aus der Centralgalerie in München,

über aus Schloß
bet. oder aus
aufbewahrt, die
Klenze, mit die
fremdenlichen
vor Bezeichnung
Gedächtniß
die Götter
fremde die Götter
Entwickeln von
mann al secco, un
te aus? Malerei ge
ner. Klenze im legen
seit 1832
des Jahres Schmit
leben und Erzähl
angewandten St
land noch selbst i
nach dem Wapp
richtung vollend
die Begiertheit
darstellen, und es
bei obem Ende w
schließen und deutl
ken, für Goethe,
Erich und An
Walden aus ihren
Walden Arbeit si
vollständig. 4
war in einem
Klenze nimmt.
in die Christenhu
Klenze gezeichnet
und einem dem von
Klenze. 6) Die Kol
von Prof. H. Klenze
Klenze Klenze
Klenze, aus
Klenze aufge
Klenze von Bai
Klenze mit dem Dicom
Klenze die W
Klenze, sind die v
Klenze, Klenze, K
Klenze. In der
Klenze nicht nach
Klenze für auszuge
Klenze mit dem Dicom
Klenze Klenze
Klenze Klenze, die
Klenze Klenze
Klenze 1832.

oder aus Schleißheim, wo auch die ehemalige Boisseree'sche Sammlung sich befindet, oder aus Lustheim, wo der König einen Schatz altitalienischer Meisterwerke aufbewahrt, die er meist selbst erworben hat, oder auch aus dem Privatbesitz des Königs, wie die Sammlung schöner weiblicher Portraits, oder den Rafael aus dem florentinischen Palast Tempi und vieles Andere aufzunehmen. Gewiß wird in dieser Beziehung künftig keine interessantere Gemäldesammlung zu finden sein. Das Gebäude ist so eingerichtet, daß in die mittlern großen Säle das Licht von oben, in die Cabinete hinter denselben durch Seitenfenster einfällt, und daß an der ganzen Fronte des Gebäudes ein Corridor mit offenen Loggien hinläuft, welche nach den Entwürfen von Cornelius durch einige seiner Schüler und den Professor Zimmermann al fresco, und zwar mit einer poetischen Darstellung der Geschichte der Maler und Malerei geschmückt werden. 2) Die Allerheiligen- oder Schloßkapelle, von Klenze im sogenannten byzantinischen Styl erbaut, ist soweit vollendet, daß bereits seit 1832 Professor Heinrich Heß an den Frescomalereien, mit welchen er das Innere schmücken soll, arbeitet. Diese umfassen in einem Cyklus die Hauptlehren und Erzählungen des Alten und Neuen Testaments in einem diesem Bau angemessenen Styl. Der Reichthum dieser Darstellungen wird weder in Deutschland noch selbst in Italien ein Vorbild finden. 3) Die neue Residenz, von Klenze nach dem Muster des Palazzo Pitti in Florenz erbaut, ist bis auf die innere Einrichtung vollendet. In fünf der untern Säle wird Julius Schnorr die Helden und die Begebenheiten des Nibelungenliedes in cyclischem Zusammenhang al fresco darstellen, und er hat bereits die obern Räume des Eingangssaals vollendet. Für die obern Säle wählte der kunstsinrige König zum Schmuck die vorzüglichsten griechischen und deutschen Dichterwerke, sodas für Homer, Sophokles, Pindar, Anakreon, für Goethe, Wieland, Schiller, Tieck ic., und die ältern, Wolfram von Eschenbach und Andere, für jeden ein Saal oder Zimmer angewiesen ist, worin Darstellungen aus ihren Werken und zwar in antiker Encaustik gemalt werden sollen. Mit dieser Arbeit sind mehre Freunde und Schüler von Cornelius, Schnorr und Heß beschäftigt. 4) Die neue Ludwigskirche wird vom Professor Gärtner erbaut, und zwar in einem Style, der seine Motive aus der sogenannten vorgotischen Baukunst nimmt. Das Innere wird mit einer umfassenden Darstellung der Lehren des Christenthums al fresco von Cornelius ausgeschmückt, wozu bereits die Cartons gezeichnet sind. 5) Die neue Bibliothek wird von demselben Baumeister nach einem dem vorigen ähnlichen Style erbaut, und soll mit Fresken geschmückt werden. 6) Die kolossale sitzende Statue des verstorbenen Königs Max, modellirt von Professor Rauch, in Erz gegossen von Stieglmayer, wird den Platz vor der neuen Residenz zieren. 7) Ein Obelisk zu Ehren der im russischen Feldzug gebliebenen Baiern, aus türkischem Kanonenerz gegossen, wird vor dem Bazar in der Ludwigstraße aufgestellt werden. 8) Die kolossale Reiterstatue Maximilian I., Kurfürsten von Baiern, modellirt von Thorwaldsen, wird in München gegossen und auf dem Odeonplatz aufgestellt werden.

Unter die Werkstätten der Künstler, in welchen reiche Kunstschätze anzutreffen, sind die von Eberhard, Schwanthaler, Wandel, Peter Heß, Dom. Quaglio, Stieler, Rottmann und Andern und das Gießhaus von Stieglmayer zu rechnen. In der Porzellanfabrik werden die Glasfenster für den regensburg'schen Dom gemalt nach Zeichnungen von Ruben und Schorn. Unter den Privatsammlungen sind auszuzeichnen die des Geheimraths Rirschbaum, des Professors Hauber mit dem Originalbild vom malenden Lukas von Van Eyl, des Postsecrétaires von Binder mit Rafael's Skizze zur Transfiguration, ferner mit Werken neuerer Kunst, die der Herren von Eichthal, der beiden Grafen von Arco und des Kunsthändlers Volgiano. Vgl. Schottky, „Münchens Kunstschätze“ (1. Abth., München 1832,

Munro (Sir Thomas), britischer Generalmajor, der zweite Sohn eines Kaufmanns zu Glasgow, ward am 27. Mai 1761 geboren. Auf der Hochschule seiner Geburtsstadt erhielt er seine Geistesbildung und entwickelte früh seine ausgezeichneten Fähigkeiten. In seinen Mußestunden las er solche Werke, die seinen ohnehin schon feurigen und unternehmenden Geist noch mehr anfechteten, und die Folge davon war eine entschiedene Vorliebe zum Kriegerstande. Sein kräftiges Äußere eignete ihn noch mehr zu diesem Berufe, und er übertraf alle seine Jugendgenossen an körperlichen Fertigkeiten, wie er ihnen in geistiger Hinsicht bei weitem überlegen war. Erst 18 Jahre alt, trat er in die Militärdienste der indischen Compagnie und machte 1780 den Feldzug gegen Hyder Ali mit. Von 1780—84 möchte schwerlich eine Schlacht vorgefallen sein, der er nicht beigewohnt hätte. Seine Tapferkeit und sein gutes Benehmen erwarben ihm den Beifall seiner Obern. Er beschäftigte sich 1784—88 hauptsächlich mit dem Studium der Sprachen und Einrichtungen Indiens. In dem Feldzuge gegen Tippu Sahib zeichnete er sich so aus, daß er von Lord Cornwallis zum Mitcommissair des Obersten Read ernannt ward, um in Baramahl, das Tippu 1792 der Compagnie abgetreten hatte, die Verwaltung einzurichten. Hier blieb er sieben Jahre, bis ein neuer Krieg mit dem Sultan ihn zum Heere rief. Nach dem Kriege mußte er die neu eroberte Provinz Canara ordnen, kein leichtes Werk in einem öden Küstenstriche und bei einem ganz verwilderten Volke; aber seine weisen Maßregeln und sein kluges Benehmen brachten ihn im Laufe eines Jahres an das Ziel. Auch in den vom Nizam 1800 abgetretenen Ländern, die noch in größerer Unordnung als Canara waren, gelang es ihm durch Festigkeit und weise Schonung alle Schwierigkeiten zu überwinden. Nach einem Aufenthalt von 27 Jahren in Indien kehrte M. 1807 nach England zurück, um seine durch Anstrengungen geschwächte Gesundheit zu stärken. Er blieb sechs Jahre in der Heimat und heirathete 1814 eine durch Anmuth und Bildung ausgezeichnete Frau. Bald nachher ward er zum Vorstand der Commission ernannt, welche das System der Rechtspflege in Indien untersuchen sollte, und er kehrte nach Madras zurück. Der Hauptzweck seiner Sendung war, den Eingeborenen mehr Antheil an der innern Verwaltung zu verschaffen. Er war zwei Jahre hindurch eifrig bemüht, nicht sowol die Anordnungen vorzubereiten, die zur Erreichung dieses Zweckes dienen konnten, sondern den Widerstand, den man seinen Maßregeln und jeder Verbesserung des alten Zustandes entgegensetzte, durch Gründe zu besiegen. Diese Hindernisse vereitelten zum Theil seine wohlthätigen Entwürfe zu Gunsten der gedrückten Hindus. Der Marattenkrieg rief ihn von diesen Arbeiten 1817 wieder ins Feld. Nach beendetem Feldzuge legte M. seine Befehlshaberstelle nieder und kehrte nach England zurück; doch mußte er wenige Monate darauf auf Canning's Wunsch als Gouverneur nach Madras gehen. Er hatte bereits 1823 um seine Entlassung gebeten, um den Rest seines Lebens ruhig in dem Vaterlande zuzubringen und er wiederholte dieses Gesuch 1826 nach dem Kriege gegen die Birmanen. Im Frühjahr 1827 machte er eine Reise nach den vom Nizam abgetretenen Bezirken, die seiner ordnenden Verwaltung so viel verdankten, ward aber in Putticondah am 6. Jul. von der Cholera ergriffen und starb noch an demselben Tage. Es ward ihm in Madras ein Denkmal errichtet. M. zeichnete sich durch glänzende Talente, vielseitig gebildeten Geist und die edelsten Eigenschaften des Privatmanns aus. Schätzbar für die Kunde seines Charakters und seiner rühmlichen Wirksamkeit ist Gleig's Werk: „The life of major general Sir Thomas Munro“ (2 Bde., London 1830), mit reichhaltigen Auszügen aus seinen Briefen in die Heimat.

Murray (John), einer der ersten Buchhändler in London, trat um 1809 mit entschiedenem Glück in den Kreis des literarischen Verkehrs, wozu der glänzende Erfolg des in jenem Jahre begonnenen „Quarterly review“ nicht wenig

betrag. Die vor
entschiedenen Ge
Bababurgs von
Sobranstufen mit
in der Kirche zu
siner merkwürdig
johndes more than
der Dominanz zu
Königliche hohe Be
für erlangt. Seine
füller auch nach
more Vorläufige an
man, die er Leo
jungst, mit seinem
zum“ und ähnlich
Mannschaffigkeit
in der Literatur
Königliche ist,
sträubte, und als
begünstigen sich
Schramm. Er
zum mit den E
Königlichen steht,
ausgesprochenen:
Murray
den britischen E
und als jüngerer E
trat. Schon 17
König, diente de
König gegen Z
Königlich dadurch
auf des Gener
den abemlicher Z
Königlichen Halb
der als Chef des
und Canada. Als
König traten, be
Königliche die britische
Königliche in das
Königliche bewiesen
Königliche und W
Königliche unterst
Königliche's entsch
Königliche im. Die
Königliche des Min
Königliche gen
Königliche in Stand,
Königliche unterst
Königliche des B
Königliche's Minister
Königliche er sich
Königliche, meinte

beitrug. Die politische Farbe, welche diese Zeitschrift unter Gifford's Leitung in entschiedenem Gegensatz zu dem, die Grundsätze der Whigpartei verfechtenden „Edinburgh review“ annahm, brachte M. in vielfache Verbindungen mit den bedeutendsten Männern der Torypartei, die über die guten Dinge im Staat und in der Kirche zu verfügen hatte, und er wußte diese Berührungen zur Förderung seiner mercantilschen Unternehmungen mit großer Gewandtheit zu benutzen. Besonders waren ihm seine Verbindungen mit einigen der einflussreichsten Mitglieder der Admiralität nützlich, durch welche er den vortheilhaften Verlag der unter der Aufsicht dieser Behörde herausgegebenen Berichte der wichtigsten Entdeckungsreisen erlangte. Seinen Vortheil klug berechnend, suchte er ausgezeichnete Schriftsteller auch durch ansehnliche Honorare anzuziehen und führte in dieser Hinsicht neue Verhältnisse auf dem literarischen Markt herbei. Beispiellos waren die Honorare, die er Lord Byron gewährte, dessen einziger Verleger er blieb, bis die Besorgniß, mit seinen Freunden zu zerfallen, ihn abhielt, die letzten Gesänge des „Don Juan“ und ähnliche Sachen anzunehmen. M.'s Verlag zeichnet sich durch große Mannichfaltigkeit aus und enthält mehre bedeutende Werke. Die Zeitrichtungen in der Literatur klug beachtend, hielt er nicht hartnäckig an der altenglischen Buchhändlerfesse fest, die sich gegen die Herausgabe von größern Werken in Lieferungen sträubte, und als das Publicum solche Unternehmungen in den letzten Jahren zu begünstigen schien, trat er auch hier mit seiner „Family library“ erfolgreich in die Schranken. Ein Mann von Bildung und Kenntnissen, weiß er auch ein geistiges Band mit den Gelehrten zu unterhalten, mit welchen er in mercantilschen Verbindungen steht, und sein Buchladen in Albemarle Street ist der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer der britischen Hauptstadt.

Murray (Sir George), britischer Generalleutnant, stammt aus einem alten schottischen Geschlechte, dessen Güter in der Grafschaft Perthshire liegen, und als jüngerer Sohn seines Hauses wählte er die Kriegslaufbahn, die er 1789 betrat. Schon 1793 zeichnete er sich in Flandern aus, noch mehr aber 1801 in Ägypten, diente bei mehren Gelegenheiten, wie in Westindien, 1807 in dem Kriegszuge gegen Dänemark, 1808 in Schweden in dem Generalstabe, und bereitete sich dadurch zu dem umfassenden Wirkungskreise vor, in welchem er 1818 als Chef des Generalstabes des britischen Heers in Portugal eintrat. Er war seitdem rühmlicher Theilnehmer an allen großen Ereignissen des Feldzugs auf der pyrenäischen Halbinsel bis zur Schlacht bei Toulouse, und kam bald nach dem Frieden als Chef des Generalstabes nach Amerika und später als Kriegsbefehlshaber nach Canada. Als im Mai 1828 Huskisson und seine Freunde aus dem Ministerium traten, berief Wellington den ehemaligen Chef seines Generalstabes, der damals die britischen Kriegsvölker in Irland befehligte, als Staatssecretair für die Colonien in das Cabinet. M. zeigte die Anhänglichkeit, die er stets seinem Oberfeldherrn bewiesen hatte, auch in der Ergebenheit, mit welcher er die politischen Grundsätze und Verwaltungsmaßregeln Desselben im Cabinet wie im Hause der Gemeinen unterstützte, ohne eine selbständige Stellung einzunehmen, und nur in Wellington's entschiedene Erklärung gegen jede Reform des Parlaments stimmte er nicht ein. Die kurze Zeit seiner Verwaltung der Colonien, die er 1830 bei dem Sturze des Ministeriums verlor, ist durch keine wichtigen Maßregeln ausgezeichnet, aber seine genaue Bekanntschaft mit den westindischen Angelegenheiten setzte ihn oft in Stand, bei den Streitigkeiten über die Interessen der Colonisten und Sklaveneigenthümer als Vermittler einzutreten, wiewol er sich immer auf die Seite des Bestehenden neigte. Er trat in die Reihe der Toryopposition gegen Grey's Ministerium. Bei der Eröffnung der Verhandlungen über das neue Wahlgesetz erklärte er sich einer gemäßigten Reform nicht abgeneigt, aber der vorgelegte Entwurf, meinte er, werde die Wirkung haben, einen künftigen Cromwell zu er-

wecken, der vielleicht schon heimlich sich freue und zu sich sage: „Der Herr hat sie in meine Hände gegeben“.

Muffinan (Joseph, Ritter von), geboren am 13. Dec. 1766 zu Wiedtach im bairischen Walde, stammt aus der mailändischen Familie Muffinano, von welcher ein Glied während des dreißigjährigen Kriegs nach Baiern verschlagen ward. In den Gymnasien zu Regensburg, Straubing und München und seit 1785 auf der Hochschule zu Ingolstadt gebildet, betrat er 1787 die Laufbahn eines praktischen Rechtsgelehrten und wurde schon im folgenden Jahre als Regierungsrath nach Burghausen in einen Wirkungskreis versetzt, der zugleich das städtische Polizei- und Schulwesen umfaßte. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Geschäftsführung erhob ihn der Kurfürst Karl Theodor als Reichskanzler 1792 in den Reichsadelsstand, und als nach der Thronbesteigung Maximilian's Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung eintraten, kam M. zuerst als Regierungsrath nach Landshut und 1802 als Hofgerichtsrath nach Straubing, bis er nach der Umgestaltung des Hofgerichts Appellationsgerichtsrath ward. Er verwaltete dieses Amt bis 1815, wo er als Oberfinanzrath nach München kam; darauf ward er 1817 Ministerialrath, 1826 zweiter Director des Appellationsgerichts zu München, 1827 erster Appellationsgerichtsdirector zu Landshut, im Apr. 1830 aber nach mehr als 50jähriger Dienstzeit in Ruhestand versetzt. Schon 1825 wurde M. von der Classe der Gutsbesitzer im Isarkreise zum Ersatzmann erwählt und kam 1828 als Abgeordneter in die Ständeverammlung, wohin er 1830 aufs Neue berufen ward. Er sprach stets mit edler Freemüthigkeit für die wichtigsten Volksinteressen und namentlich für die Verbesserung der Rechtspflege, für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, für die Trennung der Justiz von der Polizei, für die Aufhebung des Lotto, und 1831 stimmte er, selber Katholik, mit Nachdruck für die vorgeschlagenen Maßregeln gegen die katholischen Geistlichen, welche der Trauung bei gemischten Ehen gesetzwidrige Hindernisse entgegenzusetzen würden. Bei dem Schlusse des Landtags ward er von den Mitgliedern des ständischen Gesetzgebungsausschusses zum Vorstand erwählt. Von seinen meist die Geschichte und die Staatsverhältnisse Baierns betreffenden Schriften nennen wir: „Geschichte der herzoglich niederbairischen Linie Straubing-Holland“ (Sulzbach 1820); „Geschichte der französischen Kriege in Deutschland, vorzüglich in Baiern“ (4 Bde., Sulzbach 1825—30); „Historische Abhandlung über das Schuldenwesen in Baiern“ (München 1831).

Mynster (Jakob Peter), geboren 1775 in Kopenhagen, wo sein Vater Inspector bei dem Friedrichshospital war, studirte Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt und wurde darauf Lehrer im Hause des verstorbenen Staatsministers Grafen Moltke, dessen Sohn, den jetzigen dänischen Finanzminister, er erzog. Er wurde 1801 Prediger in einem Dorfe Seelands, wo er, noch unverheirathet, 10 Jahre in abgeschiedener Ruhe gelehrten theologischen Studien neben seinen Amtsgeschäften oblag. Als Schriftsteller trat er 1806 gegen einen unreifen, von Mächtigen aber unterstützten und daher viel Aufsehen erregenden Vorschlag zu einer Veränderung der bisherigen gottesdienstlichen Gebräuche auf. Der Scharfsinn und die Gründlichkeit dieser auch durch kraftvollen und freimüthigen Ton sich auszeichnenden Streitschrift zog die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn; noch mehr aber eine 1810 von ihm herausgegebene Sammlung Predigten, die ihm den Ruhm eines hochbegabten Kanzelredners verschafften und zur Wiedererweckung des religiösen Sinnes wirksam beitrugen. M. wurde 1811 als zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen angestellt, 1817 zugleich zum Mitglied der Direction der Universitäten und gelehrten Schulen und 1828 zum Hof- und Schloßprediger, mit Beibehaltung seiner Stelle als Mitglied der Schuldirection, ernannt. Er gab 1817 auf Veranlassung des Reformationsfestes eine Samm-

lung von Predigten und 1823 eine Reihe geistlicher Reden auf alle Sonn- und Festtage des Jahres in zwei Bänden heraus. Einen Theil seiner in periodischen Schriften zerstreuten Abhandlungen hat er ins Deutsche überfetzt und in einer Sammlung unter dem Titel: „Kleine theologische Schriften“ (1825), herausgegeben. Ein Anhang enthält seinen trefflichen Aufsatz: „Über Lessing's Nathan den Weise“, der zuerst in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft zu Kopenhagen gedruckt wurde. Zwei 1830 und 1831 zu Kopenhagen erschienene kleine Schriften: „Grundriß af Psychologien“ und „Om Begrebet af den christelige Dogmatik“ (Grundriß der Psychologie und Über den Begriff der christlichen Dogmatik), sind Früchte der von ihm in dem Pastoralseminarium gehaltenen Vorlesungen. Eine Auswahl seiner Predigten ist in einer deutschen Übersetzung (Riga 1830) erschienen. In den „Theologischen Studien und Kritiken“ von Ullmann und Umbreit (1. Heft, 1832), hat er eine Charakteristik seines verstorbenen Schwiegervaters, des Bischofs Münter, geliefert. (4)

Mysticismus und Pietismus der neuesten Zeit. Die vielfach verschlungenen polemischen Richtungen, welche vornehmlich in den letzten Jahren den Zustand der Wissenschaft bewegt haben, lassen sich alle mehr oder weniger auf die gleich Firsternen über der Zeit schwebenden Begriffe des Mysticismus und Pietismus zurückführen. Mysticismus, Pietismus, Separatismus, Obscurantismus und Jesuitismus heißen abwechselnd, aber doch verwandtschaftlich miteinander zusammenhängend, diese Angeln der Bewegung, welche neuerdings das gesellschaftliche wie das politische Leben gleicherweise durch ihren Einfluß aufgeregt und bedingt haben, und jene Namen und Begriffe lassen sich noch in mancherlei Abstufungen hamäleonartig modificirt erblicken, je nachdem sie von der einen Richtung zur andern hinüberspielen und in dieser oder jener Seite des Lebens und Wissens wurzeln. Ihnen gegenüber befinden sich, theils als angegriffene, theils als ebenfalls angreifende Gegensätze, die nicht minder der Zeit eigenthümlichen Bewegungen des Rationalismus, Liberalismus, Identitätsidealismus und der speculativen Philosophie überhaupt, welche dem Glauben und Gefühl das Wissen und Bewußtsein gegenüberstellt. Diese Hauptrichtungen der innern Zeitgeschichte, die das allgemein aufgezeugene und sogar der Mode dienende Aushängeschild der wissenschaftlichen Tagespolemik sind, zeigen sich zwar in einem unablässigen Parteikampf gegeneinander, der von allen Seiten auf Tod und Leben geführt wird, aber man darf diesen Kampf nicht als einen solchen ansehen, in welchem für die eine oder die andere Partei ein entscheidendes Resultat, durch das sie zu siegen und zu herrschen berufen würde, hervorgehen könnte. Vielmehr bestehen und erzeugen sich diese Gegensätze selbst eben nur in der wechselseitigen Reibung und Reaction, in der sie sich zueinander befinden, und sie existiren nur in der Polemik, welche sie ausüben. Sie sind aber ihrer Erscheinung nach nichts Anderes als die Phänomene einer großen Gährungs- und Durchgangsperiode, aus welcher eine neue Umgestaltung der intellectuellen Cultur des Geschlechts allmählig herauswachsen wird; sie sind die Nebelschleier, durch welche das an ihnen sich brechende Licht der Wissenschaft sich hindurchzuringen hat, um sich im Kampf zur vollendeten Einheit ihrer Idee immer siegreicher zu entwickeln. Weil aber der heimische Grund und Boden der in Rede stehenden Begriffe die Polemik ist, in der sie gegen sich auftreten und durch die sie sich erzeugen, so folgt daraus auch schon der schwankende und widerspruchsvolle Charakter dieser Begriffe selbst, die auf der Spitze, zu welcher sie der immer vielseitiger und verwickelter gewordene Parteistreit unserer Tage hinaufgetrieben hat, keiner sie streng fesselnden Definition Stand halten, und in mancher Beziehung sich so vermischen und sogar in ihre eignen Gegensätze überschlagen, daß es bei der Bezeichnung des einen oder andern dieser Begriffe sehr darauf ankommt, von welcher Seite sie ausgeht, und unter welchen subjectiven und selbst localen Be-

dingungen sie zu verstehen ist. Denn den Vorwurf des Mysticismus und Pietismus kann man von den verschiedensten Standpunkten aus laut werden hören, wo er dann, bei unverändert gebliebenem Namen, einen gleichwol immer veränderten Sinn und Bezug hat. So wird auf der einen Seite der Philosophie selbst Schuld gegeben, daß sie Mysticismus sei, wenn nämlich der flache populaire Verstand ihr Ankläger wird, der seine empirische Durchsichtigkeit im Reich der Speculation nicht wiederfindet und daher das von ihm Unverständene als Unverständlichkeit, als Mysticismus ausschreit. In dieser heutzutage sehr gangbaren Weise bedeutet der Mysticismus gewissermaßen etwas Positives, denn die Philosophie, als die Uridee der Wissenschaften selbst, kann nie einer ihr auferlegten Negation preisgegeben werden, sondern sie verneint vielmehr durch das Wesen ihrer Dialektik jede Negation wieder und erhebt sie so zu etwas Positivem. Dann tritt aber auch die Philosophie selbst wieder als Anklägerin des Mysticismus und Pietismus auf, indem sie die in Religion und Wissenschaft vorherrschende bloße Gefühlsrichtung und den verschwimmenden, supranaturalistischen Inhalt derselben damit als etwas Negatives bezeichnet. Doch auch der Pietismus erhebt sich zur Polemik, indem er sich nicht bloß gegen den Rationalismus wendet, den er als unchristlich bekämpfen will, sondern auch gegen die Philosophie der Zeit oder den Idealismus, den er als pantheistisch verdammt. Hier hat jedoch in dem Parteistreit des Tages der Pietismus mit seinem ärgsten Feind, dem Rationalismus, etwas gemein, denn auch der Rationalismus kehrt sich gegen den Idealismus und dessen sogenannte pantheistische Richtung, jedoch keineswegs zu Gunsten des Pietismus selbst, sondern er macht es vielmehr der Identitätsphilosophie eben zum Vorwurf, daß sie es sei, welche durch ihre Lehre den Mysticismus und Pietismus der Zeit erzeuge und begünstige, wie z. B. Bretschneider in der bekannten Abhandlung: „Über den Hang zum Mysticismus in unserer Zeit“ (in Pölig's „Jahrbüchern der Geschichte“, 1829) ausdrücklich gethan hat.

Von der Verwirrungstheorie dieser Meinungskämpfe liefern vornehmlich die berüchtigten hallischen Streitigkeiten einen praktischen Beleg, welche seit 1829 eigentlich den Hauptstoß zu der öffentlich und immer feindseliger gegeneinander hervorgetretenen Polemik dieser Parteien auf dem Felde der Theologie und Philosophie gegeben haben. In Halle, dessen Universität nicht nur unter der Mitwirkung Spener's, auf welchen ohne Zweifel der heutige Pietismus als auf seine ursprünglichen und reinen Anfänge geschichtlich zurückzuführen ist, hervorging, sondern wo auch der ebenfalls dieser Richtung angehörige Franke lebte und wirkte, haben sich seitdem, merkwürdig genug, die pietistischen Regungen gewissermaßen heimlich forterhalten, und so trat diese Stadt auch in den letzten Jahren als ein Hauptsitz der deutschen Frömmerei und des Conventikelunwesens auf. Sie nährte in der Stille pietistische und separatistische Vereine, die auch unter dem gemeinen Mann ausgebreitet wurden und sich allmählig zu einer Partei entwickelten, die, durch Verbindungen verstärkt, sich immer weiter auszudehnen anfang und unter dem Volk besonders durch unentgeltliche Vertheilung von Tractäthen und Andachtschriften, welche fromme Reisende durch das ganze Land mit sich zu führen und auszustreuen pflegen, zu wirken suchte. Als Träger und Stimmführer dieser Partei bezeichneten sich Tholuck, von Gerlach, Valenti (besonders als Beförderer des pietistischen Separatismus unter der Volksclasse genannt), Schmieder und Andere. Zu gleichen Zwecken hatten sich ihnen in wohlberechneter Allianz Henning (s. d.) und die Mitarbeiter der von demselben redigirten „Evangelischen Kirchenzeitung“ angeschlossen, welche in Berlin als die sich geltend machende Partei des Pietismus ebenso die dort herrschende Hegel'sche Philosophie in polemischer Stellung sich gegenüber hatten, als die verwandten Parteigänger in Halle den selbst muthig und vor großer Zuhörerschaft lehrenden Rationalismus der Profes-

foren Wegscheider und Gesenius. Beide Gegnerclassen mußten dem Pietismus, der es längst darauf abgesehen, sich durch einen schlagenden Ausfall mächtig zu beweisen, fast gleich verhaßt sein; aber es war auf jeden Fall gefährlicher und gewagter, zuerst die berliner Philosophie anzugreifen, welche durch vorweggenommene Gunst der Behörden gewissermaßen eine officielle im preussischen Staat zu werden schien, als den hallischen Rationalismus selbst. Gegen diesen also richtete sich die „Evangelische Kirchenzeitung“ in einer von Gerlach und Hengstenberg erhobenen öffentlichen Anklage, die sich nicht begnügte, durch Auszüge aus Collegienheften der Studirenden, welche den Vorträgen von Wegscheider und Gesenius nachgeschrieben waren, darzuthun, daß die Lehre derselben die Religion und heilige Schrift gefährde und untergrabe, sondern auch zu gleicher Zeit darauf drang, durch Einschreiten der Staatsbehörde rationalistische Theologen zur Verantwortung zu ziehen und ihres Lehramtes zu entsetzen. Dieser feste Schritt, welcher jedoch in seinen Erfolgen dem Pietismus mehr geschadet als genützt hat, veranlaßte darauf eine Flut von Streitschriften für und wider die angeregte Sache, in welchem die durch das ganze Labyrinth dieser Fehde als die Werkmeister sich hindurchziehenden Begriffe des Mysticismus, Pietismus, Fanatismus, Rationalismus und Idealismus sich gegeneinander aufboten und hinlänglich Gelegenheit hatten, sich in der ihnen inwohnenden Dialektik nach allen Richtungen hin zu entwickeln. Von der hierauf bezüglichen polemischen Literatur nennen wir nur die „Urkunden, betreffend die neuesten Ereignisse in der Kirche und auf dem Gebiete der Theologie, zunächst in Halle und Berlin“ (Leipzig 1830), und die beiden „Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben“, von Bretschneider (Leipzig 1830). Dieser griff in die Streitfrage ohne Zweifel durch die sehr verständige und ruhige Auseinandersetzung ein, daß man die Sache auf dem Boden der Wissenschaft beharren und im Gebiete derselben sich durchkämpfen lassen solle, ohne die Staatsgewalt dabei zu einem Einschreiten zu veranlassen, das, der Idee nach ihr kaum zustehend, auch nicht anders als gefährlich und zweideutig wirken werde. Indem er selbst aber natürlicherweise auch als Gegner des Pietismus austrat und dem für das philosophische Bedürfnis der Zeit seiner Meinung nach unentbehrlichen Rationalismus das Wort rebete, begegnete es ihm, daß er den Rationalismus im Sinne der Philosophie überhaupt geltend machte und mit derselben als identisch erscheinen ließ. Der Rationalismus ist jedoch ebenso wenig die Philosophie selbst oder die schon vollendete Verwirklichung einer speculativen Theologie, als auf der andern Seite dem Pietismus die unverfälschte Wahrheit der Religionsidee innewohnt. Wie dem im Glauben und Ahnen sich befriedigenden Pietismus die auf das absolute Wissen dringende speculative Theologie, welche der Idealismus der neuesten Philosophie erzeugt hat, polemisch gegenüber tritt, so wird auch der Rationalismus, der eigentlich gar keiner bestimmten zeitgemäßen Philosophie angehört, sondern nur in die einseitige Kategorie des reflectirenden Verstandes fällt, durch das Wesen der speculativen Philosophie verneint und ausgeschlossen und ihm von diesem Standpunkt ebenso wenig eine wirklich philosophische Dogmatik zugestanden, als dem Pietismus eine wahrhaft christliche Frömmigkeit. Dagegen ist auch wieder der Pietismus, um in der Charakteristik dieser höchst dehnbaren und fast Alles in sich aufnehmenden Begriffe weiterzugehen, keineswegs in all seinen Erscheinungen diese unspeculative und unwahre Richtung, als welche er dem Rationalismus und auch dem Idealismus von ihren verschiedenen Standpunkten aus gleicherweise gilt. Wir denken dann natürlich nicht an die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, aber der Steffens'schen Religionsansicht z. B., die auch Pietismus genannt wird, dürfte das speculative und philosophische Element unmöglich abzuleugnen sein. Betrachtenswerth ist von einer andern Seite wieder die Bedeutung, welche der evangelische

Pietismus unter manchen Verhältnissen als Annäherung an den Katholicismus gewinnt, worauf auch Bretschneider aufmerksam macht, indem er bemerkt, daß nicht nur viele Proselyten des Katholicismus vorher Pietisten waren, sondern auch Hengstenberg selbst den eigentlich ganz katholischen Grundsatz bekenne, die Schrift nach der Tradition zu erklären. Andern dagegen erscheint der Pietismus ferner noch als eine Durchgangsstufe, auf welcher die verschiedenen, sich gegenüber stehenden Religionsparteien der Zeit sich zu berühren bestimmt wären, um hier einen Vereinigungspunkt zu ihrer endlichen Ausgleichung und Sineinandersmelzung zu finden.

Was den Mysticismus anbetrifft, so ist er in seiner Erscheinung nicht weniger vielseitig, beziehungsreich und in die Zeitentwicklung eingreifend. Es kommt bei ihm am allermeisten darauf an, in ihm selbst zu unterscheiden und den echten Mysticismus, welcher in den das irdische Dasein tief durchdringenden Mysterien des Lebens, Glaubens und Wissens allerdings vorhanden ist und als solcher auch in der Wissenschaft das Streben nach dem für den flachen Verstand freilich immer ein Verborgenes bleibenden Urgrund der Erscheinungen bezeichnet, von dem krankhaften, negativen und unphilosophischen zu trennen, der mit dem Geheimnißreichen der Dinge entweder nur ein trügerisches und absichtliches Spiel treibt, oder, nur die formelle Seite des Mysteriums berührend, an derselben zu Schwärmereien, Verzückungen und sogenannten innern Erleuchtungen sich aufregen läßt, die ihm statt des Eindringens in die Tiefe gelten. Das, was an der Speculation unserer Tage als Mysticismus erscheint, dürfte freilich meistens einen gemischten Charakter an sich tragen, und so ist es vornehmlich in den Bestrebungen, welche wir aus den zeitgemäßen Berührungen zwischen der Philosophie und Theologie und der daraus sich immer systematischer hervorbildenden speculativen Theologie sich erzeugen sehen. So hat besonders Franz Baader's System („Vorlesungen über speculative Dogmatik“, 2 Hefte, Münster 1830) der Hinneigung zum Mysticismus nicht entgehen können, der sich bei ihm aus Speculation und Supranaturalismus gemischt erweist. Nicht philosophisch genug hat Heinroth in seiner „Geschichte des Mysticismus“ (Leipzig 1831) diesen Begriff aufgefaßt, den er zu sehr bloß als psychische Verirrung vom Standpunkt des Seelenarztes aus ansieht. Unbefangene Bemerkungen über die geschichtliche Entwicklung der hier betrachteten Begriffe bietet eine kleine Schrift von D. von Göln: „Historische Beiträge zur Erörterung der Begriffe Pietismus, Mysticismus und Fanatismus“ (Halberstadt 1830), in welcher jedoch die genauere Beziehung auf die Verhältnisse derselben in der nächstliegenden Gegenwart vermißt wird. (47)

N.

Naegele (Franz Karl), Geheimrath und Professor der Arzneiwissenschaft in Heidelberg, geboren am 12. Jul. 1778 zu Düsseldorf, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in dem dortigen Jesuitencollegium und wurde schon früh von seinem Vater, der Stabsarzt, Medicinalrath und Director der chirurgisch-medizinischen Schule war, in das Studium der Heilkunst eingeführt. Schon als Knabe durfte er das anatomische Theater besuchen; er wurde an das Krankenbett geführt und versah zwei Jahre hindurch die Stelle eines Prosector's und Repetitor's der Anatomie und Physiologie an jener Lehranstalt. So vorbereitet, studirte er später in Strasburg, Freiburg und Bamberg, wo er 1800 die medicinische Doctorwürde erhielt. Er besuchte alsdann noch mehre größere Lehranstalten, und in sein Vater's